

Meiner Lotte,
Rudolf Geigy
und den Nashörnern
in Dankbarkeit

Rudolf
Schenkel

Mission
Nashorn

Auf der Fährte
des seltensten Säugetiers
der Welt

... Hallwag Verlag Bern und Stuttgart

Wir Menschen und unsere «wilden Brüder»

Nach dem ersten Buch Mose sprach Gott am Morgen des sechsten Tages:
«Lass uns Menschen machen, uns zum Ebenbild, die da herrschen über
alle Tiere.»

Lautet dieser Entschluss schon recht bedenklich für die Tiere, so klingt
der Segen, dessen Noah und seine Nachkommen nach der Sintflut teil-
haftig werden, für die Tierwelt restlos verhängnisvoll: «Sind fruchtbar
und mehret euch und erfüllet die Erde, Furcht und Schrecken vor euch
erlasse die Tiere; in eure Hände seien sie gegeben. Sie stehen euch zu
einer Ernährung zur Verfügung wie das grüne Kraut. Auch will ich es an
allen Tieren rächen, wenn Menschen durch sie unkommen.»

Der sich als Ebenbild Gottes verstehende Mensch verbreitet in der Tat
Furcht und Schrecken unter den höheren Tieren. Seit ältesten Zeiten ist
eine Folge seiner Herrschaft nicht so sehr ihre Unterwerfung als vielmehr
ihre Ausrottung. Nach neueren Forschungen haben Frühmenschen in
Afrika im Verlauf von etwa hunderttausend Jahren 26 der 66 damals auf
dem Kontinent existierenden Gattungen von Grosssäugern ausgerottet.
Mit Hilfe steinzeitlicher Waffen und dank der Taktik der Gruppenjagd
brachten sie es zustande, sich von schwerfälligen Arten der grossen Säuger
wie von «grünem Kraut» zu ernähren, bis diese schliesslich ausstarben.
Noch schlimmer hausten die Frühmenschen in Nordamerika nach der
päléo-indianischen Einwanderung. Innerhalb von höchstens fünfzehn-
tausend Jahren wurden 33 der damaligen 49 Gattungen der grossen Säuge-
tiere Nordamerikas vernichtet.

Die Aufnahmen stammen vom Verfasser und seiner Frau,
mit Ausnahme der Bilder auf Seite 186/187 (E. Schürmcher,
mit Genehmigung des Bertelsmann-Verlags), Seite 106 unten (R. Immler),
Seite 87 oben und 123 unten (J. Halder)

© 1971 Hallwag AG Bern

Printed in Switzerland

Seit der Mensch über leistungsfähige Feuerwaffen verfügt, ritort er in viel kürzerer Zeit und mühelos auch mit den anpassungsfähigeren unter den Grosstieren auf. Nach Ziswiler* wurden allein in den letzten zweitausend bis dreitausend Jahren etwa 100 Vogel- und 50 Säugerarten ausgerottet; und noch weit grösser ist die Zahl der heute in ihrer Existenz bedrohten Arten. Die Art Mensch aber erfüllt in immer verhängnisvollerer Anzahl die Erde...

Das Gesamtbild ist erschütternd: Aber es gibt doch auch einige Lichtblicke. Dazu gehört etwa der noch immer vorhandene Wildreichtum der ostafrikanischen Steppen. Die hier beheimateten Nomaden leben seit vielen Jahrhunderten nicht von der Jagd, sondern von der Viehzucht. Durch eine einfache aber wirksame Massnahme beeinflussen sie die Vegetation: Sie brennen gegen Ende der Trockenzeit die Steppe ab. Dadurch wird das dünne Grasstroh beseitigt, und die jungen Grassprossen können in der Regenzeit ungehindert aufschliessen. Ausserdem zerstört das Feuer die aufgekommene Sprosslinge der Buschpflanzen. Ohne Feuer würde allmählich eine Buschvegetation überhandnehmen und das Gras weitgehend verdrängen. Durch sein Eingreifen erhält der Viehnomade die Grassteppe, von der sich sein Vieh ernährt. Damit erhält er aber gleichzeitig auch den wilden Grasfressern, den vielen Antilopen, dem Kaffernbüffel, dem Zebra und anderen mehr den Lebensraum und indirekt auch den Grossraubtieren und Anflressern. Eigenartigerweise haben die Viehnomaden in den wilden Habitaten nicht Nahrungskonkurrenten ihrer Haustiere gesehen, und damit hatten sie — ökologisch gesehen — auch recht. Denn durch die vielen Arten mit ihren doch etwas verschiedenen Geschmackern wird die Steppe gleichmässiger abgeweidet und gründlicher gedüngt, als wenn nur Vieh zur Weide ginge. Das ergibt die besten Voraussetzungen für die Erhaltung der Steppe in ihrem Reichtum an Grastypen.

So hat über viele Jahrhunderte der Mensch als Viehnomade zur Erhaltung eines ökologischen Systems der Steppe, das ihn selbst, sein Vieh,

Wildtiere und Vegetation umfasste und eine erstaunliche Fülle an Leben hervorbrachte, entscheidend beigetragen.

Warum herrschen nicht ähnlich günstige Bedingungen für die Grosstiere in anderen Zonen? Offenbar leben die grossen Säuger in all jenen Gebieten, wo der Mensch Ackerbau betreibt, unter härtestem Druck, oder sind ihm bereits erlegen. Ackerland gewann der Mensch durch Einbrechen in den Urwald. Der Wald in seiner mächtigsten Ausformung lässt keine Entfaltung des menschlichen Lebens zu; aber auch die Grosstiere gedeihen nicht in ihm. In den Grenzzonen des Waldes und überall da, wo dieser Einbruch erleidet, treten die grossen Säugtiere auf. Die Lichtungen, die der Mensch in mühseliger Arbeit zustande brachte, zogen unwillkürlich auch die grossen pflanzenfressenden Säuger an, und um die Kulturpflanzen, die des Menschen Nahrung bildeten, entspannte sofort die Konkurrenz zwischen ihm und diesen Tieren. Schweine, Hirsche, wilde Rinder, rote Affenarten, Elefanten und asiatische Nashörner, sie alle gefährdeten seine Pflanzungen. Wollte er leben, so musste er — zumindest in einem gewissen Ausmass — Furcht und Schrecken unter den Tieren verbreiten. Ein friedliches Zusammenleben zwischen Mensch und Grosstieren, wie es für die ostafrikanischen Steppen typisch war, gab es in Ackerbaugebieten nie.

In früheren Zeiten wurde der Ackerbau in den Tropen nach einem System betrieben, das teilweise heute noch praktiziert wird und im Englischen mit «shifting cultivation» und auf malayisch als «ladang» bezeichnet wird. Die Männer einer Familie oder Dorfgemeinschaft fällen mit primitiven Handwerkzeugen alle Bäume eines Waldstücks und hacken auch Büsche und Stauden ab. Während der Trockenzeit überlässt man dieses «Schlachtfeld» sich selbst, und vor der nächsten Regenzeit wird die ausgedorrte Vegetation in Brand gesetzt. Die so gewonnene Ackerfläche wird mit Beginn der Regenzeit zum erstenmal bepflanzt. Sie bringt meist während zwei bis drei Jahren guten Ertrag; dann ist der Boden ausgenuzt. Rechtzeitig muss darum ein neues Stück Wald geschlagen werden. Der ausgebrauchte Ladaug wird sich selbst überlassen. In ihm wachsen zunächst Pflanzenarten, die darauf spezialisiert sind, frei gewordene, offene Flächen rasch zu besiedeln. Es sind dies vorwiegend Stauden und Sträucher, die als

* V. Ziswiler, Bedroht und ausgerottet: kleine, verständliche Wüstenschaft, Springer 1965.

Keimlinge starke Beleuchtung ausstrahlen. Meist vermögen diese Arten das Feld nicht auf die Dauer zu behaupten. In ihrem Schatten kommen die Sämlinge von Bäumen auf, die langsamer wachsend, allmählich Büsche und Stauden überrunden, beschatten und dadurch eingehen lassen. So entwickelt und wandelt sich die sekundäre Vegetation im Sinne einer natürlichen Aufeinanderfolge, bis ein Endzustand erreicht ist.

Die Pflanzungen selbst wie auch die verlassenen Ländchen bildeten seit alters Anziehungspunkte für die grossen Pflanzenfresser. In dieser Vegetation fanden sie reichliche Nahrung — aber auch ihres gefährlichsten Feind, den Menschen. Trotz der Feindschaft zwischen ihm und den Grosstieren, herrschte über lange Zeiträume eine Art Gleichgewicht. Die Grosstiere fanden Nahrung in den neuen und den verlassenen Pflanzungen und richteten Schaden an. Durch Jagd und durch Furgamie Fallen hielt der Mensch den Schaden in Grenzen und kam zugleich in den Besitz erlegter Tiere und damit wertvoller Teile ihres Körpers. Wohlfährigkeit und Schönheit der Herd erhöhten das Risiko der Jagd und verringerten deren Erfolg. So schaden und nützen sich also Mensch und Grosstiere gegenseitig, beschränkten sich gegenseitig in der Dichte ihres Vorkommens und blieben doch als Arten erhalten.

In neuerer Zeit hat sich die Situation überall zu Ungunsten der Grosstiere gewandelt. Aus dem Bereich der ostafrikanischen Steppen ist die ehemalige Tierart weitgehend verschwunden. Die Weissen brachten bessere Waffen und betrieben die Grossjagd als Schädlingbekämpfung, als Löwen in Verbindung mit sportlicher Anstrengung oder als bequem organisierte Massschlachten. Sie führten auch Medizin und Veterinärmedizin in den tropischen Ländern ein. So kam es schliesslich zur »Bevölkerungsexplosion«. Heute brauchen die Viehhirten mehr Vieh für ihren Lebensunterhalt und ihre Herden mehr Nahrung. Übernutzung der Vegetation der Steppe ist die Folge. Sie führt zu jahreszeitlicher Ausdörrung und Erosion durch Wasser und Wind. In manchen Gebieten droht eine völlige Verwüstung. Dieser Entwicklung entgegen wirken auch die Wildtiere.

Auch in den Arkenlandschaften ist das frühere Gleichgewicht zusammengebrochen. Die Ackerbauern benötigen heute grössere Anbauflächen. Auch

sie gefährden, ja zerstören in manchen Gebieten die Fruchtbarkeit des Bodens auf unbeschreibbare Zeit. Um Wildschaden zu vermeiden, stellen sie den grösseren Tieren mit immer wirksameren Waffen nach und bringen sie zum Verschwinden. Zudem wirkt sich die illegale Jagd als Erwerbszweig in allen Ländern, wo Kontrolle und Strafwesen sich als lückenhaft erweisen, je länger desto verhängnisvoller aus.

Wie wird sich die Situation entwickeln? Alles hängt von den Anstrengungen ab, die zum Schutz natürlicher Zonen und Landschaften mit ihrem Reichtum an Pflanzen und Tieren unternommen werden. Lässt man in diesen Bemühungen nach, so werden in einigen Jahrzehnten mehrere hundert Tierarten, vor allem Säuger, Vögel und weitere Wirbeltiere, vernichtet sein. Wir Menschen sind tatsächlich im Begriff, die faszinierendsten Lebewesen unserer Erde auszurotten. Nur der zielbewusste Einsatz vieler kann diesem traurigen Schicksal des höheren Lebens auf der Erde Einhalt gebieten.

Wie man «auf Nashörner kommt»

Vom Ende des Jahres 1962 bis zum Frühling 1965 lebten wir mit kurzem Unterbruch in Nairobi. Die schweizerische Entwicklungshilfe hatte mich als Gastdozent für Zoologie an das University College in Nairobi delegiert. Dort, meine Frau, befasste sich mit einem Problem der Parasitologie, nämlich der von Zecken übertragenen Rinderkrankheit, die man Ostküstenfieber nennt. Es war eine belebte Zeit, KANU, die Partei Kenyatas, errang die politische Führung während der Phase der Umwandlung der Kolonie in eine Nation des Commonwealth, und Kenyatta selbst wurde mit «Uhuru» (Freiheit) der erste Präsident des freien Kenya. Das menschliche Klima war ebenso faszinierend wie die Berge, Steppen und Seen von Ostafrika, mit ihrem unvergleichlichen Reichtum an Tieren — vor allem Vögeln und Säugern jeder Grösse. An freien Halbtagen während der Woche war ich meist schon mit Tagesanbruch im Nairobi Nationalpark; übers Wochenende fuhrten wir zusammen in die weitere Umgebung, und in den Ferien reichte es zu längeren Aufenthalten in den verschiedenen Nationalparks und Wildreservaten Ostafrikas.

Will man in der Schweiz Wildtiere beobachten, so sieht man sich infolge ihrer Furchsamkeit und zum Teil auch ihrer versteckten, nächtlichen Lebensweise vor grosse Schwierigkeiten gestellt. In manchen Schutzgebieten Ostafrikas aber leben viele Tiere ohne Scheu und oft fast ohne Deckung in der weiten Gras- oder Buschsteppe. Die Gelegenheit zum Beobachten ist demart reich und vielseitig verlockend, dass ich mich fast nicht dazu entscheiden konnte, nur eine einzige Tierart in den Mit-

telpunkt meiner Beobachtungen zu stellen. Im Nairobi Nationalpark spielte sich das Sozialleben der Löwen in den frühen Morgen- und Abendstunden in völliger Offenheit ab. Etwa dreissig Kilometer von Nairobi lehren mehrere Sippen der eleganten schwarz-weissen Guertaxaffen in Waldstücken, die man an Streuliegen inmitten einer Teefarm hatte stehen lassen. Etwas weiter entfernt von der Hauptstadt, im Amboseli-Reservat, zu Flüssen des Riesenberges Kilimandscharo, faszinierten uns die Schwarzen- oder Spitznashörner ganz besonders. Wir konnten bald einmal zehn Oransässige individuell kennen. Da waren die beiden Damen «Bertha» und «Lily»; sie fanden wir immer beisammen; sie glichen einander in Hornform und Hautfalten, waren aber sicher nicht gleich alt. Zu diesen beiden gesellte sich häufig ein jüngerer Bulle von ungefähr gleicher Grösse, von uns «Boy» genannt, der den beiden Kühen deutlich glich. Bertha, die ältere Kuh, protegierte Lily gegen Boy, und dieser fügte sich jeweils. Sah das nicht ganz aus wie Mutter, Tochter und Sohn? Gelegentlich schloss sich ein mächtiger Bulle mit langem Vorderhorn, «Rex», den beiden Damen an. Dann war Boy überhaupt nicht zu sehen oder abseits allein für sich. Mehrmals, wenn Rex sich bei Bertha und Lily eingefunden hatte, war auch noch eine dritte, etwas kleinere Nashornähnel dabei, «Mädi».

Diese Tiere fanden wir nahezu regelmässig im selben etwa sechs Quadratkilometer grossen Gebiet. Nicht weit davon, aber durch einen Sumpfgürtel getrennt, befand sich das Exkursionsgebiet eines Bullen, der ohne Ohrenscheln geboren worden war, «Pixie». Wir entdeckten ihn einmal vor Sonnenaufgang schlafend mitten in der offenen Steppe. Er erwachte, erhob sich und bewegte sich langsam auf den Sumpf zu. Da kam gerade in lockerer Formation ein Rudel von fünf «halbhaarigen» Löwinnen und Löwen des Wegs. Zwei von ihnen näherten sich Pixie von beiden Seiten in halbem Schleichgang. Pixie hob seinen Kopf und schritt zuerst dem einen, dann dem anderen Löwenjüngling entgegen, und diese wichen in leichtem, halb spleenischem Trotz zurück. Pixie setzte seinen Weg fort und begann an den Blättern zu fressen, die am Rande des Sumpfes stehen. Als er ein Pflätzchen erreichte, das ohne Vegetation und dicht mit Mist bedeckt war, drehte er ihm die Hinterseite zu, mistete ausgiebig und zet-

stieß dann die Ballen mit schartend-kickenden Bewegungen der Hinterfüße.

Mit dem Essen kam der Appetit! Je mehr Einblicke ins Leben der Nashörner wir gewannen, desto mehr reizte es uns, sie genauer kennenzulernen. So kamen wir zum erstenmal «auf die Nashörner». Wir kauften uns einen älteren Landrover, fuhren an freien Tagen in Nashorngebiete und beobachteten die gelühten Schwergewichtler vom Fahrzeug aus. Es kam dann bald anders. Der Chief Game Warden des Tsavo National Park East, David Sheldrick, war sehr interessiert an einer Untersuchung «seiner» rund tausend Nashörner und liess unsere Mitarbeit im Tsavo-Ost willkommen. Er wies uns ein Studiengebiet im Norden des Galana River zu, das für Besucher gesperrt war, stellte uns ein Zelt zur Verfügung und das Benzin für unsere Fahrten im Park sowie afrikanische Helfer, deren Aufgabe sonst die Bekämpfung der Wilderer ist. Da in unserem Untersuchungsgebiet nur wenige fahrbare Routen existierten, waren wir berechtigt, uns zu Fuss zu bewegen und überhaupt alles zu unternehmen, was unsere Untersuchung fördern konnte.

So strichen wir denn täglich durch die heisse, trockene Steppe, durch hartes Steppengras, durch Sträucher und Buschdickicht. Wir stiegen die Steilhänge des Yatta-Plateaus hinauf und hinunter und durch ausgetrocknete Bachgräben; wir blickten Ausblick von Territenhaufen und Lavafelsen aus, wir folgten den grosszügig dem Gelände angepassten breiten Pfaden der Elefanten und den schmäleren, weniger geradlinig verlaufenden Wechsellinien der Nashörner. Von Schweiß und Staub reinigten wir uns im Galana River, dessen Krokalle mehr Angst vor uns hatten als wir vor ihnen. Manche Nächte verbrachten wir nicht im Zelt, sondern unter freiem Himmel auf einem Hügel mitten im Beobachtungsgebiet, lauschten dem «Choc-Brüllen» des residierenden Löwenrudels, dem heulenden Rufen der Tüpfelhyänen und dem heissen Trompeten und tiefen Rollen der Elefanten. Gelegentlich fochten wir mitten in der Nacht heftige Kämpfe uns mit grossen Arzseisen, die sich unbedingt im Grasseh, das uns als Matratze diente, einlagerten wollten und unsere Geduld auf eine harte Probe stellten.

So begann unsere Nashornforschung zu Fuss. Wir folgten unseren zweihöhnigen Lieblingen durchs Gebüsch, auf dem Marsch zur Tränke, beobachteten sie beim Fressen, Trinken, Sich-Begrüssen, Lieben, Streiten. Bald konnten wir eine grössere Zahl persönlich Meist waren wir gut bewaffnet bei unserer Arbeit, nämlich mit Feldstecher und Kamera. Und da passierte es auch einmal, als ich einen kräftigen Bullen fotografieren wollte, dass ich wirklich «aufs Nashorn kam», und zwar auf seine Hörner! Legendär gelangte ich auch wieder herunter und glücklicherweise sogar nahezu unverletzt.

Daraufhin muss zuständigen Ortes der Eindruck entstanden sein, ich sei prädestiniert für die Nashornforschung. Ich erhielt nämlich eine Anfrage aus Murges, ob ich an einer Mission zum Studium und — wenn möglich — zur Rettung des Java-Nashorns interessiert wäre. Die Anfrage kam von der Survival Service Commission des Internationalen Naturschutzbundes (IUCN, Abkürzung für International Union for Conservation of Nature and Natural Resources). Diese Kommission hatte eine Mission im obigen Sinn für dringlich erklärt. Sie suchte nun einerseits nach einem geeigneten Biologen, andererseits bemühte sie sich, den World Wildlife Fund (WWF) für die Finanzierung der Mission zu gewinnen. Natürlich fragte ich Leute, ob auch sie mitmachen würde, und mir ihren Jawort ausgerüstet sagte ich dazu zu. So kamen wir wiederum «auf ein Nashorn», diesmal ein einhorniges, asiatisches. Aber bis es so weit war, verzüchtete noch einige Zeit.

Vom Java-Nashorn und seinen asiatischen Vettern

Als Knabe habe ich begeistert den alten Brehm meines Vaters gelesen. Manche Abbildungen grosser Säuger suchte ich nachzuzeichnen, und die Abschnitte, die von Lebensweise, Intelligenz und Charakter einzelner Arten handelten, beeindruckten mich tief. Das Java-Nashorn allerdings kam im Brehm schlecht weg. Es wurde in düsteren Worten beschrieben, dann folgten einige Angaben über sein Verbreitungsgebiet. Nichts über sein Leben, keine Abbildung. Daher gewann dieses Nashorn damals auch keine Gestalt in meiner Vorstellung; ja es verschwand völlig aus meinem Bewusstsein. Im Jahre 1917 aber erwähnte Professor Heini Hediger diese dritte asiatische Nashornart in einer Vorlesung über Grosssäuger. Er sprach von der Gefährdung aller Nashörner, ganz besonders der asiatischen, und erwähnte das Java-Nashorn als eine Art, die unmittelbar vor der Ausrottung stehe. Das Verhängnis, das die Nashörner bedrohe, sei der in Südostasien und China herrschende Aberglaube, dass aus Hörnern und anderen Körperteilen dieser Tiere hergestellte Medizin spezielle Zauberkraft besitze.

Jenen Jahren folgte der zweite Weltkrieg; dann die Nachkriegsjahre mit mancherlei Sorgen und Anliegen. Bis zur erwähnten Anfrage aus Murgenthal blieb mir tatsächlich nichts an dieses Nashorn und sein Schicksal erinnert. Nun musste ich feststellen, dass ich eigentlich nichts über das Tier wusste.

Dass es in Indonesien Nashörner gab, ist bereits in Dokumenten festgehalten, die vor zweitausend Jahren verfasst wurden, nämlich in den Annalen des chinesischen Kaiserhofes. Ein Eintrag zu Beginn unserer Zeitrechnung berichtet, dass in Atjeh (im Norden von Sumatra) ein Nashorn

für den kaiserlichen zoologischen Garten lebend gefangen wurde. In späteren Dokumenten über den chinesischen Aussehenhandel spielen Hörner von Nashörnern aus Indonesien eine Rolle. Sogar noch für die Jahre 1917 bis 1927 existiert eine amtliche Zusammenstellung der holländischen Kolonialverwaltung über das gesamte Gewicht und den Preis der Hörner, die pro Jahr aus Indonesien nach Singapur und China legal exportiert wurden.

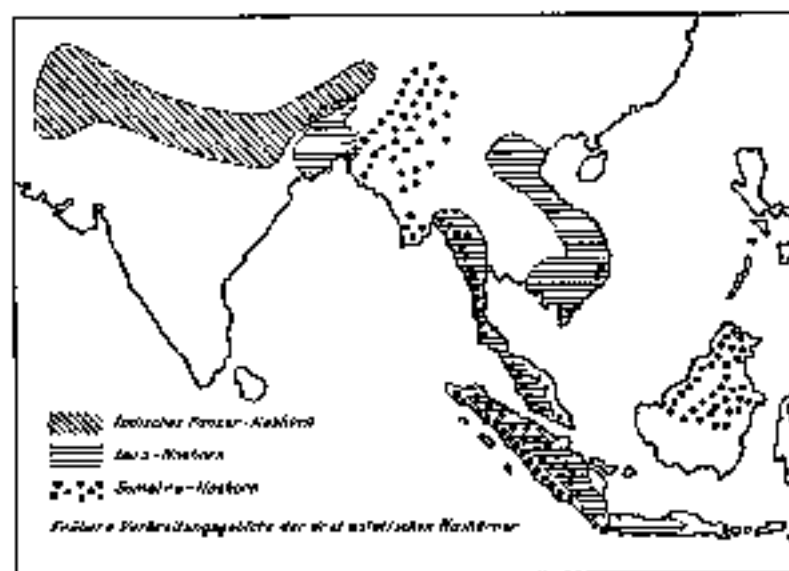
Nun möchte man natürlich wissen, wo in Indonesien man Nashörner jagte, um ihre Hörner nach China zu verkaufen, und vor allem, welche Nashornart verfolgt wurde. In den älteren Berichten ist fast ausschließlich von Sumatra die Rede; aber das beantwortet die Frage nach der Nashornart noch nicht. Dass das Java-Nashorn in Java beheimatet war und das Sumatra-Nashorn in Sumatra, ist eben nur ein Teil der Wahrheit. Die ganze Wahrheit wussten sogar manche Fachzoologen bis in unser Jahrhundert hinein nicht.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Vermutung geäussert, dass es in Indonesien ein einhöriges Nashorn gibt, das sich von dem seit alters bekannten indischen Paracethorn in einigen Merkmalen unterscheidet. Material von dieser Nashornart gelangte einige Jahrzehnte später nach Paris, und 1822 gab Desmarest, ein Mitarbeiter Cuviers, auf Grund seiner Untersuchung dieses Materials dem betreffenden indonesischen Einhorn einen besonderen Artnamen: *Rhinoceros sondaicus*. Damit waren aber längst nicht alle Probleme geklärt. Die holländischen Zoologen in Bogor — oder Buitenzorg, wie es damals hiess — waten sich bald und mit Recht klar darüber, dass *Rhinoceros sondaicus* diejenige Nashornart war, die in Java lebte. Das Tier wurde dementsprechend «de Javaanse Neushoorn» oder das Java-Nashorn genannt. Nun wusste man aber, dass in Sumatra eine kleine, behaarte, zweihörnige Nashornart lebte, und anfangs des 19. Jahrhunderts hatte man diese mit dem Namen *Rhinoceros* — später *Dicorhinus* — *sumatrensis* versehen, daraus wurde logischerweise «de Sumatraanse Neushoorn», das Sumatra-Nashorn.

Nachdem nun einmal diese beiden Namen galten, übergab man einfach die Feststellung verschiedener, vor allem englischer Zoologen, dass auf Sumatra neben dem zweihörnigen Sumatra-Nashorn auch das einhörige

Java-Nashorn vorkommt. Die ungläubigsten waren die holländischen Zoologen in Batavia, die bisher schrieb noch 1925 vom Java-Nashorn: «Es lebt nur auf Java.» Nun, einige Jahre später hätte er recht gehabt: Man war die Art überall ausserhalb Java ausgerottet, und auch in Java waren nur noch ein bis zwei Dutzend Individuen verschont geblieben.

Im grossen und ganzen gelang es den Zoologen um die Jahrhundertwende, die ursprünglichen Verbreitungsgebiete der asiatischen Nashörner annähernd zu bestimmen. Allerdings kam diesen Feststellungen fast nur noch historische Bedeutung zu; überall war die Ausrottung kaum mehr aufzuhalten. Heute kommen die drei Arten nur noch in winzigen «Inseln» ihrer einstigen Lebensräume vor. Entsprechend klein sind ihre Bestände.



Die Kartenskizze zeigt das frühere Vorkommen.

Art	Bestand	Gebiet
Indisches Panzernashorn	ca. 600	Reservate in Indien (Assam, Bengalen, Nepal)
Java-Nashorn	20—30	Ujung-Kulon-Reservat, Westjava
Sumatra-Nashorn	50—100?	winzige versäumte Populationsreste in Borneo (?), Malaysia, Sumatra, Borneo (?)

(? — sichere Angaben aus neuerer Zeit fehlen völlig)

Wie kam es wohl zu den Grenzen der ursprünglichen Ausbreitung der drei Arten? Die Anpassung an ganz bestimmte Biotope scheint mit eine Rolle gespielt zu haben. Das Indische Nashorn lebte in den Stranggebieten von Indus, Ganges und Brahmaputra mit ihren weiten, offenen Uferwäldern, ihren unzähligen toten und versumpften Flussverzweigungen, und in den angrenzenden Hügelandschaften. Sumatra- und Java-Nashorn dagegen bewohnten Gebiete mit dichter, vielfach waldartiger Vegetation von der Küste und von Sumpfgebieten des Tieflandes bis zu den Bergen von über 3000 Meter Höhe. Ihre Verbreitungsgebiete stimmten in Hinterindien, der malayischen Halbinsel und Sumatra im grossen und ganzen überein. Warum aber kam auf Borneo nur das Sumatra-Nashorn vor und auf Java nur das Java-Nashorn? Die Geologen konnten nachweisen, dass die indonesischen Inseln ehemals zusammen mit Hinterindien eine einzige Landmasse bildeten. Man darf vermuten, dass die Ausbreitung der heilten Arten nicht gleichzeitig von den gleichen Gebieten aus erfolgte, und dass ihr das Losbrechen der indonesischen Inseln von Hinterindien und voneinander auf verschiedene Weise Schranken setzte.

Von den drei asiatischen Nashörnern ist das Java-Nashorn am erbarmungslosesten verfolgt worden. Sody* berichtet, dass im 18. Jahrhundert die holländische Kolonialverwaltung in Java für erlegte Nashörner Abschussprämien entrichtete. Von holländischen Grossgrundbesitzern wurden für Gäste und Freunde die schreuslichsten Schlichtereien von Nashörnern und Barteng, den einheimischen Wildrindern, als Lustbarkeiten organisiert. Als die Tiere schon seltener geworden waren, bildeten sie immer noch ein besonders beliebtes Opfer der jagenden Sportsmänner, kann man doch so zu ganz respektablem Einnahmen und hatte erst nach Ansprich auf Bewunderung, wenn nicht gar auf Heideverehrung. Als dann zwischen 1925 und 1935 die Bestände des Java-Nashorns überall zusammenbrachen, war es ein Anliegen berühmter Museen, vor Torschluss noch die letzten Überlebenden für ihre Sammlungen erlegen zu lassen.

Gemessen an den Anstrengungen zum Umbringen der Nashörner waren die schliesslich in diesem Jahrhundert getroffenen Schutzmassnahmen noch jahrzehntelang ungenügend. Die holländische Kolonialverwaltung stellte das Java-Nashorn im Jahre 1909 unter Schutz, erteilte aber auf Antrag hin jederzeit spezielle Abschussbewilligungen. Für Sumatra waren solche noch bis 1933 zu erhalten, als dort überhaupt keine Einbömer, *Rhinoceros sondaicus*, mehr existierten.

Das Ujung Kulon wurde zunächst zum «Naturdenkmal» und erst 1921 zum Wildreservat und damit zur letzten Zufluchtsstätte des Java-Nashorns erklärt. Nun war wohl die Jagd verboten; man unternahm aber praktisch nichts gegen das Wildern bis kurz vor dem zweiten Weltkrieg. Im Jahre 1937 endlich wurde die Bewachung des Reservats angeordnet und der Aufsicht von A. Hoogerwerf unterstellt. Während des Krieges und in den Wintern der Nachkriegsjahre mit ihren politischen Umwälzungen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten erwies sich allerdings der Schutz des Reservats als äusserst lückenhaft. In schlimmen Jahren wurden beträchtliche Teile der Nashorn-Population durch Wilderer erlegt.

* H. J. V. Sody, *De Javaanse Nashoorn, Rhinoceros sondaicus*, historisch en biologisch. Boizenorg 1941.

Seit rund zehn Jahren bemühen sich nun IUCN (International Union for the Conservation of Nature and Natural Resources) und WWF (World Wildlife Fund), den indonesischen Behörden Rat und Hilfe zukommen zu lassen zum Schutz des Ujung Kulon und zur Rettung des Nashorns. Zoologen und «Wildlife»-Experten wurden nach Java entsandt, um die prekäre Situation zu untersuchen. Im Jahre 1964 hielt sich der Amerikaner Dr. Lee Talbot während sechs Monaten in Java auf. Er überbrachte einen Diesel-Landtraktor als Geschenk des WWF zur Sicherung der Landverbindung von Bogor über Labulan nach Tamandjaja, der dem Ujung Kulon am nächsten gelegenen grösseren Ortschaft. Zwei Jahre später reiste der Belgier Dr. Jacques Verschuere nach Java und überbrachte ein noch grösseres WWF-Geschenk: ein Motorboot mit zwei Dieselmotoren. Auch das Boot sollte der Verbindung Labulan—Tamandjaja dienen, ausserdem aber auch der Überwachung der Nordküste des Ujung Kulon und der Kontaktnahme mit den Wächterposten auf den Inseln Handekunt und Peurjang.

Im April 1967 waren wir an der Reihe, die begonnene Hilfsaktion weiterzuführen. Unsere Mission war als «Swiss ear-marked project» des WWF zustande gekommen, das heisst, die benötigten Geldmittel waren ganz von schweizerischer Seite aufgebracht worden. Das ist an sich schon ein kleines Wunder. Der Zauberer, der es zustande brachte, ist Professor R. Gelgy. Auf seine Initiative hin bildete sich anfangs 1968 ein Patronatskomitee für Ujung Kulon, das sich aus Basler Zoologen zusammensetzt. Dieses hat nun bereits für die Jahre 1968 bis 1970 die Weiterführung der WWF-Mission geplant und organisiert.

Professor Gelgy hat eine wichtige Unternehmung des Naturschutzes in Gang gebracht: die Rettung des seltensten Grossjägers vor dem Aussterben. Uns hat er zugleich den Weg zu einem vielseitigen Arbeitsgebiet und zu spannenden Erlebnissen erschlossen. Davon möchten wir nun berichten.

Unsere Aufgabe und wie es am Anfang aussah

Der World Wildlife Fund hatte unsere Aufgabe in einer sogenannten Projekt-Beschreibung schwarz auf weiss festgelegt. In erster Linie galt es, das Java-Nashorn in seiner Lebensweise gründlich zu studieren. Wir sollten abklären, ob das Ujung Kulon den Nashörnern günstige Lebensbedingungen bietet, Lebensbedingungen, unter denen sie gedeihen und sich vermehren können. Ausserdem wurde von uns erwartet, dass wir Vorschläge ausarbeiten würden für den Schutz des Ujung Kulon und die Hege der Nashörner, um das Überleben der Art sicherzustellen. Schliesslich sollten wir auf Grund der Ergebnisse unserer Untersuchungen die indonesischen Behörden beraten und ihnen Fragen der Betreuung des Reservats behilflich sein.

Es zeigte sich dann, dass noch zwei Nebenaufgaben auf die Erfüdigung durch uns warteten. Der 1964 gestiftete Landrover war (schon) kaputt (bereits kaputt). Seine Leidensgeschichte möchte ich hier nicht schildern. Der WWF hat nun einen neuen Landrover in Singapur kaufen lassen, und zwar durch Zoologen der Raffles University. Wir sollten auf der Reise nach Java einen Zwischenstopp in Singapur einschalten, uns vergewissern, dass die Expedition des Feldzugs richtig erfolge, die Frachtdokumente überarbeiten und schliesslich die schönste Aufgabe, wie sich zeigen sollte — den Landrover in Indonesien einführen.

Das letztendlich hängige Problem, das sich von zuhause aus nicht richtig beurteilen liess, hatte der WWF 1966 ebenfalls zur Verfügung gestellt, um auf Pulau Pentjung (Pulo bedeutet Insel, nahe dem Ujung Kulon, eine

biologische Feldstation errichten zu lassen. Anfänglich wurde uns in Aussicht gestellt, dass diese Station noch vor unserem Eintreffen errichtet werde. Im März 1967 traf dann der Bericht ein, der Bau der Station habe sich verzögert; im Mai könne erst begonnen werden, und wir sollten unsere Abreise von Anfang April um drei Monate verschieben. Das konnten wir auf keinen Fall. Aber wir waren bereit, auch ohne Station auszukommen und notfalls die Errichtung dieses Baus selber an die Hand zu nehmen.

Soweit also, was der WWF von uns erwartete. Selbstverständlich würden wir mit indonesischen Behörden und Funktionären zu tun haben, und was sie von uns wünschten und erwarteten, das stand nicht von vornherein fest.

Am 1. April flogen wir ab. In Singapur lief alles wie am Schnürchen. Die Zoologen der Raffles University waren tatkräftige Helfer und liebenswürdige Gastgeber zugleich. Während der unvermeidlichen Wartezeiten nahmen sie uns auf Exkursionen mit in Korallenriffe und zu den «Kelongs» (Bambusgewölbe im Meer, von denen aus nichts durch eine helle Lampe Fische angelockt und mit einem grossen Netz gefangen werden); sie führten uns durch den botanischen Garten mit den prachtvollen Orchideen und den freilebenden Javanenaffen (*Macaques iras*), und am Abend zeigten sie uns, wie man sich auf Plätzen mit einfachen Holzständern, die uns an die Basler Messe gemahnten, eine ausgezeichnete chinesische Mahlzeit unter freiem Himmel organisieren kann.

Als dann der Landrover verladen war, konnten wir unseren Abflug nach Djakarta festsetzen und unsere Ankunftszeit nach Bogor an unseren indonesischen Hauptpartner, das Nationale Biologische Institut, und zur Sicherheit auch an die Schweizerische Botschaft in Djakarta, melden.

Das Flugzeug von Singapur nach Djakarta war fast leer. Indonesien wurde im Jahre 1967 noch kaum von Fremden besucht. Bei unserer Ankunft auf dem Flughafen in Djakarta wurden wir von Herrn Konsul Tatti erwartet und zur Botschaft gefahren. Vom Biologischen Institut war niemand da — auch kein Bericht eingetroffen. Nun, es gibt auch in Java ein Telefon, und Bogor ist nur 60 Kilometer von Djakarta entfernt. Die Verbindung kann denn auch zustande — nach einer Stunde Wartezeit! Man

stellte uns nach einigen Minuten in Aussicht, dass wir in etwa zwei Stunden — um 14.00 Uhr — jemand mit Fahrzeug bei der Botschaft abholen werde. Es reichte also zum Mittagessen. Herr Robert Spünler von der Botschaft muss unsere leichte Nervosität geliebt haben. Er lud uns zur ersten Mahlzeit ins fremde Land ein und legte damit den Grundstein zu einer guten Freundschaft. Dann erwartete wir hoffnungsvoll das Eintreffen des Fahrzeugs. Wie warteten — bis zum Einbruch der Nacht. Gegen 18.00 Uhr fuhr ein etwas verbeultes Geländefahrzeug Marke «Nissan» vor, und ihm entstieg ein Chauffeur, ferne Herr S., ein Angestellter des Biologischen Instituts, dessen Namen er verschweigen will, und Herr Widodo, ein junger Beamter des Nature Conservation Service (Naturschutzamt) in Bogor. Widodo begrüßte uns sehr liebenswürdig, S. kollegial und ein bisschen herablassend. Wir sprachen — zu unserer Erleichterung — recht gut Englisch.

Über das spätere Geschehen und unser vergebliches Warten während dreieinhalb Stunden verlor niemand ein Wort. Wie sollten wir das deuten? Hatte man uns absichtlich nicht auf dem Flugplatz abgeholt und nun noch warten lassen? Was war der Grund, was wollte man damit erreichen?

Die 60 Kilometer von Djakarta nach Bogor brauchen wir etwa zwei Stunden. Es fielen kein leichter Regen; die Straße erschien schwarz, dafür leuchteten die Scheinwerfer der entgegenkommenden Fahrzeuge um so mehr. Einzelne Fahrzeuge schalteten überhaupt nicht auf Abblendlicht; gab man ihnen ein Zeichen mit dem eigenen Blendlicht, so fuhren sie während einer Sekunde ganz ohne Licht. Das bedeutete: «Wir können nicht abblenden, weil die Einrichtung nicht funktioniert!» Unser Fahrer fuhr ungelächelt kreuz und quer über die Straße. Seine Kunst bestand darin, trotz Regen und Gegenverkehr im Stau an den vielen tiefen Löchern im Straßenbelag vorbeizukriechen.

Im Zentrum von Bogor verließen wir die Hauptstrasse, fuhren durch ein Tor, zwischen mehreren Gebäuden hindurch, und waren plötzlich in einem dunklen, prächtigen Park. Im Licht der Scheinwerfer haben sich prächtige Baumstämme in nachschwarzen Hintergründen ab, schlank geformte hohe Palmen, das lodende Blätterwerk tropischer Kletterfarne.

Nun ging über eine Brücke, unter der ein wilder Fluss über Geröll und Blöcke rauschte, und wieder durch einen Streifen gepflegten Parkwaldes. Dann erreichten wir offenes Rasengelande. Am Fuss eines sorgfältig gemähten sanften Hanges erglühete in einem Weib halb geschlossene Seerosen. Wir fuhren den Hang hinauf und hielten oben vor einem Haus zwischen Bäumen. Das war das Gästehaus des weitherrlichen Domänen Gartens von Bogor, «Kebun Raya» (Königlicher Garten), und hier sollten wir während unserer Aufenthalte in Bogor wohnen.

Bei der ersten Besichtigung unseres Heims fiel uns auf, dass man offenbar in den letzten Jahren für den Unterhalt des Hauses wenig getan hatte: Möbel, Vorhänge, elektrische und sanitäre Einrichtungen, alles war mehr oder weniger veraltet, und in allen Winkeln huschten grosse Küchenschaben und Moskitoes im Schach und schliefen auf den abgenutzten Kappmattchen über. Erwarten gut. Am nächsten Morgen lernten wir die guten Geister des Hauses, Herrn Mardik und die drei Frauen, Djemp, Wati und Salama, kennen, die im «Guesthouse» Küche und Haushalt besorgen. Nach dem Frühstück, das ganz auf Europäer abgestimmt und entsprechend langweilig war, um ein Viertel nach acht Uhr, erschien S. mit der Mitteilung, Professor Soemarwoto, der Direktor des Biologischen Instituts, erwarte uns um — nicht Uhr zu einer Besprechung.

Ich muss gestehen, in jenen Tagen hat uns der in Indonesien übliche Umgang mit der Zeit gelegentlich etwas nervös gemacht. Mehrfach mussten wir die Ritualfahrt nach dem drückend heissen Djakarta auf uns nehmen wegen der Kisten mit unserer Ausrüstung, die per Schiff kommen sollten. Als der Dampfer dann im Hafen Tondjung Priok eingelaufen und die Fracht ausgeladen worden war, bemühten wir uns, das Material bald aus dem Hafen zu bekommen. Von mehreren Seiten hatte man uns nämlich gewarnt, das Risiko, dass Sendungen im Hafen abhandeln könnten, sei sehr gross. Ein gewisses Amt, das ausländischen Mitarbeitern behilflich ist, stellte uns zwei junge Helfer zur Verfügung. Mit diesen suchten wir im Hafen einen Agenten auf, unter dessen Führung wir nun von Büro zu Büro auf der Jagd nach rund zehn verschiedenen Stempeln und Unter-

schriften wanderten. Fast alle diese Büros sind voll besetzt mit Schreibtischen, und an jedem Tisch sitzen uniformierte Beamte, offenbar Unteroffiziere und Offiziere der Marine. Auf einigen wenigen Tischen liegen ganze Aktenstöße, die Mehrzahl der Tische aber ist leer, und ihre Inhaber scheinen auf Arbeit zu warten. Betritt man ein Büro, so muss man zunächst mit einem untergeordneten Beamten beim Eingang verhandeln, dann geht der Agent an einem besonderen Tisch vorbei und lässt dabei eine Banknote liegen. Vermutlich je nach dem Umfang des »Geschenks« wird dann der »Kepala Kantor« (Bürochef) rascher oder langsamer »gefunden«, und man erhält Stempel und Unterschrift. Wir waren längst noch nicht im Besitz aller erforderlichen Stempel, da war es bereits 14 Uhr — und das heisst in Indonesien Büroschluss! Filz uns bedeutete es wieder zweieinhalb Stunden Schiffeinfahrt nach Bogor und erneutes Ansetzen in Tandjung Priok am folgenden Morgen.

Diesmal aber kam ich noch vor Mittag in den Besitz unserer Kisten. Doch nun erschien das Auto, das mich nach Bogor zurückbringen sollte, nicht zur abgemachten Zeit. Die Kisten standen vor der Agentur an einer Hafenstrasse, auf der es was Leuten wimmelte. Ich stellte mich als Schutzwache zu meiner Ware und patrouillierte wie ein Schweizergardist in der brennenden Sonne hin und her. Das Auto wollte und wollte nicht erscheinen. Nach einiger Zeit versuchte ich von der Agentur aus zu telefonieren, was — o Wunder — sogar gelang. »Sebentar lagi«, das heisst, bald einmal, werde ein Auto kommen, versprach man mir. Also wieder Wache stehen mit neuer Hoffnung. Es ging nun gegen 13 Uhr. Die Sonne stand senkrecht über mir, und kein Lüfchen wehte. Um 14 Uhr telefonierte ich nochmals; dann wurde das Büro geschlossen. Ich wartete neben meinen Kisten — was konnte ich sonst tun? — bis um 17 Uhr. Dann erschien endlich das Fahrzeug. Wenigstens musste ich nicht im Hafen übernachten.

Als dann nach der neue Landrover von Singapur her im Hafen eingetroffen war, verzichteten wir auf unsere nützlichen Helfer, da sie offensichtlich die Abwicklung der Geschäfte nicht beschleunigten — im Gegenteil. Oft erhielten wir den Eindruck, dass ihre Verhandlungen mit Agenten und Hafenbeamten über die Höhe der Gebühren verlangsamernd wirkten.

Helfer, Agenten und Beamte hatten Zeit im Überfluss, nur wir nicht. Wir hingegen barten Geld, und daran waren die anderen interessiert. Das wurde offenbar als Gelegenheit zu einer Art Seilziehen benutzt, dessen Regeln wir uns nicht einfach diktieren lassen wollten.

Wir bestanden darauf, Gebühren, Vergütungen und Trinkgelder jeweils unter den richtigen Bezeichnungen zu entrichten und suchten uns selber geeignete Helfer, was damals mit unseren noch mangelhaften Indonesienkenntnissen nicht immer leicht war. Aber so kamen wir doch schlussendlich rascher und erst noch billiger ans Ziel.

Als es endlich soweit war, fuhren wir im neuen »long wheel base«-Landrover — mit dem WWF-Signet auf den Türen und dem Namen »Badak« (Nashorn) darunter — nach Bogor. Das Fahrzeug war ein Geschenk des WWF an das Biologische Institut und das Naturschutzamt für die Betreuung des Udjung Kulon, und wir hatten das Recht, es während der Dauer unserer Mission zu benutzen. Es wurde als Dienstfahrzeug angemeldet und erhielt eine rote Dienstnummer zugeeilt, die uns — wie wir nachher sahen — gewisse Freiheiten und auch »Pflichten« gegenüber der Polizei einbrachte; doch davon später. Ich will auch nicht schildern, welchen Aufwand an Zeit und Mühe es brauchte, bis unter Assistenz von S. die rote Nummer aufgemalt war.

Nun wollten wir den Landrover versichern lassen, erfuhren aber zu unserem Erstaunen, dass keine Versicherungsgesellschaft Dienstfahrzeuge annimmt. Die Chauffeure von Dienstautos nützen jede Gelegenheit, Leute gegen bescheidenes Entgelt herumzufahren. Durch solche Taxifahrten verdienen sie einen Teil ihres Lebensunterhaltes. Dadurch nützen sich aber die Fahrzeuge entsprechend rasch ab. Sind sie reparaturbedürftig, so fehlt es meist an Geld und damit erhöht sich das Unfallrisiko. Nur weil wir uns verpflichteten, das Fahrzeug selbst zu fahren, konnten wir es versichern lassen. Wie gingen diese Verpflichtung ein, nicht zuletzt weil wir so bei gewissen Funktionären Faltbedürfnisse hoffen dämpfen zu können, die mit Udjung Kulon nicht das Geringste zu tun hatten. Durch Missbrauch in der Familie eines Funktionärs war nämlich schon der erste vom WWF gestiftete Landrover zuschanden gefahren worden.

Den zuständigen Instanzen meldeten wir also, dass wir keinen Chauffeur brauchen. Herr S. erkundigte sich daraufhin nach unserem Führerausweis. Wir erklärten ihm, wir seien im Besitz eines internationalen Ausweises. Tags darauf kam S. mit der Meldung, wir müssten bei der Polizei wegen des Führerausweises vorsprechen und Passfotos mitbringen. Er kam mit uns zu dem betreffenden Büro. Dort erklärte uns ein Beamter, wir hätten den internationalen Ausweis auszutauschen gegen einen lokal gültigen, und der koste pro Person ungefähr zwölf Schweizerfranken. Ich ersuchte um eine Begründung: der internationale Ausweis sei doch gerade dazu da, dass man keinen lokalen Schein beziehen und bezahlen müsse, und Indonesien unterkenne ja die entsprechende internationale Vereinbarung. Das Argument fand kein Gehör. Wir hätten einfach den Betrag zu entrichten oder aber uns einer ärztlichen Untersuchung und einer Fahrprüfung zu unterziehen — gegen entsprechende Gebühren natürlich. Etwas warm werdend, erklärte ich mich bereit zu bezahlen, aber nur gegen amtliche Quittung. Ich könne die Quittung selbst schreiben, wurde mir entgegnet. Das lehnte ich ab. Nun wandte sich der Beamte an den «Kepala», den Vorsteher oder Kommandanten, der in einer getrennten Kojе oder Nische residierte, die durch eine ungefähr zwei Meter hohe benetzte Bretterwand, aber durch keine Türe vom restlichen Raum abgetrennt war. Es entspann sich nun zwischen ihm und mir ein allmählich lauter werdendes Gespräch, welches die Polizeifunktionäre im ganzen Büro aufhören liess. Schliesslich erhielten wir die Ausweise und — stifteten dafür je zwei Franken für die erwiesene Gefälligkeit, ohne Quittung. Es war nicht das letzte Mal, dass wir uns gegen Erpressung zur Wehr setzten.

Herr S. hatte uns nun schon mehrfach — auf seine Art — assistiert; er war uns nämlich offiziell mit folgenden Worten als Assistent zugeteilt worden: «Herr S. ist Ihr Assistent und wird Sie als solcher auf Ihren Expeditionen ins Udjung Kulon stets begleiten!» Vom Chef des Naturschutzsates wurde uns in ähnlicher Weise Widodo als Assistent überbunden. Als wir bald darauf den Chefbesitzer des Reservats Udjung Kulon, Herrn Djuhari, kennenlernten, wurde verfügt, dass auch er im Udjung Kulon stets unser Begleiter sein werde.

Es sei hier vorweggenommen, wie sich diese dreifache «Beschattung» entwickelte. S. betrogelte uns bei jedem Einkauf, den er für uns tätigen sollte. Mit Abrechnungen und Belegen rückte er nie freiwillig heraus, und im Udjung Kulon war er wirklich nur auf seine persönlichen Vorteile bedacht. Wir wagten es nach dem ersten Monat, das heisst, vor der zweiten Ausfahrt ins Udjung Kulon, seine weitere Assistenz einfach abzulehnen.

Djuhari und Widodo aber erwiesen sich als stets hilfsbereite, wertvolle Mitarbeiter. Ihre kultivierte Menschlichkeit hat uns immer wieder beeindruckt. Bei Vorbereitungsarbeiten, Einkäufen, Reparaturen, auf Reisen durch Java, im Urwald des Udjung Kulon, im Verkehrs- und Administrationsdschungel der Riesenstadt Djakarta — sie waren unsere zuverlässigen Arbeitskameraden und wurden uns zu Freunden.

Auf ins Udjung Kulon

Die notwendigsten Besprechungen mit indonesischen Instanzen waren nun erfolgt, wir besaßen den neuen Landrover, hatten die rot-weiße Dinas-Nummer (Dienstnummer) aufgesprüht, einen provisorischen Fahrzeugausweis beschafft, eine Versicherung abgeschlossen, Führerausweise erhalten, und drei Assistenten warteten darauf, uns ins Udjung Kulon zu begleiten. Nun brauchten wir «nur noch» die amtliche Reisebewilligung, eine besondere Bewilligung zum Betreten des Udjung Kulon und schliesslich für uns und unsere Assistenten Proviant für dreieinhalb Wochen.

Die Reise ins Udjung Kulon umfasst zwei Etappen. Eine ungefähr 250 Kilometer lange Fahrt auf der Landstrasse bis nach Labuhan an der Westküste von Java und von dort eine Bootsfahrt von etwas mehr als 100 Kilometern. Was sollte nun jeweils mit dem Landrover geschehen, wenn wir uns im Udjung Kulon aufhielten? Wir hatten Djuhari gebeten, in Labuhan für eine sichere Einstellmöglichkeit besorgt zu sein. Er erklärte sich sofort bereit, neben seiner Dienstwohnung mit Büro eine kleine Garage erstellen zu lassen. Kosten: rund 250 Schweizerfranken.

Endlich, am 4. Mai 1967, ging es los! Wir folgten der Hauptstrasse von Djakarta westwärts über Tangerang, Salatadja bis Serang, von dort nach Süden bis Pandeglang und schliesslich wieder nach Westen bis Labuhan. Der letzte Vorort Djarkarts, überfüllt, äusserst ärmlich und schmutzig, wirkte bedrückend. Dann aber ging die Fahrt durch eine abwechslungsreiche Kulturlandschaft. Oft war die Strasse von Kokospalmen und Bananenrainen gesäumt. In deren Schatten entdeckte man die einfachen Häu-

cher der Landbevölkerung, von kleinen Gärten mit Cassava-Pflanzen (Jams) umgeben. Dann wieder öffnete sich der Blick auf weite Sawah-Gebiete, das heisst, terrassierte und mit Flusswasser geschickt bewässerte Reisfelder. Auf einigen trockenen, flachen Hügelrücken waren kleinere Gummiplantagen angelegt worden, und in einem Gebiet mit leetehaltigen Boden fand sich eine ganze Schar kleiner Ziegelbrennereien. Natürlichen Wald entdeckten wir im Flachland nirgends. Holz ist denn auch Mangelware. Das bekamen die mächtigen, noch von den Holländern am Strassenrand gepflanzten Bäume zu spüren. Manche waren, vermutlich verbottenweise, geköpft und langsam verstümmelt worden; von einzelnen waren nur noch von allen Seiten angehackte Stümpfe übrig.

Gelegentlich führt die Strasse einem Fluss entlang. Da werden Bambusbosse gemächlich vorwärts gestochert; an kleinen Strocaschnellen sammeln sich Frauengruppen, um bei fröhlichem Geplauder ihre Wäsche und sich selbst zu reinigen. Kinder tummeln sich spielerisch im Wasser, und in einem ruhigen Flussabschnitt ruht eine kleine Herde von Wasserbüffeln.

Nach Pandeglang führt die Strasse am Fuss hoher Berge vulkanischen Ursprungs entlang. Zahlreiche tiefeingegrabene Bäche werden von Strassenbrücken aus holländischer Zeit überspannt. Einzelne dieser Brücken waren in bedenklichem Zustand. Die Eisenkonstruktion hielt zwar noch; die Bohlen, welche die Fahrbahn bildeten, waren aber gelegentlich nur noch in geringer Zahl vorhanden, so dass man sie der Spurweite des Fahrzeugs entsprechend selbst richtig platzieren musste. Tatsächlich brach dann im Juni 1967 eine Brücke unter einem Lastwagen ein. Daraufhin wurde der Verkehr über einen langen Umweg geleitet — ein Jahr lang. Während dieser Zeit wurden die Schlaglöcher dieser Unfallunwegstrasse zu Gräben, und dazwischen ragten kleine Reste des ursprünglichen Belags als scharfe Kanten und Gipfel hervor.

Von den Brücken ganz abgesehen, waren die letzten 25 Kilometer der Strasse nach Labuhan in anstösslichem Zustand. Da wir unser neues Fahrzeug nicht ganz aus den Fugen bringen und unsere Ware, samt Früchten, Eiern und Gemüse für drei Wochen, nicht völlig durcheinander schüttelein wollten, beachteten wir für diese Strecke eineinhalb Stunden. Immerhin er-

reichten wir schliesslich Labuhan und Djuharis Diensthaus und das Büro mit der schmutzigen neuen Garage.

An eine sofortige Weiterfahrt mit dem Motorboot war nicht zu denken. Zunächst erfuhrten wir mit Bestürzung, dass das Boot erst für eine einzige Fahrt ins Udjung Kulon gebraucht worden war. Bei der Rückkehr von jener Fahrt herrschte in der Buche von Labuhan hoher Wellengang. Justinus Unawekla, der Kapitän des Bootes, war der Meinung, das Einfahren in den als Hafen dienenden Unterlauf des Flusses von Labuhan sei zu riskant und die Gefahr zu gross, dass das Boot auf Felsen im Hafeneingang aufschlage. Nun war aber doch ein zweiter, viel jüngerer Kapitän an Bord. Der hatte als Offizier der Marine und Bootsfachmann Unawekla gezeigt, wie das neue Boot zu manövrieren und zu steuern sei. Er lehnte Jüngeres Zuwarten bis zur Besänftigung der See ab, übernahm kurzerhand selbst Steuerrad und Gashebel und fuhr drauflos — und zwar auf die versteckten Korallenfelsen. Die beiden Schrauben sahen dadurch aus wie etwas magere, angegrissene Salatköpfe! Beide mussten abmontiert und repariert werden, und dazu bruchte es in Java Zeit. Dann fehlte es an Geld, um «Solar» (Dieselöl), Motoren- und Getriebeöle zu kaufen. Schliesslich konnte Djuhari noch ein weiteres Kostenproblem nicht lösen: In Labuhan lebte eine Djuhari unterstellte sechsköpfige Bootsmannschaft. Diese Leute waren zwar Staatsangestellte, sie verdienen aber im Monat nur zehn bis zwanzig Schweizerfranken, und davon konnten sie mit ihren Familien nicht leben. Sie mussten also zusätzlich verdienen gehen. Wollte man mit dem Boot ausfahren, so musste man ihnen als «Nebenverdienst-Ausfallentschädigung» einen zusätzlichen Lohn entrichten, zumindest in Form von Reis für sie und ihre Familien. Auch dazu fehlte Djuhari das Geld. Er hatte also wohl eine neues Boot, aber kein Geld, um es zu benutzen. Tatsächlich hatte er während der vorangegangenen vier Monate das Udjung Kulon und die Wächter nicht besuchen können.

Die vielen kleinen praktischen Probleme, die es nun zu regeln galt, will ich hier nicht im einzelnen schildern. Zum Beispiel: Wo bekommt man Dieselöl? Wie bringt man es zum Boot, und wie füllt man es in die Tanks ein? Wo kauft man Motoren- und Getriebeöle? Es gab noch viele derartige

Fragen. Eine führte zu umständlichen Diskussionen: Wieviele Bootsmänner sollten wir mitnehmen und bezahlen? Der gute Djuhari wollte möglichst vielen seiner Leute eine kleine Einnahme verschaffen. Nach seiner Meinung sollte die ganze sechsköpfige Mannschaft mitfahren. Wie wollten wissen, welche Funktionen denn diese sechs Mann in dem nur zehn Meter langen Boot zu erfüllen hätten. Der Kapitän steuerte das Boot, der Maschinist betreute die Motoren, und ein weiterer Mann bediente den Anker. Wozu aber sechs Mann? Djuhari brachte zur Besprechung der Angelegenheit Kapitän Unawekla als Sachverständigen her. Der erklärte uns, der Hafeneingang sei der versteckten Felsen wegen nicht leicht zu passieren. Das Boot müsse mit Bambusstangen über die Untiefen weggeschwacht werden, und für diese Arbeit — an der sich Kapitän und Maschinist nicht beteiligen können — bräuhle es vier, total also sechs Mann. Wir wendeten ein, das Aus- und Einfahren sei in wenigen Minuten geschehen. Während der Wochen im Udjung Kulon hätten aber drei von sechs Leuten nichts Rechtes zu tun und seien überzählig. Wir seien auch durchaus selbst imstande, bei der Aus- und Einfahrt mitzuhelfen. Auch Unawekla dachte zuerst nicht an sich, sondern wie er seinen Kollegen helfen könnte. Wir einigten uns schliesslich auf eine «Crew» von vier Mann. Zusammen mit Djuhari und Widodo, Mr. S. und uns beiden würden wir also neun Personen sein; dazu kamen Küchen und Koffern mit unserer Ausrüstung, Köche und Säcke mit Proviant für uns und unsere Helfer und schliesslich Nahrungsmittel, vor allem Reis, die Djuhari für die Wächter des Udjung Kulon und ihre Familien eingekauft hatte.

Wir fuhren am folgenden Morgen früh — nicht aus Motorboote können in Labuhan nur bei Flut ein- und ausfahren. Wir mussten also die Flut abwarten. Als wir schliesslich nach 13 Uhr langsam der Ausfahrt ins offene Meer zustreben, befanden sich nicht neun sondern zwölf Leute an Bord! Drei Unbekannte hatten sich angeschlossen, ein Uniformierter mit Pistole und zwei Herren in städtischem Anzug, einer davon mit grosser Aktenmappe. Damals waren wir noch erstaunt und ein bisschen erbost. Da hatten wir die Kosten für den Boosbetrieb, die Mannschaft und Djuharis Assistenzen selbst zu finanzieren, Djuhari über liess diese Leute mit-

fahren, ohne etwas mitzuteilen, geschweige denn zu fragen. Mit der Zeit fanden wir heraus, dass das in Indonesien üblich ist. Sobald bekannt wird, dass ein Dienstfahrzeug eine bestimmte Fahrt zu machen hat, melden sich Leute, die sich anschließen möchten. Warum sollte man sie abweisen, geht es doch in einem / Ausserdem braucht ein Indonesier doch nur einen Bruchteil an Raum und Komfort, die wir Europäer beanspruchen. Das Erbitten und Gewähren von Hilfe spielt sich beim einfachen Volk als etwas völlig Normales, Selbstverständliches ab. Niemand berechnet den Geldwert einer Gefälligkeit oder die Mehrbenützung eines Fahrzeuges. Warum sollte man ein Dienstfahrzeug nicht für einen Dienst am Nächsten einsetzen? Sogar in staatlichen Betrieben und in der Administration ist man in allererster Linie freundlich und nett zueinander. Auch wenn einer ein bisschen liebedürftig arbeitet oder sich Unregelmässigkeiten erlaube, so kommt es doch niemals zu harten Massnahmen. Sind wir nicht Brüder? Die indonesische Axtrede lautet denn auch «Pa» oder «Bapak» (Vater) und «Ibu» (Mutter), wenn sie besond. ehrerbietig ist, und sonst «Sodara» (Bruder, Schwester) oder in der Mehrzahl «Sodara-Sodara».

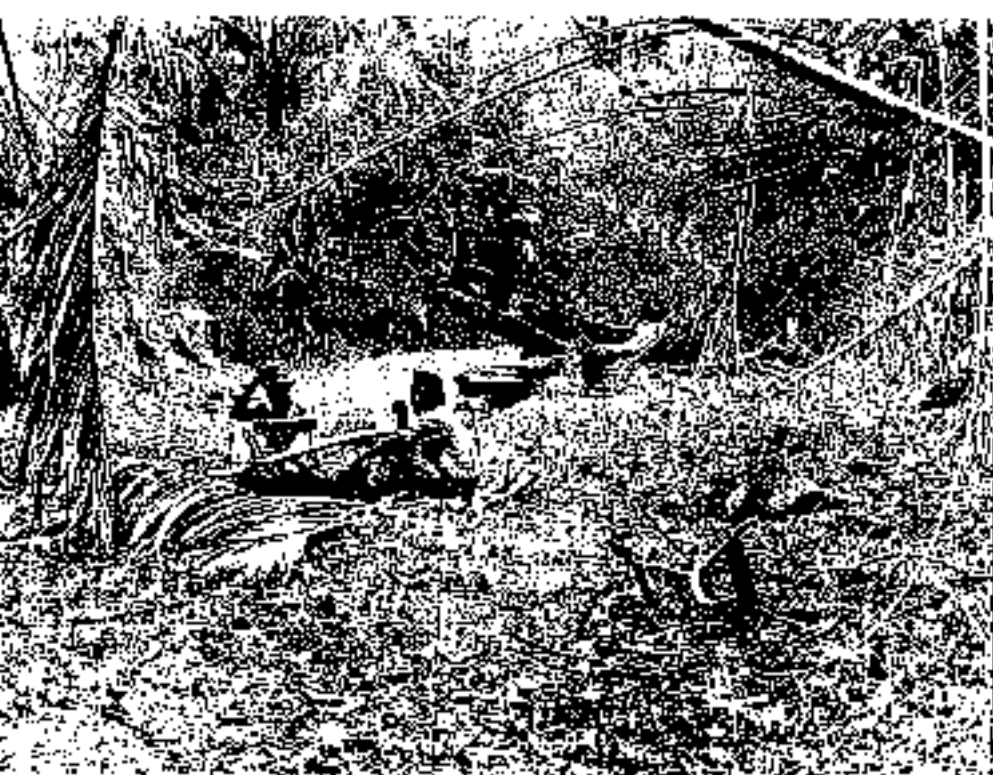
Das Prinzip einer solchen Haltung der Menschlichkeit ist notwendigerweise mit der mehr oder weniger ausgeprägten Vernachlässigung funktioneller Anliegen verbunden. Das Streben nach Tüchtigkeit weht nicht an erster Stelle. So wie die Dienstautos verrotteten, so versanden die Häfen, stürzen Brücken ein und zerfallen Strassenbeläge. Verhängnisvoll wirken sich Freundlichkeit und Duldsamkeit auch dadurch aus, dass sie von Schlaumeiern missbraucht werden. Auf manchen Stufen der Administration, beim Militär und bei der Polizei wird Korruption von berechtigtem Ausmass nicht getrennt und abgestellt. Wir Europäer sind allgemein nachbereit, solche Zustände als primitiv abzutun; aber sollten wir nicht eigentlich anders urteilen? Dass man sich nicht um praktische Anliegen kümmern und Sorge machen soll, dass beim Geben die linke Hand nicht wissen soll, was die rechte tut, dass es dem Menschen nichts hilft, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an der Seele Schaden nimmt, dass man nicht richten sondern in seinem Nächsten seinen Bruder sehen soll, diese Gedanken sollten uns eigentlich nicht fremd sein. Ausserdem haben wir je

Oben: Vor Djubaris Dienstwohnung mit der neuen Garage:

Widada, Djubaris, I.otta

Unten: Wir präparieren eine Brücke nach Mass





länger desto mehr Grund, über wesentliche Aspekte und Folgen unserer Tüchtigkeit eher zurecht besorgt als jetzt zu sein.

Wir führen also zu zwölf: den Unterlauf des Flusses von Labuhan hinunter, vorbei an badenden Buben, die gern fotografiert sein wollen und uns auffordernd «Porters» oder «Kodak» zuriefen, vorbei an waschenden Frauen, an den vielen prächtig bemalten Fischerbooten, und sträbelten uns dann bei abgeschlossener Schraube mit Bambusstrangen über die Felsen der Ausfahrt. Und dann waren wir drüben im Wasser der Sandstrasse. Die Fahrt ging während ungefähr viereinhalb Stunden entlang der Westküste von Java südwärts nach Tamandjaja. Im Nordwesten waren zuerst Krakatau und Sebasi als steil aus dem Meer aufragende Bergklötze

sichtbar, dann tauchte im Südwesten Panakun (Prinseneiland) auf und schliesslich im Süden ein ganz hoch erschelnder Landstrich mit einem Bergmassiv am westlichen Ende: Udjung Kulon.

Das Wetter war gut, darum hielten wir uns nicht im engen Bootsräum auf, in dem die beiden Dieselmotoren härmten, sondern setzten uns auf die Rettungsröhre auf dem Dach des Bootes. Auf dieser Fahrt sahen wir zum erstenmal liegende Fische. Zu verschiedenen Malen sauste plötzlich eine Schar nicht weit vor dem Bug des Schiffes aus dem Wasser; mit dem Körper schräg in der Luft und der Schwanzflosse noch im Wasser erhöhren sie ihr Tempo durch äusserst rasche und heftige Schwanzschlagserien, um schliesslich mit ausgebreiteten porrigen Flossen schütz gegen den Wind durch die Luft zu segeln. Auch einer zwei Meter langen blau-grau und schwarz geringelten Seeschlange hegegneten wir etwa drei Kilometer vor der Küste, und nahe bei Tamandjaja kreisten längere Zeit in schönen Schleifen drei Fregatvögel über uns mit mächtiger Spannweite, aber elegant wie Seeschwalben.

Es war bereits Nacht, als wir bei Tamandjaja fünfzig Meter von der Küste vor Anker gingen. Versichtlich sah man von der Siedlung nichts als ein Lichtlein im schwarzen Kokospalmenwald, der die hohe Küste bedeckt. Unser Bootsteute rufen zum Strand hinüber. Der Uniformierte zückt seine Pistole und feuert mehrere Schüsse in den Himmel. Da blinkt ein zweites Licht auf und bewegt sich schwankend dem Ufer zu. Es ist ein Maha mit Tischendampfe. Er schreitet ins Wasser, bindet einen Einbaum los und rudert zu uns her. Und nun lernen wir die im Bereich des Udjung Kulon obligatorische Technik des Aussteigens und Ausfahrens kennen. Alles, was ans Ufer soll oder will, muss vom Motorboot in den Einbaum umgeladen werden oder umsteigen und wird an den Strand gerudert. Das ist je nach der Höhe der Wellen eine wackelige und nasse Angelegenheit. Sobald dann der Einbaum am Strand auffährt, heisst es nach aussteigen und ausladen, und auch dabei haben Leute und Waren nochmals Gelegenheit, nass zu werden.

Ausser uns beiden gingen alle na Land für die Nacht. Wir schliefen im saft schaukelnden Motorboot fast ohne Störung durch Moskitos. Plükt-

lich um sechs Uhr früh liessen sich unsere Leute wieder im Einbaum an Bord rudern. Auch die beiden städtisch Geldleideren waren wieder dabei, nur der Uniformierte zeigte sich nicht mehr. Die Fahrt ging weiter nach Westen, quer über die Bucht Slamaderang. Diese wird im Süden begrenzt durch den Flaschenhals des Udjung Kulon, eine nur kilometerbreite Landbrücke zwischen der Udjung-Kulon-Halbinsel und der Landmasse von Westjava. Wir erreichten die Küste des Udjung Kulon bei der Inselgruppe Handeuleum und ankeren in einer schmalen Meeressmisse zwischen der grössten Insel und der Küste. Diese Insel ragt nur etwa fünf Meter über Wasser. Die Küstenzone des Udjung Kulon selbst liegt noch etwas tiefer: Sie steht bei Flut unter Wasser, und der Wald wächst mit den Wurzeln im Salzwasser auf alten Korallenbänken.

Auf Pulau Handeuleum entdeckten wir in einer mit Kokospalmen bepflanzen Lichtung eine baufällige Hütte und hinter Bäumen versteckt ein aus Dornen hübsch ansehendes Steinhaus mit einem ersten Stock, eine für Westjava unsergewöhnliche Erscheinung. Das Gebäude war in einer Zeit nach dem zweiten Weltkrieg errichtet worden, als man hoffte, einen regen Tourismus nach Udjung Kulon entwickeln zu können. Auch hier wurde ein Einbaum turbeigerudert, und ein Sack Reis abgeladen. Wir liessen uns von den beiden Wächtern Akmar und Hindon an Land setzen und besichtigten das Steinhaus. Aus der Nähe waren die Schäden unübersehbar. Die kompliziert angelegte sanitäre Installation war am Zerfallen, und allem, was nicht aus Stein war, hatten Ratten und Feuchtigkeit übel mitgespielt.

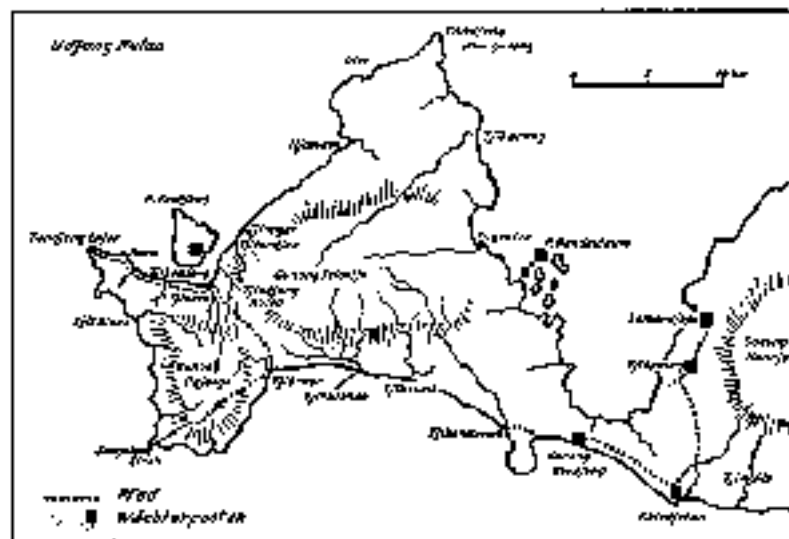
Bevor wir wieder abfuhrten, kletterte einer der jüngeren Wächter behend den Stamm einer Kokospalme hinauf und holte eine junge Kokosnuss herunter. Mit seinem «Golok» (Buschmesser) hackte er geschickt an einem Pol der Frucht die dicken Fruchthüllen ab und schnitt eine kleine Öffnung durch die noch schwache innere Schale und das weiche Fleisch darunter; dann bot er uns die Frucht zum Trinken an. Die etwas süsliche, wasserklare Kokosmilch mit ihrem feinen Duft schmeckte ausgezeichnet. Die Hitze hatte uns durstig gemacht. Der Wächter spaltete dann die leerge-trunkene Frucht, und wir probierten die noch geleeartige Fleischschicht innerhalb der Schale. Auch das schmeckte uns. Wenn wir später nach

heissen Märschen durchs Udjung Kulon die Nordküste erreichen, schauen wir immer noch Kokospalmen ans. Es sehen nämlich einige wenige in weiten Abständen an diesem Strand. Sie stammen von Kokosnüssen, die das Meer ans Ufer schwemmte. Wir erleben gelegentlich in düszigem Zustand auch bittere Enttäuschungen: Echthörnchen hatten schon ein Loch in Hülle und Schale der reifen Früchte gestagt, und was sie vom Inhalt übriggelesen hatten, war verfault.

Unsere Fahrt ging nun weiter nach Nordwesten zum nördlichsten Punkt des Udjung Kulon, dem Landjung Alang Alang. Landjung bedeutet Vorsprung, Kap; Alang Alang ist die Bezeichnung für dorniges, hochwachsendes Gras. Früher einmal muss es hier grosse Grasflächen gegeben haben. Heute aber sind diese zum grössten Teil überwachsen mit Büschen (*Launaea canariensis*) und Gehölzen, die fast nur aus einer Baumart (*Ardisia brevifolia*) bestehen. Um diese Nordecke ging es dann weiter nach Westen und etwas später nach Südwesten. Gegen zehn Uhr fahren wir in einem Meeresort zwischen dem Udjung Kulon zur Linken und einer bewaldeten Insel zur Rechten. Wir steuern um einen kleinen Küstenvorsprung der Insel in eine stille, einsame Buche mit prächtigem weissem Sandstrand. Eine kleine Lichtung im sonst dichten Wald wird sichtbar, zwei Hüter stehen darin. Zwei Männer kommen an den Strand, binden einen Einbaum los, der an einem Pfosten im seichten Wasser befestigt ist, und rudern zum Motorboot. Begeistertes Begrüssen auf Sundanesisch, und dann wird alles Stück für Stück auf den Einbaum verladen und an den Strand gerudert. Wir sind in unserem Basislager auf Palo-Pentjung angelangt.

Wie schützt man Nashörner?

Die Geschichte des Udjung Kulon seit 1921 zeigt mit aller Deutlichkeit, dass ein Gebiet durch Gesetz oder Verordnung nicht ausreichend zu schützen ist. Erst die Einführung der Bewachung vermochte das Wildern im Reservat einigermaßen einzudämmen. Da die Bewachung nicht immer gewissenhaft durchgeführt wurde, fielen noch in den letzten Jahrzehnten beträchtliche Teile der Nashornpopulation Wilderern zum Opfer.



Wie war nun die Bewachung während der besten Zeiten organisiert?

Aus der Karte läßt sich ersuchen, dass man zu Fuss nur durch den schmalen Flaschenhals in die Halbinsel gelangt. Um diesen engen Durchgang zu sperren, war an der Südküste bei Karang Randjang ein Haus errichtet und ein Wachposten mit einigen Mann untergebracht worden. Nun wird aber auch das Gebiet weiter östlich, von Kaledjetan bis zum Flüsslein Tjinokla, von den Naabörnern periodisch immer wieder besucht und bewohnt. Den Schutz dieses östlichen Gebietes sollte ein Wachposten in Kaledjetan gewährleisten. Durch Patrouillentätigkeit entlang der Südküste und auf den Pfaden im Raume Kaledjetan—Karang Randjang hatten diese Posten unerlaubtes Eindringen ins Udjung Kulon zu Fuss zu verhindern. Natürlich kann man auch mit kleineren Booten zum Udjung Kulon gelangen. Des starken Wellengangs und der häufigen starken Südwinde wegen ist aber das Fahren in Küstennähe und auch das Landen auf der Südseite nicht möglich. Auf der Nordseite erschweren Korallenriffe das Anlegen. Bei ruhiger See kann man trotzdem an manchen Stellen an Land gehen, und einige geschützte Buchten eignen sich dazu bei jedem Wetter. Dem wurde durch die Bewachungsorganisation folgendermassen Rechnung getragen: Auf den Inseln Pentjang und Handelenan wurde je ein Wachposten errichtet. Die Leute patrouillierten einerseits mit Eihäuten der Küste entlang, andererseits aber auch zu Fuss auf einem Pfad vom Tjigenker bis zum westlichen Zipfel des Udjung Kulon, dem Tandjung Lajar.

In jenen guten Zeiten wurden alljährlich für einige Wochen Leute aus den umliegenden Dörfern angeheuert, um die Patrouillenwege und auch mehrere Weidegebiete nahe der Nordküste von neu aufgeschossenen Büschen und Jungbäumen zu säubern.

So war es gewesen — aber begreiflicherweise interessierte uns noch brennender der aktuelle Stand der Bewachung. Da unsere Aufgabe in erster Linie in der Erforschung des Nashorns und seines Lebensraumes bestand, gewannen wir nur allmählich durch Ausflüge in die verschiedenen Regionen des Reservats klare Einsicht in die Situation. Hier möchte ich kurz zusammenfassend über diese Erfahrungen berichten.

Von den Patrouillenpfaden war nur noch eine einzige Strecke in gutem Zustand, nämlich die von Tjikawung nach Kaledjetan. Fünf weitere Abschnitte waren deshalb nicht ganz überwacht, weil sie gelegentlich noch benützt worden. Es waren dies Kaledjetan—Karang Randjang, Karang Randjang—Legon Kinra, Tjiduan—Boon—Tandjung Lajar, Tjiduan—Tjibunar und die Route nördlich des Tandjung Tereleng. Alle übrigen Pfade waren völlig überwacht. Offenbar hatte man die Patrouillentätigkeit der Wächter nur in sehr beschränktem Rahmen beibehalten. Kein Wunder, dass wir in manchen Gebieten in Küstennähe die Spuren von zweifelhaften Besuchern entdeckten. Bei Niar am Nordzipfel des Reservats stiessen wir in einem Gehölz eine Minute von der Küste auf eine Feuerstelle. Daneben lagen Knochen eines Beutetier, der offenbar gejagt und geschlachtet worden war. Von da führte ein Wilderepfad dem Ufer eines Weibers entlang durch Büsche in ein Waldstück. Wir folgten ihm und gelangten auf einen Lagerplatz. Neben einer Feuerstelle lagen aus Holz geschnitzte improvisierte Esstöpfe. Ein Rotseil, zwischen zwei Bäumen ausgespannt, diente wohl zum Trocknen nasser Kleider gedient. Eine lange Leine aus gespaltenem Rottan war vermutlich zum Angeln von Krokodilen verwendet worden. Jedenfalls lag ein verwirrter Krokodilhäut daneben.

Als wir am 20. August 1967 das Flüsslein Tjikaledjetan auskundschafteten, stiessen wir an mehreren Stellen auf kleine Hütehen aus Palmblättern mit Feuerstellen. Über einer der letzteren war ein Rost aus Stecken errichtet, auf dem man offenbar Fische und Schildkrötenfleisch geräuchert hatte. Die grossen Meeresschildkröten besuchen immer wieder bestimmte Küstenzonen mit sandigem Strand zum Ablegen der Eier. Sie arbeiten sich den Strand hinauf, graben ein Loch in den Sand, legen ihre Eier, scharrten das Loch zu und kriechen den Strand hinunter ins Meer. Das geschieht nur nachts, und am Morgen findet man die zugescharrten Gruben und die Aufwieg- und Abstiegspuren, soweit sie nicht vom Wasser erreicht und verwischt wurden. An solchen Strandpartien fanden wir wiederholt Schildkrötenpanzer; meist waren Rücken- und Brustpanzer mit dem Buschmesser voneinander getrennt worden. Besonders häufig wird eine sandige Bucht südlich von Tandjung Lajar als Laichplatz aufgesucht. Viele der zuge-

scharren Gruben fanden wir wieder aufgescharrt, und die Spuren verriet den Wildschweine und Varnne als Eierriber. Ich habe mich einmal einem grossen Eher, ein anderes Mal einem etwa zwei Meter langen Biudevaran (*Vernax salpator*) bis auf drei Meter nähern können, weil sie beim Wühlen in der bereits tiefen Grube vollständig das Sichern vergassen. Bei verschiedenen Besuchen jener Bucht fanden wir aber auch menschliche Fussabdrücke, die von Neigrube zu Neigrube und schliesslich der Küste entlang nach Nordwesten zum Leuchtturm führten. Angehörige der Leuchtturmmannschaft hatten offenbar ihre Fleischbrotzeit mit Schiklkröteuieren verbessert. In gewissem Sinn konnte man das versuchen. Diese Leute lebten am Tandjung Lajar, dem «Ersten Punkt von Java» nach holländischer Namensgebung, und hatten den mit einer Gasbombe betriebenen Leuchtkörper oben auf dem aus Eisenträgern errichteten Leuchtturm in Betrieb zu halten. Zweimal bis dreimal jährlich versorgte sie ein Schiff mit Lebensmitteln, vor allem Reis, Salz, Zucker, Kaffee, Tee und getrockneten Hülsenfrüchten. Husni, der damalige Chef, hatte auch seine Frau und seine drei Kinder mitgebracht; Frau Husni brachte den Mut auf, ein kleines Gärtlein mit Zwiebeln, Spinat und rotem Schwammpfeffer anzulegen. Sie hielt auch ein paar Hühner. Aber diese Anstrengungen reichten nicht weit, und deshalb waren Husni und seine Kollegen bestrebt, auch ihrerseits zur Anreicherung des Meeres etwas beizutragen. Sie fischten vor allem von einem kleinen Ruderboot aus in der Nähe von Boora. Husni's Ältester, ein etwa zehnjähriger Bub, war ein Experte im Fischen von Hund am Sandstrand. Aber gelegentlich trug das Fischen nichts ein; dann wurde eben der verbotene Marsch zur Schildkrötenbucht beschlossen und ein Korb voll Schildkrötenfleisch beigebracht. Dass man seitens der Wächter in Pulo Peutjang gegen diese Wildbeuterei nicht einschritt, hatte besondere Gründe: Leuchtturmmannschaft und Peutjangleute waren hier in der Einsamkeit die einzigen Nachbarn und oft auf gegenseitige Hilfe angewiesen. Erkrankte ein Angehöriger der einen Gruppe, so half die andere mit Medikamenten aus; ging bei den einen der Reis aus, weil der Nachschub Wochen über den vereinbarten Termin hinaus auf sich warten liess, so stellten die andere soviel zur Verfügung, als sie selber entbehren konnten. Schliess-

lich hatten auch die Leute in Peutjang, wie wir noch sehen werden, dieselben Sorgen und Methoden der Verbesserung ihres Speisezettels wie ihre Nachbarn von Tandjung Lajar.

Das Urdjung Kulon war also sicher nicht hermetisch abgeschlossen, und sein Status als «strict nature reserve» wurde nicht strikte aufrechterhalten. Dafür gab es einfache und plausible Gründe.

Die Hütten der Wachposten Kaledjetan und Karang Randjang waren in untauglichem Zustand und boten keinen Schutz gegen Regen und Moskitos. Beide Posten waren nicht besetzt, sondern wurden nur gelegentlich von einer Partouille von Tamandjaja her besucht. Als wir einmal in Karang Randjang übernachten, erschien eine Gruppe von acht Fischern, die in der Hütte eine Notunterkunft beziehen wollte, um dann frühmorgens fischen zu gehen. Das Fischen und das Sammeln von Käferschnecken (*Chiron*) und Napfschnecken (*Pateila*) waren auch die Hauptbeschäftigungen der Wächter, wenn sie dem Posten schon einen Besuch abstatteten. Sie und Männer der nächstgelegenen Dörfer, Tjegug und Aerderuk, drückten sich gegenseitig als Fischer und Wildbeuter in ähnlicher Weise wie die Wächter auf Peutjang und die Leuchtturmmannschaft. Im Gegensatz zu den Posten von Kaledjetan und Karang Randjang waren diejenigen von Handeuleum und Peutjang fast ständig besetzt, weil von hier aus die Rückkehr nach Tamandjaja beschwerlich war. Die Leute von Handeuleum hatten im Einklang mehr gegen Wind und Wellen zu kämpfen, und die von Peutjang konnten Tamandjaja nur in mehr als zehnstündigem Marsch erreichen, und zwar auf der Route Tjidann—Tjibunar—Karang Randjang. Es ist aber auch einfacher, auf den Inseln durchzuhalten, weil das Meer in den Buchten der Nordküste freigiebigere Naturung liefert als an der Südküste mit ihrer wilden Brandung. Wenn aber der Reis aufgebraucht war — und das war wiederholt vorgekommen —, so blieb eben nur die Fahrt beziehungsweise der Marsch nach Tamandjaja. Im übrigen war die Hüfte in Handeuleum heuffällig und die Insel nachts voller Moskitos. In Peutjang dagegen standen zwei noch neuere Hütten, nach dem ortsüblichen Stil auf Pfähle gebaut mit Wänden aus Bambusmatten. Nur fehlte in einigen Räumen der einen Hütte der Boden aus Datteln, und bei

der anderen sah es noch löser aus, man hatte das Dach und die Wände nicht fertiggestellt.

Natürlich besprachen wir all diese befremdlichen Feststellungen mit Mr. Djumari. Er war zuerst in seinen Auskünften zurückhaltend; aber schließlich erfuhren wir eben doch, dass es in jeder Hinsicht an Geld fehlte. Es hatte nicht ausgereicht, um das Motorboot zu benutzen; auch für den Unterhalt der Hütten reichte es nicht. Die Weidefelder und Entwässerungspfade hatte man überwachen lassen, und die Wächter verfügten praktisch über keinerlei Gerät oder Ausrüstung. Auch Uniformen besaßen sie nicht; barfuss, mit vielfach gelückten Hosen und halb zerissenen Hemden oder Leibchen kamen sie daher und waren von Wilddieben kaum zu unterscheiden. Sie erhielten zwar ein Gehalt wie andere Staatsbeamte, in der Höhe von zehn bis zwanzig Franken im Monat. Davon konnte nicht einmal ein einzelner, geschweige denn eine Familie leben. Das Lohnniveau der unteren Beamten in Städten und Dörfern war übrigens kaum höher; dies halfen sich dadurch, dass sie nur während eines Teils der Arbeitszeit ihr Amt versahen und im übrigen einem anderen Erwerb nachgingen. Die Wächter von Kaledjewan und Karang Randjang befanden sich in einer vergleichbaren Situation und hielten sich darum nur selten an ihren Posten auf. Im übrigen besaßen sie, wie auch die Wächter auf den Inseln, als Wilderer im Kleinen das Udjung Kulon aus, oder sie schlossen — in selteneren Fällen — Abkommen mit Wilderern und erhielten dafür einen Anteil am Gewinn.

Es war völlig klar, dass in allererster Linie die Bewachung wieder reorganisiert werden musste, und dazu war ein Minimum an Geldmitteln unerlässlich. Zunächst beabsichtigten wir, ein Gesuch an den World Wildlife Fund zu richten. Aber ein solches Gesuch musste natürlich von indonesischen Funktionären unterzeichnet werden. Tatsächlich hatte uns der Chef des Naturschutzamtes, Mr. Made Tamen, schon vor unserem ersten Besuch im Udjung Kulon eindringlich darauf aufmerksam gemacht, dass Hilfe nur tue. Wir baten ihn damals, ein Budget auszuarbeiten, das die Grundlage für ein Gesuch abgeben könnte. Es ging nicht lange, so hatten wir das Dokument in Händen. Ein winziger Betrag war vorgesehen zur Auf-

besserung des Lohns der Wächter, ein vergleichsweise ansehnlicher dagegen für die Beschaffung von Uniformen — und zwar war, wie wir bald herausfanden, der Preis pro Uniform einhalbmal so hoch angesetzt, wie er wirklich war. Es lag auf der Hand, wer den Mehrbetrag hoffte einstecken zu können. Den Löwenanteil forderte der Herr Chef im übrigen direkt für sich selbst und zwar für den Unterhalt seines Autos und für seine Administrationstätigkeit. Von rund tausend Dollar wären etwa dreissig Prozent wirklich der Bewachungsorganisation zugute gekommen. Das hätte der Misere in Udjung Kulon keine Abhilfe gebracht. Siebzig Prozent hätte der Chef für sich beansprucht. So sah er die Hilfe für die Rettung der Nashörner!

Was war zu tun? Wie konnte man die Nashörner schützen? Zunächst schrieben wir das Gesuch an den WWF, aber mit Kommerz. Und dann — hatten wir Glück! Ein Dampfschiff der Polizei mit hohen Gästen an Bord erschien bei der Insel Peutjung. Der Außenminister von Indonesien, Adam Malik, wollte zusammen mit Botschaftern, unter anderem der Vereinigten Staaten und von Südkorea, das Udjung Kulon besuchen. Auch hohe indonesische Offiziere waren dabei und der Generaldirektor des Forstwesens, Mr. Sudjarwo, dessen Kompetenzbereich auch das Naturschutzamt umfasst ist. Mir von der Partie waren ausserdem Funktionäre indonesischer Touristenorganisationen, ferner Journalisten und schliesslich noch als besonders illustre Gast General Charles Lindbergh.

Wir hatten Gelegenheit, das WWF-Motorboot für die Gäste zur Verfügung zu stellen und bei der Führung durch die Randgebiete des Udjung Kulon behilflich zu sein. Gastsfreudlich wurden wir von Mr. Sudjarwo zum Abendessen auf dem Dampfer eingeladen. Dabei kamen auch die Anliegen des Udjung Kulon zur Sprache, und Mr. Sudjarwo erwies sich nicht nur als äusserst liebenswürdiger Gastgeber, sondern zeigte grösstes Interesse für unsere Aufgaben. Er erklärte sich mit unseren Plänen und Vorschlägen, wie Geldmittel für das Udjung Kulon verwendet werden müssen, einverstanden. Das bedeutete einen ersten Schritt vorwärts. Der zweite begann damit, dass uns Charles Lindbergh fragte, ob er während zwei Wochen an unserem Leben und unserer Arbeit teilnehmen dürfe.

Er stelle keine Ansprüche, brauche kein Bett, kein besonderes Essen und sei durchaus instande, einige Stunden pro Tag zu marschieren. Daraus wurden sehr beliebte Tage gemeinsamer Arbeit. Es hing damit an, dass wir in der Senke zwischen Gunung Pajung und Gunung Telanjia auf frische, noch duftende Nashornspuren stiessen und diese während fast fünf Stunden verfolgten — durch lehnigen Marast und über weite Strecken auf allen viere durch endloses Dickicht mit demigen Salakpalmen. Der dornige Urwald oder Dschungel ist nun wirklich ein Lebensbereich, in dem es kleine Leute leichter haben als grosse. Die Wächter des Udjung Kulon sind alle klein und schlank gebaut, und meine Dimensionen sprengen kaum diesen Rahmen. Charles Lindbergh aber hatte sich mit seinen 190 Zentimetern unter dem Gewicht der dortigen Ruten durchzuschlingeln. Als Filärer und Spurenleser begleitete uns Saridan, einer der Wächter von Polo Peurjang. Zuerst folgte er der Spur in zügigem Schritt; als dann aber der Getusch der Filäre immer intensiver und das Dornendickicht immer dichter wurden, begann er zu zögern, wurde unsicher, aufgeregt. An Stellen, wo die Spuren sich nur schwach eingedrückt hatten und die neuen von zahlreichen älteren kaum zu unterscheiden waren, entschied er sich ohne Zögern. Nach einiger Zeit wollte es mir scheinen, dass die Spur, der wir folgten, nicht mehr die frische, duftende sei. Auch Saridan musste das zugeben. Wir haben dann später mit Saridan wiederholt ähnliche Erfahrungen gemacht. Zu Beginn folgte er einer eben entdeckten frischen Fährte jeweils äusserst geschickt und rasch. Geriet man dann wirklich in die Nähe des Nashorns, so verwechselte er häufig in der Aufregung irgendwo die frische Spur mit einer etwas älteren und folgte dieser — weg aus der aufregenden Nähe des Nashorns. So geschah es also auch an diesem Tag. Wir verpassten das Nashorn, und als wir das merkten, war es zu spät, um nochmals den Weg zur frischen Spur zurück zu verfolgen.

Während des Marsches hatte ich Charles Lindbergh wiederholt gefragt, ob ihm nicht eine Rast genalun sei. Seine Antwort war jedesmal: «No need, I can walk for hours.» Aber schliesslich zeigte Saridan Zeichen von Müdigkeit, ich selbst konnte ihm das sehr wohl nachfühlen; da musste doch Charles mit seinen 65 Jahren auch eine Rast schätzen. Ich wagte es

also schliesslich, einen Halt anzuordnen, bevor wir uns auf den noch recht beschwerlichen Heimweg machten. Nun, später lücht mir dann Charles Lindbergh im Spass vor, ich sei ein Leuteschlünder. Fünf Stunden auf allen viere, ohne eine Rast zu bewilligen!

Einige Tage später hat Charles Lindbergh dann tatsächlich ein Nashorn gesehen. Spurenleser war diesmal Lotte. In ihrer Funktion als Medizinerin hatte sie mir an diesem Tag Hausarrest und Augenumschläge verordnet. Am Vortage war mir nämlich nach einem längeren Marsch durch dorniges Dickicht ein Zweig mit Dorn ins Auge geschleift und hatte die Bindehaut verletzt. Zu Hause auf Peurjang wurde das Auge mir Hilfe von Charles' Brille inspiziert, dabei fanden die beiden Ophthalmologen, dass das abgebrochene Ende des Dorns in der Bindehaut stecken geblieben war. Lotte strich mir nun eine anästhesierende Salbe ins Auge, glühte eine Nadel aus und setzte sich im Schein einer von Charles gehaltenen Taschenlampe in Position, um den Dorn aus dem Auge zu grubeln. Allein schon diese Vorbereitungen führten Gottseidank dazu, dass sich der Dorn von selbst löste und mit dem Zipfel eines Taschentuches herausgenommen werden konnte. Offenbar weil sie sich der greifbar nahen Gelegenheit zu ärztlicher Aktivität herab sah, verordnete mir meine Frau einen Tag Bettruhe mit Antibiotikasalben und Augenumschlägen ... und «streckte» mir Charles Lindbergh zusammen ein Nashorn! Ich habe mir geschworen, beim nächsten Dorn im Auge mich nicht mehr ins Bett beordern zu lassen, und habe diesen Schwur auch gehalten.

Aber nun will ich Lotte doch noch selbst ihre Nashornbeobachtung schildern lassen: «Wir hatten vor, dem Tjikendang von der Mündung so aufwärts zu folgen und dann eine frühere Route nach Nordwesten zu benutzen. Wir hatten eben den Bach verlassen, da stossen wir auf eine ziemlich frische Nashornspur. Wir beschlossen natürlich, ihr zu folgen. Die Filäre führt durch ein erstes Bächlein, bald darauf durch ein zweites. Offenbar marschierte das Tier ohne anzuhalten nach Südwesten. Nirgendwo findet sich eine Fressspur, auch folgen sich die einzelnen Fussabdrücke in regelmässigen Abständen. Beim Überqueren des zweiten Bächleins ist das Nashorn durch eine Lohmrinne gestopft und hat dann Stunden und

Schälstange im Unterholz im Vorbelgehen bemalt. Aber die an der Vegetation abgestreifte Brüste ist bereits trocken. Es sind also selber schon mehrere Stunden vergangen. Wir geben daher die Verfolgung der Spur auf, kehren zur alten Route zurück und folgen dieser wie geplant. Aber wir haben Glück: Nach einiger Zeit spassen wir auf neue Spuren eines grösseren Nashorns — die Abdrücke sind hinten 25 und vorne 27 Zentimeter breit. Das Tier hat unseren Weg in der Richtung auf uns zu berührt. Also machen wir rechtsunkeher. Bald erreicht uns ein starker Nashornhauch; kleine Urinspritzer bedecken die Büsche in einem Umkreis von drei Metern; war es wohl ein Männchen, das so spritzte? Nun schwenkt die Spur nach Südwesten ab und folgt einem begangenen Wechsel. Wir kommen zu einem vor einiger Zeit niedergebrochenen mächtigen Baum. Hier hat unser Nashorn die etwas ältere Spur eines kleineren Artgenossen getroffen, überquert und wieder eine kräftige Haendusche nach hinten abgegeben.

Wir folgen weiterhin der Fährte. Sie überquert nun ein kleines Bachbett. Die Fussspur am Rande des Wassers hat sich noch nicht mit Wasser gefüllt. Also muss sie noch recht frisch sein! Die Spannung wächst; wir geben uns Mühe, kein Geräusch zu erzeugen. Dem Gulek brauchen wir nicht mehr, und Charles Lindbergh muss sich zusammenfallen. Wir folgen einem kleinen Geländeerücken, und dann biegt die Fährte ab in den kurzen, steilen Hang des nächsten Bachgrabens. Da ist das Nashorn einfach in den Graben hinübergerutscht, wie die kräftige Rutschspur beweist. Aber wo ist es aus dem steilen Graben wieder hinausgestiegen? Wir gehen eine kurze Strecke auf und ab dem Graben entlang, ohne die Spur zu finden. Da — eine kleine Bewegung am Gegenhang, in den dicht stehenden kleinen Bäumen! Da ist ja — ein perlender Nashornschwanz — und da steht ja das ganze Tier mit Kopf und Ohren genau auf uns gerichtet. Aber nur noch für Augenblicke! Dann ein Schreien, und das Tier bricht krachend durchs Gebüsch ... Skillo ... und bald darauf erneutes peitschendes Schreien und weitere lärmige Flucht.

Mit unserem Gaur besprachen wir die Probleme der Reservatsbewachung, die unerfreuliche Situation der Wächter, das Überwachen der

früheren Weidengebiete durch Büsche, und da fasste Charles Lindbergh den Entschluss, uns für die ersten Schritte in der Reorganisation der Bewachung und Betreuung des Reservats die dringend nötigen Geldmittel zur Verfügung zu stellen. Man konnte die Aufräumarbeit beginnen. Wir hatten das grosse Glück, dass Mr. Sudjarwo immer wieder die Zeit aufbrachte, sich um unsere Pläne zu kümmern, und das Woldwolken, sie zu unterstützen. So konnte ihnen auch der damalige Chef des Naturschutzamtes nichts unüberlassen. Die Pläne gewannen endgültige Gestalt auf Grund der Erfahrungen an Ort und Stelle und in eingehenden Diskussionen mit Djihari und Wilodo. Mit ihnen erwarfen wir dann gemeinsam ein Projekt für das ganze Jahr 1968. Mr. Sudjarwo studierte diesen Entwurf ebenfalls eingehend, besprach ihn anschliessend mit uns und liess sich dafür gewinnen, mit uns zusammen ein entsprechendes Gesuch an den WWP zu richten.

Es ist zweifellos das Verdienst von Charles Lindbergh, dass der United States National Appeal des WWP sich bereit erklärte, diesen Plan für die Bewachung des Udjung Kulon für 1968 und seitdem auch für 1969 und 1970 zu finanzieren. Wir hoffen sehr, dass diese für Udjung Kulon lebenswichtige Hilfe auch in den kommenden Jahren gewählt wird.

Hier möchte ich nun in Kürze darlegen, was im Namen und Auftrag des World Wildlife Fund für Bewachung und Betreuung des Udjung Kulon tatsächlich geleistet worden ist — nicht zuletzt dank dem ersten, entscheidenden finanziellen und moralischen Beitrag von Charles Lindbergh.

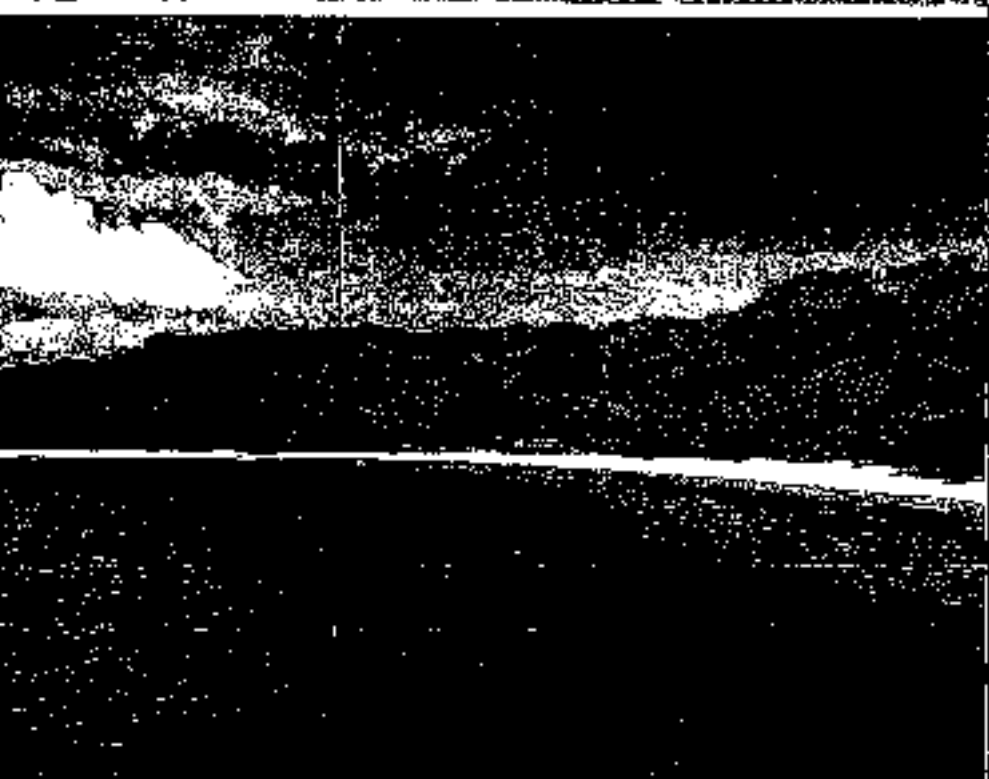
Bauten. In Peutjang wurden schon 1967 die beiden Häuser fertig ausgebaut und unter Dach gebracht, und bald nachher liessen wir im Handlaken die halberfallene Mauer abreißen und ein neues Haus errichten. Durch Entfernen der Büsche zwischen Ufer und Lichtung, in der das Wächterhaus steht, erhielt der Südwind besseren Zugang, und dadurch liess sich die Moskitoplage für etwa die Hälfte des Jahres nahezu beheben. Das Wächterhaus in Karang Randjang wurde fertiggestellt und der Südbrunnen besser ausgebaut. In Kaledjeran wurde ein neues Wächterhaus gebaut. Damit waren alle vier Posten wieder bewohnbar. Ein grösseres, billiges

Wohnhaus für drei bis vier Wächterfamilien und mit einem kleinen Büro entstand in Tamandjaja. Es bildet das Organisationszentrum der gesamten Wachmannschaft. Schliesslich haben wir im September und Oktober 1968 die schon lange geplante und in Bogor zum Teil vorbereitete Feldstation nach Palo Peurjung transportieren und dort aufbauen lassen.

Für alle Häuser wurden auch die notwendigsten Einrichtungsgegenstände und Geräte angeschafft. Damit war das Wohnproblem für die Wächter in angemessener Weise gelöst. Die Leute sind alles andere als anspruchsvoll und freuen sich denn auch an ihren Häusern. Da in Peurjung und Handuleum auch die Frauen und kleinen Kinder unterkommen können, brauchen die Wächter nicht mehr von den Posten wegzulaufen, um nach ihren Familien zu sehen. Aus der gesamten Wachmannschaft der beiden anderen Posten, Kamng Raneljang und Kaledjetan, wurden vier Gruppen gebildet. Zwei davon besetzen die beiden Posten, zwei verrichten Dienst in Tamandjaja. Nach vierzehn Tagen wird gewechselt.

Unterhalts- und Betriebskosten. Herr Djubari erhielt die finanziellen Mittel, um die Gebäude instand zu halten und um Landrover und Motorboot soweit benutzen zu können, als es für Versorgung, Führung und Kontrolle der Bewachungsorganisation unerlässlich ist. Alle 33 Angehörigen dieser Organisation — Mr. Djubari, seine Höfgehilfen, Bootsmannschaft und Wächter — erhielten jährlich ein bis zwei Uniformen aus Khakistoff mit einem von uns entworfenen Udjung-Kulon-Abzeichen sowie Segeltuchschuhe mit Gummisohlen. Die Wächter bezogen ausserdem je eine Mütze, einen Gürtel, einen Taschenrechner und ein Buschmesser. Sie sehen nun nicht mehr aus wie Wilderer. Alle Leute des Bewachungssystems erhalten nach Funktion und Verantwortung abgestuft eine Lohnzulage, die den von der Regierung entrichteten Grundlohn um einiges übersteigt. Die Wächter können nun von ihrem Einkommen tatsächlich leben und somit ihre Bewachungsaufgaben wirklich durchführen. Schliesslich wurde es auch möglich, für ihre und ihrer Angehörigen Gesundheit das Allernötigste einzukaufen: Moskitonetze für die Posten, Chloroquin für Prophylaxe und Behandlung der Malaria, Sulfonamidtabletten gegen die recht häufigen Infektionen der Harn- und der Atemorgane und Antl-





biotikasiben zur Pflege von Schnittwunden, anderen Hautverletzungen und Augenentzündungen.

Reorganisation der Arbeit. Ziel der materiellen Hilfe war und blieb die Reorganisation der Arbeit, nämlich der Bewachung von Bezeichnung des Udjung Kulon. Es erwies sich als gar nicht so einfach, den Wächtern, fast alles junge, freundliche Männer, konsequente, nachfalls gegenüber Eindringlingen kompromisslose Pflichterfüllung beizubringen. Rein funktionelles Denken passt nicht zum javanischen Lebensstil. Wir bemühten uns, schrittweise dem Ziel näherzukommen. Zuerst ließen wir die Wächter in Arbeitsgruppen die Pfade von Tjikawung nach Kaledjeran, von Kaledjeran nach Karang Randjang, von Tjidaco nach Tjibunar und nach Boom von Büschen, Baumschüsslingen und Palmen säubern. Dann kamen die überwachsenen Grasfelder Tjiljungkufen und Tjigester an die Reihe. Die ersterwähnten Arbeiten lagen im Interesse der Überwachung des Reservats, die anderen waren Massnahmen zur Verbesserung der Lebensbedingungen von Banteng, Wildhühnern und Pfau. Zugleich erfuhren die Wächter auf diese Weise, dass sie finanzielle Hilfe erlangen, wenn sie für das Reservat arbeiten. Dann führten wir Fellekreise für die Wächter durch, und zwar an der Reservatsgrenze bei Tjinakla, in der Nähe der Ladangleute. Scharfschiessen, Beobachten auf dem Marsch oder von einem Stand aus, Verfolgen einer Spur im Dickicht und Verhaften von simulierten Wilderern, Erstaten von Meldungen und Führen eines Journals wurden fast wie in einem Wiederholungskurs für Patrouilleure geübt; nur waren Einsatz und Begeisterung der Mannschaft hier im Udjung Kulon um einiges grösser. Den Höhepunkt bildeten jeweils Konkurrenzren in Form eines Parcours durch unwegsames Gelände mit dichtem Unterholz. Da musste man unter anderem möglichst lautlos und unsichtbar und doch rasch durch die Büsche schleichen, aufpassen, dass man keine im Dickicht stehende Feindscheibe übersah, rasch schiessen und treffen, wenn eine auftauchte.

Die Gewöhnung der Wächter an andere Pflichten bereitete mehr Mühe. Dazu gehörte vor allem die Pflege des Materials und das stete Bereithalten der Ausrüstung. Da liess man zum Beispiel zum Abend ab-

gesucht, Usup solle am folgenden Morgen auf eine Tour mitkommen. Am Morgen tritt er an ohne Gelok. Man fragt ihn danach. «Saja tidak punja» (Ich besitze keinen), lautet die Antwort. Wieso das? «Sudah rusak» (er ist kaputt). Oder der Bimer zum Schöpfen des Wassers aus dem Sodbrunnen hat ein so grosses Loch, dass beim Heraufziehen die Hälfte ausläuft. Oder beim Inspizieren einer Wüchterschleife stellt man fest, dass das Dach an einer Stelle defekt ist und Wasser durchlässt. Ebenso wie rechtzeitiges Reparieren wurde rechtzeitiges ... und das heisst vorausblickendes — Nachbestellen von Material oft unterlassen. «Sutama, die 'pressure lamp' is leer, full doch bitte Petrol nach!» Dann kommt die Mitteilung, dass «minjak tanah sudah habis» (Öl von der Erde schon aufgebraucht) sei. Ähnliches trug sich mit den Medikamenten zu, die jedem Postenchef in einer besonderen Schachtel zugeweiht wurden. Die rechtzeitige Nachbestellung unterblieb, und wenn wieder einer unter Malaria litt, war kein Chloroquin zur Hand.

Das selbständige Einhalten von Arbeitsprogrammen bildete ein illusorisches Problem. Die Leute arbeiten willig und mit Einsatzfreude, wenn sie wissen für wen; für eine abstrakte Aufgabe, ein abstraktes Ziel sich einzusetzen, das liegt ihnen viel ferner. Wie bereits erwähnt wurde, sollten die Posten Kamang Rindjang und Kaledjean ständig von je einer Gruppe besetzt sein. Jede Gruppe bestand aus vier Mann; einer davon war «kepala regu» (Gruppenchef). Eines Tages traf ich von Bogor kommend in Tamandjaja ein und wurde wie immer von den Wüchtern liebenswürdig begrüßt. Nach einiger Zeit stellte ich die Anwesenheit aller vier Gruppenchefs fest, Djupri, Makmur, Nasar und Sripatni. Ich wollte wissen, wer denn jetzt als Chef in den beiden Posten sei. «Saja» (ich) sagten Makmur und Nasar! Sie seien doch nicht auf Posten sondern hier. Das schon, aber «isteri saja sakit» (meine Frau ist krank), sagte der erste, «anak saja sakit» (mein Kind ist krank), der andere — aber morgen würden sie wieder auf den Posten zurückkehren. Gut, aber wenn sie ihre Posten verlassen wollten, so müssten sie sich bekanntlich ersetzen lassen durch Leute in Tamandjaja. Wer elagsprungen sei, wollte ich wissen. Niemand, man hatte vergessen, das anzurufen.

Eine Art Erziehung war unerlässlich. Es musste klargemacht werden, dass der WWF wohl den Wüchtern helfen will, aber nur, wenn sie ihre Arbeit leisten. Einem Gruppenchef, der nach diesem Vorkommnis den Posten verliess, ohne vorher für Ersatz gesorgt zu haben, wurde ein Teil des WWF-Lohnes einfach abgesprochen. Wie sorgen dafür, dass nicht nur für alle Posten Arbeits- und Ablösungspläne aufgestellt wurden, sondern auch, dass in Tamandjaja eine Einsatzliste für jeden Tag aufgelegt und über jeden Wüchter Buch geführt wurde.

Zweifellos arbeiten die Wächter gerne für uns und auch für Djuhari, aber wenn wir uns über Mennie nie zeigen, dann belebt sie nicht mehr die Gewissheit, ihre Arbeit habe mit uns zu tun. Ihre Hingabe gilt nicht einer abstrakten «Idee» und nicht vorausblickend ihrer eigenen finanziellen Lage, sondern einer aktuellen menschlichen Beziehung. Darum hängt so viel von Djuhari ab und auch davon, dass wir immer wieder die Wächter besuchen und an ihrem Arbeitseinsatz Anteil nehmen können.

Im Jahre 1969 wurde ein besonderer Einsatz der Bewachungsorganisation wichtig. Westwärts des Flusstains Tjurokib hatte man Waki gefüllt, um Ladangfelder zu gewinnen. Die rechtliche Situation war ziles andere als klar. Bisher hatte im allgemeinen der Pfad Tjibawung—Kaledjean als östliche Grenze des Reservats geguldet. Durch Beschluss der Zentralregierung war nun das ganze Gebiet von Kaledjetat nach Osten bis Tjegog und nach Norden mit dem ganzen Gunung Handje dem Reservat zugeschlagen worden. Dieser Beschluss setzte sich in keiner Weise mit der Realität, das heisst, den tatsächlichen Gegebenheiten an Ort und Stelle auseinander. Er wurde vom Gouverneur von Westjava nie übernommen und nie weitergeleitet, und niemand hinderte im ganzen erwähnten Gebiet das Schlagen und Brennen von Wald und das Repflanzen von Ladangfeldern. Es wäre völlig sinnlos gewesen, von Seiten der Verwaltung des Udjung Kulon das ganze Gebiet beanspruchen zu wollen. Man hätte die zundum wohnende, in die Tausende gehende Bevölkerung eines beträchtlichen Teils ihrer Existenzgrundlage beraubt und ohne Zweifel eine dem Reservat feindselige Stimmung hervorgerufen. Ausserdem wäre die Bewachung des Gebietes durch die vorhandenen Leute nicht durchführbar

gewesen. Es galt, sich mit sinnvolle, durchführbare Ziele zu beschränken. Das Flusstal Tjimokla wurde als östliche Reservatsgrenze festgelegt, und es gelang, die Chiefs der verschiedenen Dörfer für diese Regelung zu gewinnen. Seither dürfen westlich des Tjimokla keine neuen Ladungszucht geschlagen und die schon vorhandenen müssen bis Ende 1970 aufgegeben werden. Ausserdem wurde entlang der nun festgelegten Grenze ein neuer Patrouillenpfad erstellt, um die Überwachung zu erleichtern und den Beginn der verborenen Zone eindeutig zu kennzeichnen. Damit ist eine ernste Gefahr wenigstens für die nächste Zeit gebannt: Das Ausbreiten des Ackerbaus der allmählich wachsenden Bevölkerung in das Naturschutzgebiet.

Das ist — in großen Zügen — der Bericht über unsere Bemühungen zum Schutz des Udjung Kulon und seiner Nashörner. Charles Lindbergh leistete erste Hilfe in finanzieller Hinsicht, seither trägt der amerikanische Zweig des World Wildlife Fund die Kosten der Bewachung, soweit Indonesien dafür nicht aufkommen kann. Ohne das Einverständnis der ausgebenden Behörden, insbesondere des Generaldirektors des Forstwesens, Mr. Sudjarwa, hätten wir aber nichts erreichen können. In der Untersuchung der Situation, der Planung der Massnahmen und in deren Durchführung leisteten Djubani und Widodo unschätzbare Dienste. Vor allem hat Djubani als verantwortlicher Chief des Udjung Kulon sich immer wieder voll und ganz hinter die Entschlüsse gestellt, die wir gemeinsam erarbeitet hatten.

Kameras baden nicht gern im Meer

Als wir uns aufatztig Mai 1967 in Pulo Pentjang niederliessen, um das Udjung Kulon auszukundschaften, regnete es oft, und der Boden war feucht und fast überall auch weich. Mit Strickan als Filterer unternahmen wir unsere ersten kleinen Ausflüge in wirklicher Treibhausatmosphäre. Zwischen Tjikembong und Boon sahen wir am 7. Mai zum erstenmal Spuren des Java-Nashorns; aber sie waren offenbar schon mehrere Tage alt. Am 8. Mai dagegen stiessen wir westlich von Boon auf eine frische Spur. In einem kleinen Klüftel in lehmtrigem Boden hatte das Tier eine Wanne ausgeweitet und sich in der Lehmbrühe gesüht. Dann hatte es sich hangwärts wegbegeben auf einer Route, die in den letzten Tagen verschiedentlich von einem Nashorn benutzt worden war. Beim Spüren muss Strickan einmal von der frischen Spur zu einer älteren gewechselt sein. Jedenfalls merkten wir nach einiger Zeit, dass die Fussabdrücke, denen wir folgten, nicht mehr neu waren. Der vorgeschrittenen Zeit wegen mussten wir vom Aufsuchen und Verfolgen der richtigen, neuen Spur ablassen. Da fassten Lute und ich den Entschluss, uns hin und wieder ohne Assistenten zu zweit im Spüren zu versuchen. Die hügelige Landschaft nordwestlich des Gunung Pajung, die sich westwärts zum Tjadjung Lajat erstreckt, schien sich besonders gut für unser Vorhaben zu eignen.

Wir fuhren am 14. Mai mit dem Motorboot bis auf etwa 30 Meter ins Ufer bei Boon, stiegen um in den Einbaue, den wir angestaut nachgezogen hatten, und ruderten daraufhin an Land, zusammen mit einem Horst-

mann, der den Einbaum wieder zum Motorboot zurückrudern musste. Von dort marschierten wir in westlicher Richtung dem Fuss des Hügelrückens entlang. Wir hatten Glück, trafen wir doch bald auf eine flische Nasboruspur. Sie führte nach Süden, den Hang hinauf. Wir folgten voller Spannung der im weichen Boden selbst gut eingepprägten Spur. Streckenweise war sie allerdings kaum zu erkennen. Dann prüften wir jeweils mit besonderer Sorgfalt die letzten deutlichen Fussstete und ihre Richtung; so konnten wir schliessen, wo der nächste Abdruck zu suchen war, und fanden dann meist auch Merkmale, die vom Druck des Nashornfusses stammen mussten. Wir kamen an solchen Stellen langsam vorwärts, aber wir blieben auf der Spur. Nach einiger Zeit gerieten wir in eine Duftwelle; es roch fast wie Pferdemist. Und richtig, da lag auf der Spur ein Haufen von Mistbällen, die einen Durchmesser von etwa 10 bis 12 Zentimeter aufwiesen. Die Bälle sind im Innern noch warm. Nun wird es spannend. Wir sprechen nicht mehr und schlüpfen möglichst geräuschlos, sorgfältig der Spur folgend, durchs Unterholz. Da plötzlich vernehmen wir einen merkwürdigen, pfeifend blasenden Laut — etwa wie wenn Luft durch das Ventil eines Autoreifens austritt; nur während beim eben gehörten Laut zu Beginn mehr Luft aus, dann nahm der Druck ab, und nach knapp einer Sekunde klang der Laut aus. Nun herrscht wieder Stille, und wir schleichen der Fährte folgend vorwärts. Eben treten wir aus einem etwas dichteren Bestand junger Aracypalmen heraus, da bemerken wir 20 Meter vor uns die Bewegung einer grossen Masse im Dunklen. Das Nashorn! Es ist ein mächtiges Tier, wohl mächtiger als ein Spürmaulnashorn. Im Vergleich zu seinem Leib erscheint sein Kopf fast zierlich. Die Beine sind auffallend kurz. Es schreitet gemächlich nach rechts abziehend den Hang hinauf und zeigt uns seine rechte Seite. Nach wenigen Schritten bleibt es stehen. Sein Kopf senkt sich langsam, und es schliesst die Augen. Nach einigen Atemzügen hebt es den Kopf und presst pfeifend und blasend Luft aus. Das geschieht mit Kraft und Druck; denn das Ende des Lautes ist von einem Beben der Erdspannung begleitet, wie es etwa Kühe nach lautem Brüllen zeigen. Wir wagen kaum zu atmen. Ein ganz lechtes Luftzug ist von rechts vorn her zu spüren. Das Nashorn erhält jedenfalls nicht unseren

Wind. Nun ströft sich sein mächtiger Körper, es schreitet gemächlich von uns weg hangaufwärts und verschwindet in dichtem Gestrüpp. Wir können seine Fortbewegung nur noch aus der Bewegung im Unterholz erahnen. Jetzt ist es offenbar stehengeblieben. Da wird seine hochgereckte Schnauze sichtbar. Es fasst mit seinen Kiefern den verdickten Stamm eines Bäumchens und beugt ihn nieder. Sein Kopf verschwindet wieder; dafür hören wir rrr — rrr — rrr — seine Kaubewegungen. Ungefähr jede Sekunde reiben sich die Zähne querscheidend aneinander. Vorsichtig nähern wir uns dem Dickicht und verschleichen uns zudem etwas nach links, um ja nicht dem Wind des Nashorns zu stehen. Das Geräusch des Kauens verstummt; vermutlich döst das Tier wieder. Jetzt aber knackt es im Geräusch. Das Nashorn steigt den Hang hinauf. Graubraun schimmert seine Haut einigemal durch das etwas lichtere Unterholz. Dann ist nichts mehr zu sehen, nichts mehr zu hören. Doch, jetzt wieder Fressgeräusche! Und nun ist's wieder still. Das Nashorn ist nur 30 bis 40 Meter von uns entfernt, aber für uns unsichtbar. Wir bemerken leise, was zu tun sei, um es wieder zu Gesicht zu bekommen. Entschluss: vorerst abwarten. Da plötzlich dröhnt durch die Stille ein markerschütternder Schraublaut, und nun krache und rost es im Unterholz. Gewissum bricht das Nashorn durchs Dickicht ... weg von uns, den Hang hinauf. Schon nach Sekunden ist es wieder völlig still — unglaublich, wie rasch das mächtige Tier verschwinden kann. Wir sind begeistert und beeindruckt von der spannenden Begegnung mit diesem seltensten aller Grosssäuger. Da überfällt uns nochmals Schnauben und rasender Lärm im Unterholz. Offenbar hatte das Nashorn zunächst nur eine kurze Strecke in ärmlicher Flucht zurückgelegt, dann aber völlig lautlos verhaart. Nun knackt und rauscht es wie eine Wellenfront in der Brandung und verhaucht diesmal allmählich in der Ferne. Was hatte wohl den Alarm beim Nashorn ausgelöst? Das schwache Lüftchen war nicht mehr zu spüren. Vermutlich hatte sich unser Geräusch nach allen Seiten ausgebreitet und dann schliesslich das Nashorn erreicht.

Wir stellten uns noch eine weitere Frage: Warum hatten wir das Tier, als es am Anfang nur zum kleinsten Teil verdeckt vor uns gesunden war, nicht fotografiert? Wir hatten eine Kamera im Rucksack. Aber in jenem

Augenblick waren wir völlig gebannt und wagten kaum zu atmen, geschweige denn die Kamera zuzupacken. Sogar die Aufnahme selbst — so trübten wir uns — wäre nicht ohne Risiko zu machen gewesen. Bei unserer älteren Minolta verursachte das Hochschnellen des Reflexspiegels während der Aufnahme einen recht lauten Klick. Wie hätte wohl das Nashorn reagiert? Wir wussten aus eigener Erfahrung vom afrikanischen Spitzmaulnashorn, dass selbstsichere Individuen Geräusche oder Laute oft auskundschafteten, und dass sie gegen sichrere, vor allem bewegte Körper Druckvorstösse und gelegentlich sogar echte Angriffe richten können.

Am folgenden Tag suchten wir wieder im nordwestlichen Zipfel nach Nashornspuren. Diesmal marschierten wir auf dem Pfad von Boom zum Tandjung Lnjaz und stiegen dann in südöstlicher Richtung in den Hang. Und wahrhaftig, wir stiessen wieder auf eine frische Spur! Wiederum fanden wir einen Misthaufen; er war im Innern nicht mehr warm, duftete aber doch noch recht intensiv. Wir folgten der Spur so rasch und doch so sorgfältig wie möglich, Lotte meist vorn. Die Spur verlief nur ganz leicht ansteigend dem rechts vor uns liegenden Hügelrücken entlang. Sie folgte einem Wechsel, der vor nicht langer Zeit bereits von einem Nashorn und auch von Bunkeng benutzt worden war. Nechmalig Mistgeruch — diesmal war der Dung noch ganz warm. Bald darauf verliess die Spur den Wechsel und zielte auf den Hügelrücken zu, in wenigen Minuten erreichten wir die Höhe. Der Boden war hier verhältnismässig trocken und die Spur im dichten Gestrüpp daher kaum zu erkennen. Plötzlich bewegte sich ein grosser Körper etwa drei Meter vor uns. Das Nashorn! Es warf sich herum und stand nun von einer drei Meter dicken Unterholzkulisse teilweise verdeckt bedrohlich nah vor uns. Lotte, die unmittelbar vor mir war, rannte rasch an mir vorbei, einige Meter zurück zum nächsten Baum; ich folgte und hielt ihr Knie und Arme als Steighügel her, damit sie rasch sichere Höhe an dem anlosen Stamm erreichte. Und das Nashorn? Flüchte es einen Vorstoss aufgenommen, das Unterholz wäre kein Schutz gewesen. Aber während ein paar Sekunden blieb alles still. Dann mächtiges Schrauben ... fürchterlich ost ... dann Kröchen und Tosen den Steilhang hinunter von uns weg, gegen Süden. Wieder einmal hatten wir keine Aufnahme machen

können. Sogar wenn wir nicht zu jenem Baum zurückgeflücht wären, hätte sich nichts erreichen lassen; das Gestrüpp war zu dicht und das Nashorn zu schlecht beleuchtet gewesen. Aber es war offenbar gar nicht so schwer, Nashörner aufzuspüren; da sollte sich doch gewiss in den Monaten, die wir noch im Udjung Kaku zubringen würden, manche glünstige Gelegenheit zum Fotografieren bieten.

Auf unseren Exkursionen in die Senke zwischen Gunung Pajung und Telantja von Tjideun im Norden bis Tjibuar im Süden fanden wir wohl frische Spuren; aber aus irgendwelchen Gründen gelang es uns 1967 nie, ein Nashorn zu Gesicht zu bekommen. Zweimal folgten wir einer frischen Spur, die nach Norden führte. Das erste Mal erhielt das Tier unseren Wind, bevor wir es sehen konnten; wir hörten es fliehen und konnten nur noch feststellen, dass es in einer Schlucht gelegen hatte. Das zweite Mal mussten wir der Zeit wegen schliesslich aufgeben. Am 16. Mai mit General Lindbergh wechselte Sadinn von einer ganz frischen auf eine etwas ältere Spur. Es war wieder im Gebiet westlich von Boom, wo Lotte und Charles Lindbergh am 23. Mai ihr Nashorn sehen sollten. Kein Wunder, dass wir nach Erkundungsmärschen in andere Gegenden immer wieder die Fahrt nach Boom unternahmen. Nun hatte sich aber unmerklich die Wetterlage geändert. Es fiel kein Regen mehr, dafür hatte sich der Wind verstärkt. Er brauste von Süden her durch die Senke zwischen Pajung und Telantja und dann rechts und links an Penjatung vorbei. Links verursachte er bis Boom ziemlich kurze und hohe Wellen. In diesem Wellengang waren das Umschlagen vom Motorboot in den Einbaum und das Landebeziehungsweise Rückfahrmanöver nicht ganz einfach. Bei einem solchen, der tanzenden Boote wegen erschwereten Umsteigens fiel mir am 26. Mai ein Rucksack ins Meer. Obwohl Lotte ihn noch vor dem Absinken aus dem Wasser ziehen konnte, war Meerwasser in den Plastiksack eingedrungen, in dem sich die eine Kamera und ein 135-mm-Teleobjektiv befanden. Wir bemühten uns sofort, sie trocken zu reiben; unsere Bemühungen blieben jedoch vergeblich, weder Kamera noch Objektiv waren zu retten.

Zwei Monate später, am 23. Juli, besuchte eine Gruppe von Journalisten und Fernsehleuten das Udjung Kaku. Mr. Kuro vom japanischen

Feenschen bat mich, ihn mit zwei Fotografen in den Nordwestzipfel zu führen. Wir landeten bei Boom ohne Schwierigkeiten; aber der Bootsmann Pulung war nicht instande, den Einbau gegen den Wind zum Motorboot zurückzurudern, und wurde wieder ans Ufer getrieben. Ich musste in Unterhosen, zusammen mit Pulung, zum Motorboot rudern und dann an Land schwimmen.

Als wir nach einem tüchtigen Marsch durchs Dickicht, zum Teil auf Nashornwechsell, und dann entlang der Klüfte von Krentjeng bis Tandjung Lajar schließlich etwas milde bei Boom ankamen, war der Wind vorzüglich noch kräftiger als am Morgen, und sicher gingen die Wellen noch höher. Wir waren gerade dabei, den Einbaum im seichten Wasser zu besteigen, da füllte ihn eine sich überschlagende Brandungswelle halb mit Wasser. Wir zogen ihn dann in etwas tieferes Wasser, wo die Wellen sich noch nicht überschlugen, und schöpften ihn mit einem Eimer leer. Nun rasch einsteigen und abfahren! Da nahm eine besonders hohe Wellenwand und — richtig, sie füllte den Einbaum ganz, so dass er unter uns absank, und wir bis an die Brust im Wasser saßen. Nochmals hiess es das Boot in aller Eile leerschöpfen, bevor die nächste grössere Welle es wieder mit Wasser füllen konnte. Glücklicherweise gelang es, das Boot flottzumachen und aus der Brandungzone herauszubekommen. Soweit war nun alles in Ordnung; aber die Nikonkamern von Herrn Kono und mein Rucksack mit Feldstecher, den ich einem der Herren anvertraut hatte, um selbst den Einbaum auszuschöpfen, waren von Wellen übergossen worden. Weder für die Kamera noch für den Feldstecher fand sich jemand in Djakarta oder Bogor, der eine Reparatur hätte vornehmen können. Wir hüteten nun natürlich unsere einzige übriggebliebene Kamera wie einen Augapfel, konnten wir doch in Java keinen aufblasbaren und wasserdichten Bootsack aufreiben.

Anfangs Juni war es in den von uns bisher durchsuchten Gebieten kaum mehr möglich, einer frischen Nashornspur zu folgen; der Boden war zu trocken und zu hart. Das war ein Grund, unser bisheriges Exkursionsgebiet zu erweitern und überhaupt zunächst das westliche Udjung Kulon eingehender zu erkunden. Wir hatten damit schon während des

Besuchs von Charles Lindbergh im Mai begonnen. Mit ihm entzogen wir einmal von der Klüfte her den Gunung Telorja und erreichten über eine kleine Felswand einen Punkt, von dem aus sich der Blick über die Senke auf den Gunung Pajung öffnet. Wir stiegen dann neben dem Absturz den Steilhang nach Westen hinunter und baboten uns in westlicher Richtung den Weg durchs Dickicht. Als wir den Boden der Senke erreichten, gerieten wir an eine Art Sumpf. Dichtgesäte, knapp meterhohe Kegel aus weicher Erde ragten als kleine Inseln aus fauligem Wasser. Aus der Mitte eines jeden wuchs eine fast stammlöse «Nipa-Palme» mit sechs bis acht Meter langen, steilaufragenden Wedeln. Wir bemühten uns, von Erdkegel zu Erdkegel zu gelangen und die breitesten Gräben zwischen ihnen zu umgehen. Dabei boten uns die Nipapalmen den nötigen Halt. Da entdeckten wir etwa zehn Meter vor uns eine vier Meter lange, schlänke graue Schlange. Ohne Scheu glitt sie auf uns zu. In knapp fünf Meter Entfernung schwenkte sie ab, blickte uns dabei deutlich mit einem Auge an und setzte ohne Hast ihren Weg fort. Nach der Kopfform war es eine Königskobra.

Wir kamen einigermassen trocken durch den Nipasumpf, erreichten eine kleine, solide, buschbestandene Böschung — und standen dann vor einem etwa 20 Meter breiten, stromungslosen Fluss mit trübem Wasser, dem Tjodjungkulon. Wie tief war sein Wasser? Offenbar herrschte Flut und wirkte in den Unterlauf des Flusses hinein. Sie liess auch den Nipasumpf unter Wasser gesetzt. Dem Fluss zu folgen bis dort, wo sein Bett schmaler wird und die Flut nicht mehr wirkt, wäre recht mühsam gewesen. Wir hätten nicht nur vielen Mäandern folgen müssen, vermutlich wären wir auch noch wiederholt in den Nipasumpf geraten. Wir mussten durch den Fluss — mit Fotoapparat und Feldstecher im Rucksack. Es blieb keine andere Wahl, als in einer Art Rettungsschwimmen die Kostbarkeiten über Wasser zu halten.

Die vielen «nassen» Erfahrungen beim Auskundschaften des Udjung Kulon und die Schwierigkeiten beim Landen und Ausfahren an gewissen Küstenpartien brachten uns dazu, die Kamera auf gewisse Mäandere gar nicht mitzunehmen. So entschieden wir auch am 11. Juni. Da überstiegen

Widodo und ich zum erstmalig den Gefänderücken im Süden von Boon und erreichen in etwa einer Stunde die Südküste, Im Sand des Strandes entdeckten wir eine frische Nashornspur. Sie führte wieder in den Wald und bergwärts, war aber dort im harten Boden nicht mehr zu erkennen. Wir beschloßen, die bequemste Route den Hang hinauf zu wählen. Warum sollten javanische Nashörner sich anders benehmen als ihre afrikanischen Verwandten? Tatsächlich ging es auch nicht lange, da gerieten wir in die Duftwolke von Nashornmist. Ein herrliches Erlebnis nach Wochen erfolglosen Mischens! Die Haken waren allerdings schon kühl. Wir folgten weiterhin — ohne die Spuren zu sehen — dem bequemsten Aufstieg, und bald roch es wiederum intensiv nach Mist. Wir befanden uns an einer fast ebenen Stelle, hinter der ein kurzer Steilhang bis zum Kamm des Hügels aufragt. Der Platz war mit Arengapalmen besanden. Ganz grob betrachtet gleicht die Atenga einer Kokospalme, ihr Blattwerk ist aber viel dichter und lässt weniger Licht durch. Gerade hier bilden die Kronen der Palmen ein dichtes Dach. Am Boden war es so dunkel, dass zuserst ein paar junge Arengapalmen keine Jungpflanzen gediehen. Wir hielten im Dunkel nach dem zweiten Misthaufen Ausschau, entdeckten ihn nahe beim Fuß des steilen Hanges, und suchten ihn auf, um ihn auf seine Temperatur zu kontrollieren. Im Aufrichten blickten wir uns vielsagend an; sogar an der Oberfläche sind die Ballen noch ganz warm! Da muss ja das Nashorn ... unser nächster Blick geht den Hang hinauf — und wahrhaftig, da steht das Nashorn oben auf dem Kamm, zwischen Gestrüpp als Silhouette sich gegen die Helle abzeichnend. Mit weit nach oben ragender Schnauze knackst es einen kleinen Ast, senkt den Kopf, beginnt zu kauen und verschwindet langsam schreitend hinter der Karanlinie ... und wir haben keine Kamera bei uns!

Wir umgehen den Standort des Tieres, damit ihm ja der Wind nicht unseren Geruch zuträgt. Eine Weile bewegt es sich noch im Gestrüpp; dann bleibt alles still. Wir haben uns eben entschlossen, nützer an das für uns unsichtbare Nashorn herinzuschleichen, da wechselt der Wind seine Richtung. Wenige Sekunden später ertönen lautes Prusten und Schnauben und krachende Flucht.

Am 22. Juni rückten wir zu flucht wieder in das gleiche Gebiet aus. Vom Geländeerücken südlich von Boon erreichten wir auf drei verschiedenen Routen die Südküste. Saridan und Widodo übernahmen die westliche, Lotte und Djohari die mittlere, und ich probierte es weiter östlich. Dabei kam ich im Küstewald auf eine frische Nashornspur. Sie führte an den Strand und war hier im Sand leicht zu verfolgen. Schliesslich erreichte ich weiter westlich Lotte und Djohari, und nur wenig später trafen auch Saridan und Widodo von Nordwesten her ein. Zu fünft verfolgten wir nun die Spur. Sie führte in Schlangen in ein sandiges, nur wenig Wasser führendes Bachbett und dann in den Wald. Auf dem Waldboden war die Spur nicht mehr zu erkennen. Auch diesmal wählten wir die bequemste Route den Hang hinauf. Als wir eben einen kleinen Rücken erreichten, ertönte von vorn links her aus beträchtlicher Entfernung der bekannte blasend-pfeifende Laut. Nach wenigen Schritten entdeckten wir leicht rechts von uns in etwa 25 Meter Abstand zwischen Bambusbüschen eine dunkle liegende Masse. Im nächsten Augenblick sondierte auf Beinen, rannte am nächsten Bambusbusch vorbei, stoppte, warf sich herum, schüttelte die Ohren, schnaubte und flüchtete nun krachend durch das Dickicht. Das Tier war uns relativ klein erschienen, es besass auch kein Horn, sondern bloss einen Höcker auf der Nase. Neben seinem Lager hatte es messbare Fussabdrücke hinterlassen. Derjenige des Vorderfusses war 23,5 Zentimeter, der des Hinterfusses 21,5 Zentimeter breit. Die Spur am Strand dagegen hatte die Masse 27,5 und 26 Zentimeter aufgewiesen, und das Pfeifen war von links gekommen! Also musste sich noch ein zweites, grösseres Tier in der Nähe aufhalten. Es gelang uns aber nicht, dasselbe zu finden. Gewiss war es durch die heilige Flucht des kleinen Nashorns alarmiert worden. Es darf als sehr wahrscheinlich gelten, dass wir es mit einer Mutter und ihrem Kalb zu tun gehabt haben. Mit dem Pfeiflaut signalisierte die Mutter dem Kind ihren Standort.

Auch diese Begegnung hatte wiederum keine Gelegenheit zum Fotoaufnahmen geboren. In den nächsten Wochen erfuhr unser Kamerapech noch eine Steigerung: Die Kamera, die noch nicht im Meer gebadet hatte, versagte plötzlich. Der Auslöse- und Antriebsmechanismus war blockiert

und blieb es bis zu unserem nächsten Aufenthalt in Bogor und Djakarta. Dann gelang es uns, eine Nikiinkanem teilweise zu erhalten und unsere Miodia reparieren zu lassen. Inzwischen hatte im Udjung Kulon die Trockenzeit einen aussergewöhnlichen Höhepunkt erreicht. Der Boden war hart, trocken und bedeckt mit abgefallenen, trockenen Blättern. Spurensuchen war im Wald unmöglich, und man konnte sich nicht fortbewegen, ohne lautes Rascheln hervorzurufen. Nur noch im Kies von Bachbetten, im sandigen Strand und im sumpfigen Gelände trügten sich Trittsiegel ein. Da gaben wir das Pirschen auf und durchkreuzten dafür das Udjung Kulon nach den verschiedensten Richtungen, um seine Topographie und Vegetationsarten kennenzulernen und herauszufinden, in welchem Biotop sich die Nasiküher, nach den von ihnen hinterlassenen Anzeichen zu urteilen, am häufigsten aufhalten.

Terús

Wir hatten in Djakarta eine topographische Karte des Udjung Kulon im Masstab 1:50 000 aufreiben können, die sehr sauberlich das Netz der vielen Bäche und mittels Höhenkurven die zahllosen Hügel, Rücken und Senken aufzeigte. Um nun im Udjung Kulon voranzukommen und irgendein Ziel im Gelände zu erreichen, reicht auch die beste Karte nicht aus. Unverlässlich ist ein Kompass und noch viel unerlässlicher ein Golok. Von wenigen offenen Flächen nahe der Nordküste abgesehen, ist das ganze Udjung Kulon von hoher, meist waldreicher Vegetation bedeckt. Nur von einigen Punkten des Gunung Pajung (Gunung = Berg, Pajung = Regenschirm) und von Telatpa aus, beides Punkte, die sich unmittelbar über weite abfallende Gelände befinden, sieht man durch Lücken in der Vegetation auf die Baumkronen der nächstliegenden Senken oder aufs Meer. Sonst bewegt man sich ausschließlich wie unter einer Decke. Diese ist in ihrer unteren Schicht vielerorts äusserst dornig. Zu den besartigsten Dornepflanzen gehören die Salakpalmen (*Salacca edulis*) und die zahlreichen, zu verschiedenen Gattungen gehörenden Koran- oder Rattan-Arten. Der Name Rattan ist malayischen Ursprungs und bedeutet Stock: Abschaltete der langen Achsen der lösenartig kletternden Sprosse wurden zur Herstellung von Meerrohrstücken verschiedenster Dicke gebraucht.

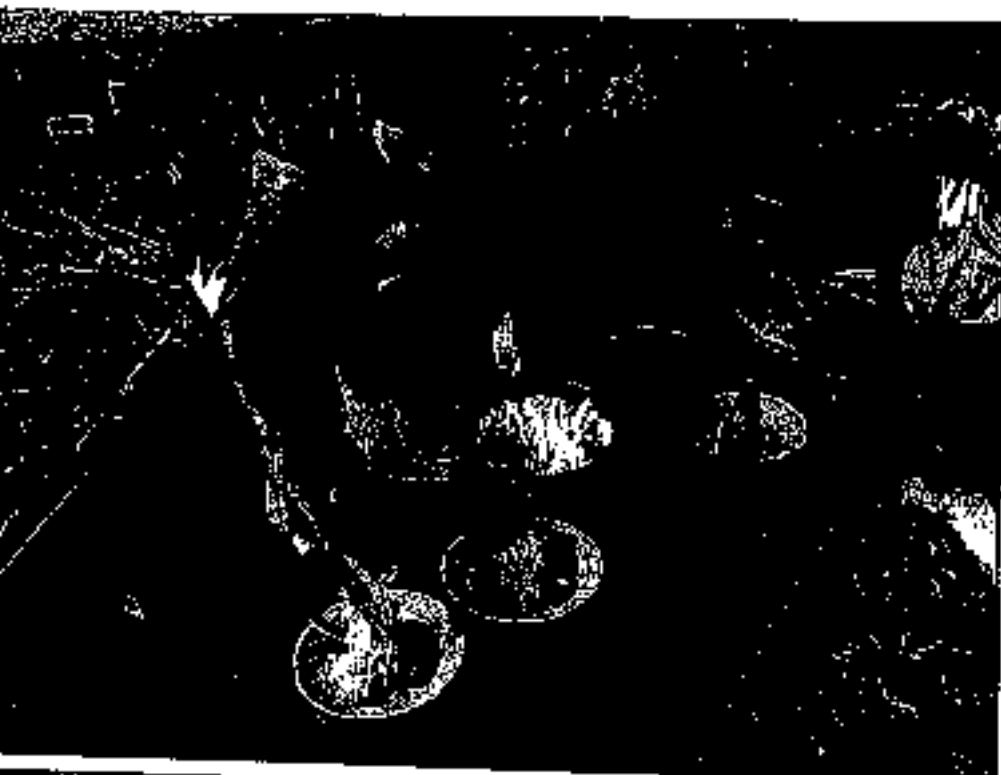
Salakstacheln sind nachspitz, sehr hart und scharf. Sie werden erst an ihrer Basis dicker. Ihre Länge hält sich zwischen drei und fünf Zentimetern. Stösst man in rascher Bewegung gegen einen nacheligen Salakast, oder gerät ein solcher in Schwingung und schlägt gegen Arm oder Bein,

so führt einem eine der Nadeln ohne weiteres bis zu drei Zentimeter tief in Haut und Fleisch und bricht meist unmittelbar unter der Hautoberfläche ab. Da man sich dabei selbst bewegt, verschiebt sich der im Muskel steckende Fort unter der Hautoberfläche ein wenig, so dass man ihn durch die Nadelspitze nicht mehr erreichen kann. In schlimmen Fällen ging es nicht ohne eine kleine Operation mit dem Taschmesser und anderen Salakswächeln als chirurgischen Instrumenten ab. In leichten Fällen blieb die Stachelspitze irgendwie schräg in der Haut stecken und störte nicht weiter. Später manchmal erst nach Wochen oder sogar Monaten, ja sogar noch nach der Rückkehr in die Schweiz, bildete sich dann eine lokale Infektion, die sich nach aussen öffnete und eine Stachelspitze — einen halben bis einen Zentimeter lang — heraustreten liess. Sehr wahrscheinlich tragen sie auch heute noch einige wenige, gut eingekapselte Salakspitzen in unseren Bergen mit herum.

Die jungen Sprösschen der Rotanpflanzen sind ebenfalls mit Stacheln besetzt; aber diese sind nicht so fein und lang wie Salakstacheln. Die Rotanpflanzen verfügen aber noch über eine weitere Waffe: mit Krallen besetzte Festschnüre. Es sind dies entweder die Endranken der gefiederten Blätter, oder zu Krallenschnüren reduzierte Blätter, die unmittelbar am Hauptspross ansetzen. Manche dieser Schnüre werden bis zu sechs Meter lang und tragen in Abständen von zehn Zentimetern je eine Serie von vier Krallen. Beim feinen Wurmwurm sind die Schnüre nur etwa 60 Zentimeter lang, dünn wie eine Saite, und die feinsten Krällchen folgen in kurzen Abständen. Die ausserordentlich zähen Krallenschnüre hängen entweder frei oder verankern sich im Unterholz. Durch einen dichten Rankenverhang kommt man wirklich nur, indem man sich hindurchschneidet. Dabei lässt es sich fast nicht vermeiden, dass man gelegentlich eine Krallenschnur übersieht und sich in ihr verfängt, während man gegen eine andere einen Hieb ausführt. Dann reißt entweder das Hemd oder die Haut oder beides, aber selbst nicht die Rotanschnur. Nur wenn diese schon leicht verdorrt ist, brechen die Krallen ab und bleiben in der Haut stecken.

Nun wird der Leser denken, durch geschicktes Auswerten der Karte 1: 50 000 sei irgend eine beliebige Route auch im Wald leicht zu planen.





Man könnte, zum Beispiel, von einem bestimmten Punkt der Küste aus einem eingezeichneten Flüsschen oder Hügelzug folgen oder mit dem Kompass einer Himmelsrichtung bis zu einem eingezeichneten Wasserlauf oder Hügel. Wir erlebten bei solchen Versuchen — milde gesagt — einige Überraschungen. Ende Juli bezogen wir ein Zeltlager am Tjidaun, und zwar dort, wo er vom Pajutj herabsteinkommend in die Ebene eintritt. Am 29. Juli unternahm wir eine kleine Tour nach Westen, um die drei nach Norden fließenden Bäche Tjikojn, Tjimlikas und Tjitjadas (die sundanesische Vorsilbe Tji bedeutet Fluss) im Quellgebiet kennenzulernen und natürlich auch nach Nashornspuren Ausschau zu halten. Eine Marschzeit von vier bis fünf Stunden war vorgesehen. Zuerst stiegen wir dem Tjidun folgend auf. Zweimal erkletterten wir Steilbänke, über die der Bach als Wasserfall hinunterstürzt. Dann verließen wir das Tal in westlicher Richtung. Dort erreichten wir einen von Norden nach Süden ansteigenden Kamm, überquerten ihn und gerieten in ein Täschchen, in dem ein kleiner Bach gen Norden floss. Wir begannen abzustiegen und trafen dabei mehrfach ziemlich frische Nashornspuren. Um welchen der drei Flusskandidaten handelte es sich wohl? Wie nicht anders zu erwarten, erschwerten einige kleinere Wasserfälle den Abstieg, und der Bach führte nicht schlur gerade nach Norden, sondern zog Kurven nach links und rechts. Nur wollte es uns allmählich scheinen, im Ganzen genommen seien wir nicht auf dem Wege nach Norden, sondern eher nach Westen. Ein solcher Bach, der in der Nähe des Tjidaun zuerst nach Norden fließt und dann nach Westen abbiegt, ist aber auf der Karte nicht eingetragen. Wir waren zu viert, und ich hatte zwei kleine Kochbananen mitgenommen: davon abgesehen waren wir ohne Proviant. Sollten wir uns einfach nach Norden durchschlagen, die steile Talwand hinauf und dann durch unbekanntes Gelände hinunter an die Nordküste? Oder sollten wir dem Bach bis zur Mündung folgen, um zu erfahren, welcher er sei? Wir entschlossen uns zu letzterem. Zuerst bemühten wir uns erfolgreich, nicht im Wasser zu waten, und sprangen von Steinblock zu Steinblock oder folgten demjenigen Ufer, das weniger steil und weniger dicht bewachsen war. Allmählich verringerte sich das Gefälle, und der Bach schlängelte sich immer

nete. Die Bachböschung war oft unterhöhlt oder senkrecht ansteigend und deshalb mühsam zu begehen. Daher wühlten wir bald einmal den Bach selbst als den bequemsten Weg; das Wasser kam uns oft bis zu den Hüften.

Nach etwa fünf Stunden Marsch schalteten wir eine Rast ein und teilten die zwei Bananen brüderlich unter uns. Ungefähr zwei Stunden später gawerten wir uns der Küste. Das Tosen der Brandung war mächtig. Das konnte nicht die Nordküste, sondern nur die Südküste sein! Als wir den Strand erreicht hatten, war das Rätsel gelöst: Wir befanden uns an der Mündung des Tjikarag. Auf dem Weg dem Strand entlang hatten wir diese schon früher einmal erreicht. Dank früherer Exkursionen kannte ich auch einen relativ günstigen Übergang zur Nordküste. Aber auch so brauchten wir noch fast drei Stunden, bis wir schliesslich kurz vor dem Binneluen wieder bei unseren Zelten ankamen — nach zehnstündigem Marsch reichlich hungrig, aber von Loxie, die allein zurückgeblieben war und uns am frühen Nachmittag zurückerwartet hatte, mit freudiger Erleichterung begrüßt.

Auf einem zehntägigen Marsch am 13. und 14. November, den ich mit Usup und Solin unternahm, bereiteten uns Topographie und Karte ähnliche Schwierigkeiten. Wir hatten uns vorgenommen, von der Mündung des Tjikarag, im Oren der Hauptflüsse des Udjung Kulon, in westlicher Richtung nach Niwaan durchzustossen. Nach der Karte ist der Tjikarag ein recht langer Wasserlauf, der von Nordwesten her zur Küste führt. Wir fanden nur ein kurzes eigentliches Bachbett, das sich vielfach verzweigt. Diese Flussarme entwässern als nur wenig ausgeprägte Gräben ein fast völlig ebenes Gelände. Damals, 1967, hatte es monatelang nicht geregnet, und weder der Tjikarag noch seine Nebenflüsse führten Wasser. Wir durchquerten die ebene Fläche in westlicher Richtung und stiessen nach etwa eineinhalb Stunden Marsch zu unserer grossen Überraschung auf ein für Udjung Kulon mächtiges Flussbett. Es war mit Sand ausgefüllt und nur ausgehöhlte Stellen enthielten noch Wasser. Zahlreiche Flöhe schwammen eingefangen und eingeeignet in diesen Tümpeln umher. Fussabdrücke von Manteng, Wildschweinen und Bänderwaran, Reihern und Seigeben

waren im Sand zu sehen. Da die Tümpel nicht mehr von fliessendem Wasser gespeist wurden, und wir ja auch nur die nächste Flusswindung überhleten konnten, war kaum auszumachen, in welcher Richtung das Wasser bei höherem Wasserstand fliessen musste, und noch viel weniger, von welcher Gegend des Udjung Kulon der Fluss stammte und wohin er führte. Nach kurzem Erkunden gewannen wir die Überzeugung, dass der Fluss von links kommt und nach rechts fliessen. Wir beschliessen, ihm nach links, also aufwärts, zu folgen und, da das Bachbett ein bequemer Weg war, der das Schneiden durch dornige Vegetation unnötig machte, benutzten wir es trotz der vielen Windungen und gelegentlichen Tümpel. Allmählich wurde klar, dass das Bachbett, im ganzen genommen, nach Südwesten führte. Wir folgten ihm fast fünf Stunden und erlebten bei manchen seiner Windungen kleine Überraschungen. Mehrmals stiessen wir auf Gruppen von Schweinen, die am Rande der Tümpel im Boden wühlten — vermutlich auf der Suche nach Kleintieren. Meist merkten sie erst spät auf, blickten uns dann mit gehobener Schnauze und nach vorn gerichteten Ohren prüfend an und setzten sich nach plötzlichem Alarmgrinsen in Galopp — weg vom Bachbett ins Dickicht.

Einmal schnitten uns nach einer Bachbiegung sieben Panteng entgegen, ein schwarzer Bulle, fünf Kühe und ein Kalb. An einer anderen Stelle trafen wir eine ganze Ansammlung von Snelzvögeln: Wohlhalstörche, Seidenreiher, grosse graubraune Sumatrareihern, Nachtreihern und Kartrotte. Eisvögel pfeiften dem Bachlauf entlang. Verschiedentlich klasterten Varane lärmig ins Dickicht.

Aus dem Bachbett mit seiner wenige Meter hohen Böschung wurde allmählich ein kleines Tal mit steilen Wänden. Der Sand wurde immer seltener im Bachbett, kleine Kalksteine immer häufiger. Die Wasser-tümpel erschienen nicht mehr voneinander isoliert; ein mageres Bächlein verband sie. Die Grösse der Kalksteine nahm zu, je weiter wir vorrückten, und gelegentlich präsentierten sich nun die Tümpel als Staubecken, die von Sinterhartieren aufgestaut wurden.

Um nicht zu weit nach Südwesten zu geraten, brachen wir um halb vier Uhr den Marsch ab und gingen zum «Lagerleben» über. Auf einer

Kanzel über dem Fluss errichteten wir ein Schutzdach aus Blättern der Arengapalme, Brennholz wurde gesucht. Salim übernahm das Reiskochen, Usup das Zubereiten der Flüssigkeiten — Tee, Kaffee und Nudelsuppe —, ich röstete Kejang tanah (Erdnuskerne) und brät getrockneten Fisch. Zwischenhinein reichte es jedem zu einem Bad.

Mit der Dunkelheit begann das Konzert der Frösche. Einmal bellte nicht weit weg ein Muntjak (kleiner Hirsch), und bald darauf ertönte ein kurzer Ruf, der vielleicht von einem Leopard stammte.

Am folgenden Morgen verliessen wir nach herrlichem Bad und tüchtiger Mahlzeit den Fluss und arbeiteten uns nun in nordwestlicher Richtung vorwärts, um an den mit der Bootmannschaft abgemachten Punkt bei Niawaan zu gelangen. Erst ging es flussig über ein Plateau mit fast geschlossenem Arengbestand — einer herrlichen Vegetation zum Vorwärtsschreiten, weil hier fast kein Unterholz wächst. Dann erreichten wir einen nach Nordwesten absteigenden ausgetrockneten Wasserlauf. Solange dieser noch ein ziemliches Gefälle aufwies, kamen wir rasch im Bachbett oder auf Wildwechselland daneben vorwärts. Als wir aber flacheres Gelände erreichten, war das Bachbett oft durch dornige Vegetation, vor allem dornigen Bambus und Rotan, versperrt. Wir verliessen darum den Bachlauf, der obenhin in vielen Windungen sich zu sehr nach Westen hinzog, und arbeiteten uns nach Kompass in Richtung Nordwesten durch das dornige Dickicht. Nach etwa einer halben Stunde wurden die Dornen seltener; der Wald bestand fast nur noch aus mittelhohen Bäumen und sein lockeres Unterholz aus Junghäusern. Zweimal stöherten wir Wildhühner (*Gallus gallus*, *Bankivalulus*) auf und einmal einen Muntjak. Wir waren nun offenbar im flachen Gelände der Küstenzone angelangt. Am Waldboden wurden versteinerte Korallenblöcke immer häufiger, ein untrügliches Zeichen für die Nähe der Nordküste. Als nördlich im Jahre 1883 der Krakatau ausbrach und dabei gewaltige Gesteinsmassen ins Meer versenkte, entstand eine mächtige Flutwelle, die auch über das flache Gelände auf der Nordseite des Udjung Kulon dahinfegte. Damals wurden durch die Wassermassen grosse Korallenblöcke weir ins Land hinein getragen.

Der Wald erschien nun je länger desto gleichförmiger; er bestand fast nur noch aus einer Baumart; *Ardisia buxifolia*. Und nun vernahmen wir auch schon das Rauschen der Brandung. In wenigen Minuten mussten wir die Klippe erreichen. Die Spannung war gross! Würden wir weit weg vom Niawaan, unserem Ziel, sein? Wir durften erleichtert aufnehmen, hatten wir doch das Meer nur wenige hundert Meter nördlich vom Ziel erreicht.

Die beiden eben skizzierten Märsche, der ungewollte von Tjidaun nach Tjamaea und der geplante von Tjikarang nach Niawaan zeigten uns ganz besonders deutlich, dass die Karte des Udjung Kulon den Verlauf und die Einzugsgebiete der Flüsse zum Teil völlig unzureichend wiedergibt. Die Mündungen sind einigermassen richtig eingetragen; der Rest ist grösstenteils Ahnung oder Erfindung. Man darf aber an dieser nichtwürdigen Karte sicher nicht beanstanden, dass sie keine zureichenden Angaben über das Innere des Udjung Kulon macht, höchstens, dass sie überhaupt Auskünfte erteilt. Auch heute noch dürfte es recht schwierig sein, eine genaue topographische Karte des Udjung Kulon herzustellen, besonders deshalb, weil man vom Flugzeug aus den Verlauf der Bäche wegen der Vegetation nicht zu erkennen vermag.

Jedenfalls fanden wir heraus, dass die Karte keine Hilfe bietet auf Märschen ins Innere des Udjung Kulon. Um Topographie und Vegetation kennenzulernen, blieb uns nur ein Mittel: Von den verschiedensten Ausgangspunkten an der Küste in vorher festgelegter Richtung ins Innere hinein oder noch besser quer durch das Udjung Kulon hindurch zu stossen. Geradeaus, vorwärts, hindurch heisst auf Indonesisch «terus» (das e wird dabei ähnlich wie das a in dem Französischen ausgesprochen, das e mit der Zunge gerollt). «Terus» wurde dann auch zum geflügelten Wort, zum Leitmotiv, wenn es galt, Schwierigkeiten zu überwinden. Stossen wir auf ein Dornendickicht oder einen tiefen Wasserlauf und gerieten wir beim Versuch, das Hindernis zu umgehen, auf noch mehr Dornen oder nach tieferem Morast, so hiess es «terus».

Man kommt im Udjung Kulon nicht rasch vom Fleck, im Durchschnitt pro Stunde knapp einen Kilometer weit, in einem Tag vielleicht acht bis zehn Kilometer. Je nachdem, wie man eine Durchquerung plant, muss

man demnach mit zwei bis vier Tagen rechnen, oder besser, müsste man. Denn man kommt dann nicht einfach mit einer Banane aus sondern braucht Proviant, das nötigste Koch- und Essgeschirr und für den Fall nichtlichen Regens auch einen Regenschutz. Mit Kamera und Feldstecher zusammen gibt das eine ziemlich große Last, und damit wird man noch langsamer. Besser wird so ein Unternehmen dadurch, dass man nicht allein, sondern in einer Gruppe arbeitet. Der erste bahnt als «Chef» mit dem Golok den Weg; er trägt höchstens eine leichte Last, für anderen hinter ihm eine entsprechend schwerere. Bei unseren ersten Märschen nahmen jeweils die Wächter, die mit uns kamen, noch eine zusätzliche Last mit dem Gewehr. Bestand unser Team aus weniger als vierzehn, und wurde kein Gewehr mitgeführt, so fürchteten sie sich im Wald, weitab von der Küste oder den hohen jurtauten Patrouillenpfaden. Die Furcht steigerte sich noch mit dem Einbruch der Nacht. Verschiedentlich wurde dann eine Räucherstanz mit Zauberkraft angezündet, und ohnvermutliche Aufforderung errichteten sie jeweils eine kleine Schutzklappe auf Büchern der Atengaplane und unterhielten in die Nacht hinein ein Lichtfeuer.

Uns lag natürlich sehr an Raschheit und Beweglichkeit unserer Marschgruppen, um möglichst viel über die Natchen und ihren Lebensraum in Erfahrung zu bringen. Darum lernten wir die Golok selber handhaben — und auch schleifen und reparieren, was die Klinge aus dem Griff herausbrach. Wir unternahmten einmächtige Märsche zu zweit und zu dritt mit kleinen Lasten, einerseits um die Natchen aufzuspielen und andererseits um uns für grössere Märsche vorzubereiten und Erfahrungen zu sammeln.

Am 20. Juli hatten Loet, Widolo, Saridan und ich von Niat aus einen einmächtigen Erkundungsmarsch nach Süden und zurück in südwestlicher Richtung durchgeführt, um eine Vorstellung von inneren des Udjung Kulon zu gewinnen. Dabei waren wir auf keine besonderen Schwierigkeiten gestossen. Wir nun statt von Niat von Niasawan aus nach der Südküste hinüber zu wandern, so sollte das ohne schwere Lasten eigentlich in einem Tag durchführbar sein. So kam der folgende Plan zustande: Wir — das heisst, Loet, Djahari, Widolo, Saridan und ich — fuhren am 21. Juli bei Tagesanbruch nach einem reichlichen Frühstück

(Reis, Suppe und Fisch) und mit Proviant für einen Lunch im Rucksack mit dem Motorboot von Peirjang ab und landeten in Niasawan. Um die Mittagszeit des gleichen Tages marschierten zwei Wächter auf dem Patrouillierpfad von Tjidam nach Tjibunar und zur Mündung des Tjidahan an der Südküste. Sie nahmen Reis und allerlei Zutaten mit für eine Abend- und eine Morgenmahlzeit für sieben Leute und machten einen Schlafplatz zurecht. Wir fünf durchquerten das Udjung Kulon in Nord-Süd-Richtung und landeten am Abend bei der Mündung des Tjidahan zum Nachessen ein; dann übernachteten wir dort alle zusammen und marschierten nach dem Frühstück zurück nach Tjidam.

Am Morgen des 24. Juli wurden wir — wie geplant — mit einem Einbaum bei Niasawan an Land gesetzt, zogen Socken und Schuhe an, kontrollierten unsere leichten Lasten, und schon um 7.40 Uhr humpelten wir auf. Etwa drei Stunden später sahen wir zum erstenmal den Fluss, der in vielen Schlingen in nordwestlicher Richtung fließt, und von dessen Nichtexistenz auf der Landkarte ich berichtet habe. Wir kamen gut vorwärts. Um die Mittagszeit rasteten wir und assen den grössten Teil unseres Proviantes (gekochten Reis, getrockneten Fisch, Bausen und etwas Tee mit Palmzucker). Dann ging es weiter. Bis dahin hatten wir schon viele kleine Hügel erstiegen und kleine Täler durchquert. Eigentlich Wald war eher selten. Salobestände herrschten vor in Senken, dortloser Bambus war häufig an sanfteren Abhängen, dorniger Bambus mit Zweigen zäh und elastisch wie Stachelnadeln weiselte mit den Rosmarinarten auf den Hügeln. Um 15 Uhr erreichten wir ein Plateau mit wenigen hohen Laubbäumen, einem dichten Atengadach in halber Höhe und mit sehr wenig Unterholz. Ein steil abfallendes Gelände begrenzte das Plateau nach Süden. Von der Kante aus konnten wir über dem sich in die Weite erstreckenden, welligen, von wechselnder Vegetation bedeckten Land ein ferntes Streifen Meer und Meereshorizont erblicken. Wir erwohnen wohl alle im Geheimen etwas skeptisch die Chancen, bis zum Einbruch um sechs Uhr noch ans Meer zu gelangen.

Nach dem kurzen steilen Abstieg geht es wieder Hügelchen auf und ab, über Senken und ausgetrocknete kleine Bachbetten. Die Vegetation

ist wieder dornenreich, und wir kommen nur langsam vorwärts. Um 16 Uhr erreichen wir nochmals einen Fluss, der in Windungen nach Osten oder Südosten fließt. Wir gönnen uns keine Pause; wir wollen nach Süden, ans Meer, wo eine Abendmahlzeit auf uns wartet! Wie es gegen 18 Uhr zu dunkeln beginnt, sind wir allerdings rasch überzeugt, dass wir auf das reichliche Abendessen am Tjildahan verzichten müssen. Kurz bevor es völlig dunkel ist, hatten wir unter einem kleinen Arengabestand an, eben den Boden mit dem Golok aus und belegten ihn mit einigen Palmblättern. Es wird kühl; aber trotzdem finden uns kleine Mückchen. Wir entfachen ein Feuer und verteilen den Rest unserer Vorräte; jeder erhält anstelle eines Nachessens ein kleines Stück braunen Palmzucker und eine nach Gewürznelken duftende Kretekzigarette.

Dann legen wir uns hungrig und durstig ans Feuer, frieren auf der einen Seite und braten auf der anderen. Keiner schläft richtig. Der Morgen des 25. Juli beginnt mit einer symbolischen Mahlzeit: Wir verteilen »christlich« die paar Löffel Reis, die beim letzten Mittagessen — lang ist's her — übriggeblieben sind. Das Trinken wird »supponiert«. Dann geht es wieder los. Die Landschaft ist nicht viel anders als am Vorabend; die Hügel sind nur noch sehr niedrig, und wir kommen nicht mehr aus der strahligen Vegetation heraus. Hohe Bäume stehen nur ganz vereinzelt oder in kleinen Gruppen. Dazwischen sind Bestände aus Salak und dornigen Bambus um so häufiger. Diese wie auch die Baumgruppen sind meist mit einem Rausenvorhang überzogen, der sich leider nicht an Rollen und auf Schienen beiseite schieben lässt. Wir kommen nur langsam vorwärts. Allen knurrt der Magen; bald sind es 24 Stunden seit der letzten richtigen Mahlzeit. Nur eines ändert sich zum Guten: jedesmal, wenn wir einen Hügelrücken erreichen, hören wir das Tosen der Brandung besser. In die Senken allerdings dringt das Rauschen nur ganz schwach. Nun werden die Hügel noch einmal höher. In einer Senke zwischen zwei Kämmen kommen wir zu unserer grossen Erleichterung in den ersten Arengabestand seit dem Vortag, und nun geht es mühelos vorwärts den Hügel hinauf. Oben dominiert ein niedriger, ausladender Baumtyp mit grossen ovalen Blättern, mit dem wir schon unliebsame Bekanntschaft gemacht haben.

«Awat, Pulus» heisst die Warnung (Achtung, Pulus). Pulus oder *Laportea strobilifera* ist eine Art Sirpberceestel. Gerät man mit grünen Teilen der Pflanze in Berührung, so setzt bald ein schmerzhaftes Brennen der Haut ein, das stunden- ja tagelang anhält. Bei einzelnen Opfern schmerzen und schwellen fast augenblicklich auch die Lymphdrüsen des betreffenden Armes oder Beines. Sogar Schwächegefühl mit Schweißausbruch kann auftreten. Die brennenden Hautstellen wirken leicht klebrig. Noch nach mehreren Tagen flammte das Brennen wieder in voller Stärke auf, wenn man boder. Wir passen also auf und schlagen Äste und Blätter der Pflanze, die uns im Weg sind, sorgfältig mit dem Golok ab, ohne sie zu berühren.

Nun bräut die Brandung mächtig, und wir marschieren stunter voran. Noch eine kleine Senke und ein sandiger Dünenkamm, auf dem Pandanus in dichtem Bestand wächst, und vor uns liegen unter weitem Himmel Küste und Meer. Eine Verschnaufpause im frischen Südwind haben wir verdient. Tatsächlich haben wir die Küste bei der Mündung des Tjildahan erreicht, zwar nicht zum Abendessen, dafür aber zu einem um so herrlicheren, von Djaia und Usup mit Liebe vorbereiteten Bruch (breakfast-lunch).

Auf den 16. September planten wir eine Durchquerung vom Tjigenter zur Südküste, die uns zuerst nach Südsüdwest ins Einzugsgebiet des Tjildandowah und von dort nach Westen zum Tjikeantik und diesem entlang zur Mündung bringen sollte. Der Heimmarsch war wieder der Küste entlang nach Tjibunar und von dort auf dem Pfad nach Tjildahan vorgesehen. Diesmal wollten wir aber nicht Hunger leiden, sondern uns für drei bis vier Tage ausreichend mit Proviant versehen. Dazu mussten wir Leute als Träger mitehmen und dementsprechend mit langsamem Marschtempo rechnen. Um 6.30 Uhr fuhren wir mit dem Motorboot von Peritjang ab und um den Nordzipfel des Ujung Kidan herum. Vom Tandjung Alang Alang an gerieten wir, wie so oft bei kräftigen Südwind, in steile, sich in kurzen Abständen folgende Wellen. Das Boot schlakelte so, dass es einigen übel wurde. Wir fuhren zuerst nach Handeuleum, holten den dort stationierten Einbaum, fuhren zurück zur Mündung des Tjigenter und setzten uns gegen 10 Uhr in Marsch Richtung Südsüdwest ins Unbekannte.

Wir sind zu sechst: Lotte, Widodo und ich und drei Wächter, Djakri, Djain und Salim, die unseren Proviant tragen helfen. Zuerst ist das Gelände eben, die Vegetation domrig; später überqueren wir verschiedene kleine nach Osten verlaufende Bachbetten, alle trocken. Allmählich werden die Hügel etwas höher, einige sind mit hohen Bäumen und einer Mittelschicht von Arekopalmen bestanden, was wir auf «Veris»-Marschen schützen. Bald nach 15 Uhr überqueren wir wieder einmal einen solchen Hügelrücken. Bevor es hinuntergeht, gewährt uns die niedere Vegetation des Abhangs einen Überblick über das vor uns liegende Gelände. Nirgends mehr sehen wir hohe Bäume, überall nur Salakpalmen, Bambus und mehr oder weniger buschartigen Bewuchs. Wir haben den ganzen Tag noch kein Wasser angetroffen. Ein Einschießel ist jetzt unumgänglich, Wollen wir weitergehen oder hier im hohen Wald bleiben, wo man wenigstens wasserführende Lianen finden und sich «*ser pohon*» (Wasser vom Baum) beschaffen kann? Vielleicht sind wir aber nicht weit von einem grösseren Wasserlauf. Frischer Bantengmist auf einem Wechsel bestärkt diese Vermutung. Was also tun? Wir beschliessen folgendes: Lotte wählt einen Lagerplatz. Die drei Wächter sollen nach Lianen suchen und Wasser in Pfannen sammeln. Widodo und ich erkunden unterdessen die nächste und übernächste Talsenke.

Nach einer Stunde treffen wir wieder bei den anderen ein. Wir sind verschwitzt und haben einen Banteng aufgestöbert, aber kein Wasser gefunden. Die drei Wächter haben auch nicht viel erreicht. Sie sind offenbar müde vom Marsch in der Hitze und haben nicht gerade intensiv nach Lianen gesucht. Eine einzige dünne haben sie gefunden. Die Ausbeute ist knapp eine Tasse Wasser. Wir heissen sie nun Lotte beim Vorbereiten von Lagerplatz und Kochstelle helfen und suchen selbst nach Lianen. Nach etwa dreiviertel Stunden kommen wir noch verschwitzter zurück, bringen aber drei Liter «*ser pohon*» mit. Nun wird Reis, etwas Suppe und vor allem Tee gekocht. Dann gibt es noch von Lotte zubereiteten Spezialfruchtsalat, hergestellt aus einer leiche gequetschten Papaja und Bananen, köstlich in diesem trockenen Gebiet. Ein Rest Wasser wird für den Morgen aufbewahrt. Verschwitzt und ungewaschen wird dann geschlafen.

Am Morgen gibt es «*nasi goreng*» (gebratenen Reis) und einen Schluck Tee, dann setzen wir unseren Weg nach Südwest fort. Wir überqueren immer wieder kleine Hügelrücken und Tälchen, die zumalloslos nach Osten gerichtet sind. Wasser fliesst nirgends. Nach knapp vierstündigem Marsch gelangen wir in eine tiefere Talsenke mit einem breiten Bachbett. In diesem sind wenigstens einige Vertiefungen noch mit Wasser gefüllt, und ein dünner Uden fließenden Wassers verbindet stellenweise die einzelnen Becken. Es hatte seit vier Monaten nicht mehr geregnet im Ujung Kulon, und Süßwasser war zur Mangelware geworden. Zweifellos war der Wasserfaden, der dünn im breiten Bachbett nach Südosten schlich, der Tjibandowoh, der östlichste der grossen Bäche des Ujung Kulon, die an der Südküste ins Meer münden. Wir konnten demnach für die vorgesehene nächste Etappe nach Westen zum Tjikeusik kein Wasser mehr erwarten. Also empfahl es sich, die Pfützen im Bachbett auszunützen. Eine davon war gross genug für ein herrliches Vollbad. Etwas weiter oben wurde im Bachbett eine Kochstelle angelegt und eine ausgiebige indonesische Buschmahlzeit mit Reis, gebratenem, getrocknetem Fisch und Suppe zubereitet.

Während unsere Begleiter eine Schutzhütte aus Palmblättern herstellen, unternehmen Lotte und ich für zweieinhalb Stunden eine Erkundungsreise bachaufwärts. Der Bach gabelt sich unweit des Rasplatzes. Wir folgen dem etwas grösseren Arm, der von Nordwesten kommt, und finden Spuren von mindestens drei verschiedenen grossen Nashörnern, ausserdem drei ältere Dunganhaufen im Bachbett. Wildschweinsulken in lehmigen Tümpeln mit vielen Urinsiegeln im Rand, Bantengspuren, die Pfotenabdrücke eines Leoparden und zahlreiche zum Bach führende oder ihm auf der Böschung entlanglaufende Wechsell, all das beeindruckt uns als Ausdruck des Wildreichturns in diesem Gebiet. Bewegung in den Kronen hoher Bäume lässt uns aufblicken. Zwei verschiedene Arten von Affen klettern und springen im Geäst. Unsere Nähe veranlasst sie zur Flucht, und dabei wählte jede Art eine andere Route durch die Baumkronen. Wir haben beide Arten schon oft getroffen, den Lurong, eine schwarze Langurenart mit längem Schwanz und langen Beinen (Untersart von *Presbytis cristatus*)

und den oliv bräunlich-cremefarbigen Munjet oder Invaneraffen (*Macaca irus*). Immer wieder scheuchen wir Vögel auf, für die der Bach Futter-spendler ist: einzelne Wollhalstörche, grosse schwarz und weiss gefärbte Bachstelzen und kleine, buntschillernde Eisvögel.

Nach unserer Rückkehr zum Rastplatz spielen wir alle zusammen unterm Palmendach bei Kerzenlicht noch ein Kartenspiel, das in West-java «rumen» heisst, und dann überlassen wir uns dem Schlaf. Um 20.30 Uhr weckt uns ein gellender, langgezogener Schrei aus den Palmkronen über uns. Djaja setzt sich auf und schüttelt Widodo. Er mlatse aufwachen, stürzt er ihm ärgert zu, Gefahr sei nahe! Auch Djakra und Salim ängstigen sich. Wiederum ertönt der gellende Ruf. Ich versuche ihn zu imitieren und erhalte Antwort. So wird es möglich, die Richtung, aus welcher der Ruf kommt, mit der Taschenlampe abzusuchen. Wir entdecken in einer Palmkrone ein etwa mardergrasses, schleichtkatzenähliches Tier mit unregelmässigen, hellen und dunklen Flecken im Fell. Jedes-mal wenn ich rufe, blickt es in unsere Richtung und schreit mit weit geöffnetem Maul. Der Wechselgesang erleichtert und erheitert schliesslich alle, und dann schlafen wir wieder weiter. Etwas später in der Nacht stöhnt jemand; wieder ist es Djaja. Wieder weckt er Widodo und spricht auf Sundanesisch leise aber erregt auf ihn ein. Schliesslich erklärt uns Widodo, Djaja habe geräunt, ein Tiger heisse ihn, Widodo, den Kopf ab, und das bedeute zweifellos Gefahr. Mit einigen makabren Scherzen — wie wundervoll es wäre, im Ujung Kulon einmal einen Tiger zu sehen, ihn zu begreifen und ihn zu erklären, Widodos Kopf sei zum Fressen zu hart — ist der Bann wieder gebrochen, und wir können alle schlafen, bis beim Morgenrauschen eine helle Rufserie von einer nahen Baumkrone erklingt. Es ist sicher ein Säugerier, welches da ruft, aber niemand unter uns weiss, wie es aussieht oder genannt wird.

Nun wird ein Feuer entzündet und gekocht. Beim kurzen Morgenbad stellen wir fest, dass der dünne Faden bliesenden Wassers von Tümpel zu Tümpel nicht mehr existiert. Das Ujung Kulon trocknet aus! Nach einem reichlichen Frühstück — es muss bis zum Abend ausreichen — nehmen wir den Weg unter die Füsse. Wir folgen wieder dem Bachlauf aufwärts,

von der Gabelung an, aber nicht dem Zweig von Nordwesten, sondern dem etwas kleineren von Westen her. Das Bachbett ist völlig trocken und recht gut als Weg benutzbar. Von Zeit zu Zeit stossen wir auf Sinterbarrieren. Bei Hochwasser, wenn die Becken gefüllt sind und vom oberen ins untere ein kleiner Wasserfall rauscht, muss es reizend aussehen. Von links und rechts vereinigen sich mit dem Hauptbett, dem wir folgen, kleine Nebenzweige. Nach etwa zweisündigem Marsch biegt das Bachbett gen Norden ab. Es ist nun auch schonal geworden und oft von Vegetation, vor allem Salak und Rotan, versperrt. Wir verlassen es und wählen unseren Weg «erusa» nach Westen. Es geht über Hügel und Senken allmählich aufwärts. Hohe Bäume sind sehr selten, buschartige Vegetation und vor allem dorniger Bambus überwiegen auf den Höhen; Salak ist häufig in den Senken. Zwischen 11 und 12 Uhr durchqueren wir eine etwas höhere, wellige Zone mit hohem Wald, Arengapalmen und dürftigem Unterholz. Dann senkt sich das Gelände leicht und wir stossen auf ein Bachbett, das nach Südwesten führt. Wir haben offenbar die Wasserscheide zwischen Tjibandowoh und Tjikeusik hinter uns, und unser Bachbett gehört zum System des letzteren. Bambus mit und ohne Dornen bildet eigentliche Heide zu beiden Seiten des Bachbettes. Im sandigen Boden sind Spuren von Schwein, Banteng und Nashorn zu sehen. Etwa um 14.00 Uhr erreichen wir die Einmündung unseres kleinen in ein viel grösseres Bachbett, das aus nördlicher Richtung kommt. In diesem finden wir wieder Wasser, aber nur noch schlaukel, in vereinzelten Tümpeln. Banteng-, Schweine- und Nashornspuren sind wieder häufig. Auch Nashornspuren liegt im Bachbett, älterer im trockenen Sand, etwas neuerer in einem Tümpel. Wie wir nach einer Kurve in einen neuen Abschnitt des Bachbettes Einblick gewinnen, sehen wir einen Bantengstier in stampfendem Galopp davonzurren und hören ihn durch einen Dambusbestand bröchen. Ein andermal fliehe ein Bindenvaran die Böschung hinauf. Etwa um 16.30 Uhr brechen wir unsere Wanderung ab. Zwei Becken mit rinnstiefem Wasser sind in unmittelbarer Nähe. Das obere soll uns Kochwasser liefern; im unteren ist Baden gestattet. Kleine Krebse und Plaisie bevölkern dieses, und man wird beim Tauchen und Schwimmen

von ihnen begleitet. Verdaut man aber regungslos, so picken sie einen an. Es scheint, dass diese Kröten und Fische darauf aus sind, bodenden Sängern Hautparasiten abzupicken. Eine Spur zeigt, dass auch ein Nashorn vor nicht langer Zeit hier Badefreuden hingegangen hat. Wir können nicht mehr sehr weit von der Küste entfernt sein, man hört die Brandung bereits sehr deutlich. Also dürften wir morgen nach wenigen Stunden Marsch das Meer erreichen. Mit solcher Aussicht lässt sich gut rasten und schlafen. Am 19. September um 7.40 Uhr brechen wir wieder auf. Da nun stellenweise immer wieder das ganze Flussbett einen tiefen Tümpel bildet, müssen wir allzooft die steile Böschung hinauf und hinunter. Durch zahlreiche Windungen wird der Weg auch unnötig lang. Schliesslich geht das Flussbett etwas zu sehr nach Südwesten und nicht nach Süden, von wo der Brandungslärm zu hören ist. Also verlassen wir den Fluss und schneiden uns in südlicher Richtung «terés» durch die Vegetation. Diese ist sehr dornig und sehr dicht. Nach etwa zweieinhalb Stunden erreichte mich ein Norschnei von weiter hinten in der Kolonne. Er storniert von Lotte. Ich überlasse Widodo den Kompass und bitte Ilt, das Schneiden zu übernehmen. Die arme Lotte hat einen Salakdoen eingefangen. Er sitzt ihr im unteren Teil des rechten Wadenmuskels, ist abgebrochen und hat sich von der Eintrittsstelle verschoben. Katastrophensituation bei der Verletzten. Gehen ist unmöglich mit dem Dorn im Muskel, Herausholen scheint mir möglich, wenn man die Haut über dem Dorn durchschneidet. Dazu fehlen aber sowohl ein feines, scharfes Messer wie auch Desinfektionsmittel. Mit einem Taschenmesser wäre eine solche Operation zu schmerzhaft. Was nun? Mit ungewaschenen Händen und einer nicht desinfizierten Schere als chirurgischem Instrument gelingt es Lotte, die Haut so zu verschieben, dass das Dornende im Eintrittsloch erscheint. Dank leichtem Drücken von zwei Seiten — mit meinen ebenfalls ungewaschenen Fingern — tritt das Dornende sogar ein wenig aus der Haut heraus. Mit den Nägeln von Daumen und Zeigefinger kann ich es fassen und den Dorn herausziehen; er ist gut 15 Millimeter lang. Lotte gibt mir mit Tränen der Erleichterung einen «verschwitzten» Kuss. Ich schneide ihr einen Stock zurecht, an dem sie gehen kann, aber nach einiger Zeit sind die Schmerzen vorbei und

vorgessen, bald haben wir Widodo und die drei Träger eingeholt. Aber die Katastrophensituation ist noch nicht völlig behoben. Widodo's Golok bricht vom Eisenbohrer, der im Holzgriff steckt. Nach einiger Zeit ununterbrochenem Schneidens löst sich bei meinem Golok die Klinge aus dem Griff. Inzwischen ist eine provisorische Reparatur möglich. Aber dann geraten wir an ein ernsthaftes Hindernis: einen breiten Sumpf mit Nipalpalmten. Er liegt als Band von unbekannter Breite und noch viel weniger abschätzbarer Länge quer zu unserer Marschrichtung. Wir müssen diese Barriere zu umgehen versuchen und probieren es mit der östlichen Richtung. Rechts vor uns liegt der sehr breite Sumpf, links eine leichte, trockene Bodenhebung mit zahlreichen Nashornspuren. Nach einiger Zeit stehen wir vor einem tiefen Wasserlauf von etwa sechs Meter Breite, der von Süden her zum grossen Sumpf führt. Da wir verschiedene Lasten mit uns führen, die nicht nass werden dürfen, beschliessen wir, eine kleine Brücke zu bauen. Ein kräftiges Rutenseil wird auf beiden Ufern an je einen Baumstamm gespannt und angeknüpft. Es wird einen ganz soliden Halt für die Hände abgeben. Dann fällen wir zwei grosse Bambusstämme von gut zehn Zentimeter Dichte am unteren Ende, befreien sie von den dornigen Seitenzweigen und legen sie von Ufer zu Ufer. Sie biegen sich zwar durch, wenn man darauf steht, so dass die Füsse nass werden; aber das schadet ja nichts. Dann geht es weiter nach Osten bis ... wir am Ende einer Landzunge angelangt sind, die in eine grosse Sumpffläche hineinragt — rechts von uns immer noch das Sumpfband, vor uns eine breite Abzweigung, die sich nach Norden zieht. Zwillerers: haben wir eine kleine Rast nötig. Den ganzen langen Weg dem Sumpf entlang wieder zurückzugehen und es mit einer Umgehung nach Westen zu versuchen, das ist zuviel verlangt. Also «... terés», durchs Wasser. Aber wie? Ein Fluss bauen. Doch wächst ausgerechnet hier kein Dambus, und das Herbeibringen langer Stangen durchs Dickicht wäre recht mühsam. Da schlägt Widodo vor, es mit den dicken Blattrassen der Nipalpalmten zu versuchen. In Unterhosen steigen wir ins Wasser, fällen riesige Nipalblätter und entfernen deren Fiederblätter. Die Achsen schwimmen! Allerdings ist Ilt's Tragkraft nicht sehr gross, höchstens ein Viertel bleibt über Wasser. Mit

Rotan binden wir beide Jüden von etwa fünfzehn Nipaachsen auf je einen Seecken, so dass ein flaches Floß entsteht. Darunter befestigen wir noch ein grosses Bündel der Palmenäsen, um die Tragfähigkeit des Flosses zu erhöhen. Ein rostartiges Traggestell wird uns konstruiert, das sich von der Oberfläche des Flosses abhebt. Auf dieses verladen wir die empfindlichsten Teile der Ausrüstung; der Rest wird einfach auf die Flossfläche gestellt, und alles festgebunden. Unsrücklich, das Floß trägt alle unsere Lasten, aber nicht auch uns. Wir müssen schwimmen und schwimmend das Floß srossen oder ziehen. Da stellt sich heraus, dass Djakeri, Djinj und Salim nicht richtig schwimmen können. Sie sind aber sofort bereit, sich mit den Händen an je einem der leichten untersten Strünke von Nipaachsen festzuhalten und mit den Beinen vorwärts zu stampfen. Alleln würden sie sich gewiss nicht ins Wasser wagen, schon der Krokodile wegen; aber zurückbleiben wollen sie auch nicht, und ihre «magische» Angst verflüchtigt sich dank unserer Unbekümmertheit. Wir sind wieder in bester Stimmung und freuen uns an dem kleinen Abenteuer.

Die Abfahrt findet um 16 Uhr statt. Wenige Meter vom Ufer wachsen keine Nipapalmen mehr. Wir erreichen ein breites Band offenen, tiefen Wassers. Nach rechts dehnt es sich in Richtung Südwest, nach links in Richtung Südost aus. Das südliche Ufer erscheint zupfropig. Wir halten nach links und schwimmen etwa eine halbe Stunde bis ... zum nächsten Hindernis: ein gestürztes Baum und ein dichtes Gellecht von Rotan versperrten den Kanal. Es bleibt nichts übrig, als am südlichen Ufer zu landen. Während unsere Helfer die Lasten abladen, sehe ich nach, ob wir nun von hier nach Süden zur Küste marschieren können. Sehr bald stehe ich wieder vor einem etwa zehn Meter breiten Kanal. Nach links ist kein Ende zu erkennen, nach rechts führt er nicht weit weg von unserer Landestelle ins grosse offene Wasserband, durch das wir geschwommen sind. Vor Nachteinbruch werden wir also die Küste nicht mehr erreichen. Also brauchen wir einen unsträndigen Lagerplatz mit Brennmaterial. Ich steige den kleinen Geländerrücken zwischen dem grossen und kleinen Kanal hinauf, finde einen ziemlich ebenen Platz mit umgestürzten Palmenstränken in unmittelbarer Nähe und rufe unsere Leute. Der Boden wird





gesöhert und mit Palmblättern ausgelegt und ein Feuer angefacht. Es regnet gerade nach, einen Elmer Wasser herbeizurufen, dann wird es dunkel. Da mischt sich eine besondere Musik ins Rauschen der Brandung: das feine Summen der Moskito's um unsere Köpfe. Solange wir uns hebewen, ist es noch nicht so schlimm. Ein Voratz an Brennmaterial wird gesammelt, das Essen zubereitet, Lagerstätten werden zurechtgemacht. Wie immer gibt es Reis zusammen mit einer indonesisch gewürzten Suppe. Auch noch ein bisschen Fisch erhält jeder. Das schmeckt recht gut und steigert den Durst, der einen ohnehin schon plagt. Aber man kommt der Tee dran. Bittere Enttäuschung! Er schmeckt abscheulich. Alles Wasser der uns umgebenden Kanäle und der anliegenden Nipasilumpfe ist nämlich salzig. Das ganze unter Wasser stehende Gebiet liegt unter dem Meeresspiegel, bildet also eine Art Lagune. Mit jeder Flut dringt Meerwasser durch die Flussmündung in die Lagune ein, mit der Ebbe fließt es wieder ab. Führen der Tjikensik und seine Nebenbäche Süßwasser, so drängt dessen Masse das salzige Wasser hinaus ins Meer. Schon seit Wochen aber brachten die Bäche kein Süßwasser mehr. Immerhin, das leichtere Wasser der Oberfläche ist weniger salzig als das der tieferen Schichten. Trotz Schöpfen an der Oberfläche ist aber unser Tee ungenießbar.

Es kostet Überwindung, eine Tasse voll hinunterzuzwängen — und dann ist man noch genauso durstig wie zuvor. Wir probierten es mit Kaffee; er schmeckte noch abscheulicher. Also lieber schlafen. Nun aber fallen die Moskito's über uns her. Niemand schläft ruhig; alles jammert und stöhnt und wälzt sich im Schlaf. Lotta und ich haben je ein Leintuch mitgetragen. Jetzt verstecken wir uns ganz draunter. Wo es unmittelbar der Körperhaut aufliegt, stechen die blutgierigen Biester einfach hindurch. Noch schlimmer aber ist die Hitze unter dem Tuch; die Kühlung durch Verdunstung wirkt nicht mehr. Das schlimmste aber ist der Durst. Ich habe fast den ganzen Tag als «Cutter» gearbeitet und bin einfach ausgetrocknet. Da kommt Lotta die rettende Idee: Wir haben doch eine Konservendose mit Lychoes bei uns, und außer den künstlichen Früchten befindet sich eine Menge süßes Saftes in der Dose. Man holt es, wenn man die Dose hin und her bewegt. Also vielleicht...? Mit einem nicht

ganz reinem Gewissen öffnen wir in aller Stille die Büchse. Im Tagebuch steht, von Lotte geschrieben: «Ruedi macht Attacke auf den Saft der Lycheebüchse, um seinen Durst zu stillen.» Und ich fügte bei: «und Lotte bemisst ihm unerbittlich die Schluckzahl!» Aber es ist die Rettung! Es ist wieder auszuhalten; und wir erholen uns, obwohl wir der Moskitos wegen nicht ruhig schlafen können.

Während am Morgen das Frühstück zubereitet wird, suche ich nochmals nach einem Weg zur Küste. Überall stosse ich auf breite Kanäle und Sumpf. Wir beschliessen deshalb, wieder das Floss zu beladen und soweit nach Westen zu schwimmen, bis wir auf der Südseite ein ausreichendes Ufer finden. Dann schwimmen wir wieder die ganze Strecke zurück, die wir gestern hoffnungsvoll meisterten, und noch ein Stück weiter. Tatsächlich entdecken und erreichen wir ein Ufer, das zu einem Hügelrücken ansteigt. Wir legen an, küssen aber noch alle Lasten auf dem Floss. Mit Golok, in Badelose und Schuhen machen Widedo und ich uns auf, um erst einmal zu schauen, ob man der Weg ans Meer gangbar ist. Klappert es damit, so werden wir abladen, klappert es nicht, so schwimmen wir weiter nach Westen.

Es geht zunächst ohne Schwierigkeiten den Hügel hinauf. Oben wächst Pulus, aber man kann ihn ausweichen. Dann folgt eine kleine Senke und wieder ein Hügelrücken mit Pulus. Das müssen die der Küste parallel laufenden Dünen sein. Von der zweiten aus erblicken wir eine dritte, mit Pandanus bewachsene. Dazu rust die Brandung, und man riecht das Salzwasser im leichten Südwind. Nun hegen wir keine Zweifel mehr. Wir eilen zurück und herleuten, dass wir in zwanzig Minuten ans Meer erreichen werden. Ich habe den Eindruck, dass die Wächter «die Botschaft» wohl hören, aber noch nicht ganz glauben. Tatsächlich aber erreichen wir bald den letzten Dünenrücken und müssen uns nur noch einen steilen Hang hinunter durch die stacheligen Pandanus den Weg bahnen, dann sind wir auf freiem, offenem Sandstrand, nach vier Tagen und Nächten unter der dornigen Decke der Vegetation endlich wieder im Freien. Unsere javanischen Kameraden legen die Lasten nieder, drücken uns mit leuchtenden Augen die Hände, und Djaja hält zu etwas wie eine Rede der

Frohlockens. Dann nehmen wir unser Gepäck wieder auf und wandern dem sandigen Strand entlang nach Westen. Zuerst spürt Lotte noch ihren Wadenmuskel; aber bald vergisst sie den Schmerz. Um 12 Uhr erreichen wir zum erstenmal wieder einen Bach mit fließendem unversalzenem Wasser, den Tjibunar. Auf das Bad im Schwimmbassin nahe der Mündung haben wir uns schon lange gefreut. Dann wird gekocht und gegessen, und es gibt Tee und Kaffee ohne Salz. Schliesslich einigen wir uns noch auf eine kleine Mittagruhe. Um 15 Uhr marschieren wir ab, und in der Rekordzeit von eineinhalb Stunden erreichen wir unter Lottes Führung Tjidaun. Dort ist vom Motorboot nichts zu sehen; aber ein Einbaum ist zur Stelle. Also einsteigen! Und nach 20 Minuten Rudern sind wir «abheilen» in Pentjung. All ihren düsteren medizinischen Prognosen zum Trotz hatte Lotte nicht unter einer Infektion ihrer Stichtwunde zu leiden — es geht doch nichts über Bewegungstherapie!

So sehr wie auf diesen beiden «Perisä-Märschen» wichen unsere Vorstellungen und Erwartungen später nie mehr von dem ab, was wir dann im Wald des Udjung Kulon erlebten.

Wir galten bei den Wächtern allmählich als «ohli hutah», was etwa Spezialisten des Waldes bedeutet. Im Jahre 1968 berichtete Djubari, Leute aus den Dörfern in der Nähe des Reservats hätten geklatsert, ich müsse ein geheimes Ervas besitzen. Nur deshalb sei mir im Inneren des Udjung Kulon noch nie etwas zugestossen.

Erholung auf Pulo Pentjang

Wenn wir von einer heissen Tagestour heimkehrten, so waren begrifflicherweise Erholung und Vorbereitung für den nächsten Tag unsere Hauptanliegen. Nach einer ganzen Reihe anstrengender Tage oder nach einer «Terus»-Tour schalteten wir meist einen ganzen Tag für diese Anliegen ein. Bis Ausrüstungsstück, das besondere Pflege verlangte, war unsere Haut. In den ersten Wochen haben wir nach der Rückkehr jeweils kurz ins Meer gebadet, dann uns im Baderaum beim Sodbrunnen eingeseift, nach indonesischem Brauch Süsswasser über uns gegossen und so den Seifenschaum weggespült. Es kam gar nicht selten vor, dass wir beim Waschen eine stecknadelkopfgrosse Zecke an uns entdeckten. Diese Schmarotzer saugten sich mit Vorliebe an Oberschenkeln, in Leistenregion und Gürtellage fest. Wir berupften sie dann mit Alkohol oder Petrol; dann liessen sie sich leicht entfernen. In der Nacht stüete uns oft ein heftiges Jucken. Man kratzte sich dann im Halbschlaf — und fand bei Tag entzündete Pusteln (oder Borbeln), die weiterhin heftig juckten. Meist citierten diese dann in der Mitte und heilten nur allmählich. Erst nach einiger Zeit entdeckten wir die Ursache der kleinen Infektionen: winzige Zeckenlarven. Hatten sie sich einmal festgesetzt, so waren sie kaum zu sehen und anfangs auch nicht zu spüren. Beim Kratzen im Halbschlaf entfernte man wohl den Körper der Biester, aber der Rüssel blieb in der Haut stecken und verursachte die juckenden Entzündungen. Das beste Vorbeugungsmittel gegen diese Plage war «social grooming», auch «Entticken» genannt, und zwar mit Hilfe einer Nähnadel, was bei «anderen Primaten»

nicht üblich ist. Zusammen mit dem «social grooming» und ebenfalls mit der Nähnadel betrieben wir das «jintorkoran». Da ich meist als «Cutler» an der Front arbeitete, blieben mir sehr häufig Dornen in Händen und Armen stecken. Auch meine Kopfhaut blieb nicht verschont; da fehlte mir wegen vorwiegend symbolischer Behaarung der natürliche Schutz. Eine künstliche Kopfbedeckung mochte ich nicht; sie gab zu warm und blieb gerne in den Dornen hängen. Wyr man entdeckt und entdornet, so bespricht man die schmerzhaften Hautstellen mit Terramycinsalbe; war irgendwo die Haut gar zu sehr zerhackt, half man sich mit einem Pflaster.

An den Erholungstagen muserten auch die Forschungsinstrumente in-stand gestellt werden. Das allerwichtigste war ohne Zweifel das «Dendotom», der Golok. Wer einmal allein im Udjung Kulon spazierte und das Pech hatte, dass ihm der Golok aus dem Griff brach, der wies Bescheid. Da ich nach jedem grösseren Ausflug meinen Golok gründlich und liebevoll schliiff, bis er fast zum Rasieren taugte, behauptete Lotte, ich sei ein potentieller Lestrobüdel. Kam ich aber mit glänzendem, scharfem Messer zu unserem Wohnraum zurück, so traf mich meist die vorwurfsvolle Frage: «Und meinen Golok hast Du noch nicht für mich geschliiffen? Du bist halt doch ein Egoist!»

Zeitraubender als das Schleifen war das Einfügen eines Golok in den Griff. Neugekaufte Buschmesser hielten selten länger als einen Tag im Griff, und die Griffe selbst passten selten gut in die Hand. Ich habe darum einige Griffe «nach Mass» hergestellt. Dann muss man ein weites Loch in den Griff bohren, dieses mit feinen Schmirzeln eines Plastikbeutels vollstopfen und dann den auf Rotglut erhitzten Dorn des Golok in die Plastikfüllung hineinpresseu. Die Plastikschüttel schmelzen dann zu einer Masse zusammen, die Dorn und Griff solid verbindet.

Es gab aber noch andere praktische Aufgaben zu erledigen. Um einige Wochen im Udjung Kulon leben zu können, brachten wir jeweils Lebensmittel wie Reis, Kaffeepulver, Teekraut, Zucker, Salz, Öl, Gewürze und anderes mehr, vor allem noch Früchte und Gemüse, mit Landrower und Boot nach Pulo Pentjang. Fleisch wäre sicher auf der Reise verdorben, und auf Konserven wollten wir nur als Notvorrat und gelegentliche Notlösung

abstellen. Zwei andere Möglichkeiten, den Eiweißbedarf zu decken, drängten sich auf: das Müseln von Flühnern nach Pejnjang und das Fischen im Umkreis der Insel. Tatsächlich kauften wir schon für die erste Fahrt in Tamaelaja drei halb ausgewachsene lebende «Poulers», einen Hahn und zwei Hennen. Wir nannten sie Hansi, Elsi und «Putih» (das bedeutet auf indonesisch die Weisse) und filterten sie mit Reis und Küchenabfällen. Sie taten sich im übrigen auf der Fütterung und auch ein Stückweit im Wald herum und suchten auch auf eigene Faust nach Futter. Natürlich kamen sie nun als Poulers nicht mehr in Frage. Sie wurden zu «Himmelhühnern», frassen aus der Hand und flogen am Abend durch den Fensterschatten ohne Scheibe in den Wohnraum, damit wir sie von Hand auf einem Balken unter dem Vordach zum Schlafen unterbrachten. Als sie ausgewachsen waren, produzierten die Hennen gelegentlich Eier. Das geschah nur schubweise, waren sie doch alles andere als hochgezüchtete Eilegemaschinen. Ein solcher Schub begann jeweils mit attraktivem Benehmen der Henne gegenüber Hansi und engem Zusammenschluss beider. Dann wurde gemeinsam ein Nest gesucht. War dann die Wald getroffen, so legte die Henne 10 bis 12 Eier und begann zu brüten. Wir trugen jeweils auf jedem neuen Bi das Urdamm rein, nahmen die früher gelegten laufend weg und liessen nur die zwei bis drei letzten im Nest. So brachte man eine Henne dazu, im ganzen 15 bis 17 Eier zu legen. Dann aber begann sie zu brüten, auch wenn nur zwei Eier im Nest lagen. Raubte man auch diese, so brütete sie zwar nicht, fing aber erst nach einigen Wochen wieder mit dem Zyklus — Charmieren des Hahns, Nestwahl, Legen und Brüten — an. Wir befestigten Nestkörbe an der Aussenwand der Hütte unter dem Dach. Diese wurden von Hahn und Henne gemeinsam inspiziert — und fanden keinen Gefallen. Als dagegen in der Küche in eine Rolle Secheldraht etwas Grasstroh eingelegt wurde, benützte eine Henne dieses Versteck als Nest. Die Vorkäse bei der Nestwahl haben wir bald begreifen gelernt. Zweimal kam es vor, dass wir von einer Tour heimkamen und in einem Nest nur noch zerbrochene Eierschalen vorfanden. Javaraffen waren in die Küche eingedrungen und hatten das Nest geplündert.

Aber auch sonst klappte es nicht mit der Hühnerzucht. Einmal begannen Putih, Elsi und deren einzige Tochter «Kuning» (die Gelbe) zur gleichen Zeit mit dem Eierlegen. Sie entschieden sich für eine Kartonschachtel im Wohnzimmer als Nest und stöten sich gegenseitig beim Legen. Sess Elsi im Nest und kam Putih, so begann diese aufgeregt zu gackern. Schliesslich rückte sie ans Nest heran. Elsi sträubte ihr Gefieder und stiess einen Abwehrlaut aus, wick dann der stärkeren Putih und begann nun ihrerseits zu gackern. Flog dann auch Kuning ins Zimmer und war auch Hansi in der Nähe, so sekundierten sie lautstark! — Es klappte aber auch nicht mit der Aufzucht. Die meisten Jungen starben nach den ersten Lebenswochen an einem unbekanntem Mangel in der Ernährung. Wir kauften noch ein paar mal Junghühner, gehen ihnen aber wohlweislich keine Namen mehr, um sie schliesslich doch schlachten und essen zu können. Wiederholt brachten Besucher auf Pejnjang für sich selbst mehr Hühner mit, als sie konsumierten. Dann brach meist eine Seuche unter dem Federvieh aus, und nur die Alteingesessenen überlebten.

Kein Wunder, dass wir mehr aufs Fischen als auf Hühnerzucht abstellten. Das war zwar eine grausame Methode, zu riesigem Eiweiss zu kommen, aber eine ergiebige. Reichte das Dieselöl aus, so fischten wir vom Motorboot aus mit einer nachgezogenen Leine, an welcher der Angelhaken durch einen Köder getarnt wurde. Als Köder diente die glänzend weisse Blattscheide eines Liliengewächses, die zugeschnitten, um das Ende der Leine und zugleich um den Haken gewickelt und mit einem Bindfaden befestigt wurde. Meist zogen wir drei Leinen hinter dem Boot her, so dass die Köder einen Dreierschwarm bildeten. Es war beeindruckend, wie manche mit den Augen jagenden Fischzäber auf die durchs Wasser gezogenen hellen, länglichen Körper reagierten. Hungerige Seeschwalben sriessen in einigen Ellen nach ihnen. Ein Fischadler verfolgte mehrmals über längere Zeit einen Köder und versuchte ihn zu schlagen. Es waren vor allem fünf Typen von rasch schwimmenden Raubfischen, die wir so zu fangen versuchten. Mehrere Arten vom Thunischtyp (indonesisch «ronkol»), eine verwandte, aber schlankere Art, die auf indonesisch «tangiris» heisst, einen Barakudtyp (indonesisch «tanhang»), eine Art mit

weilich etwas zusammengepresstem Körper und dickem Kopf, die «gerong» genannt wird, und schliesslich noch eine schlanke Art mit dem indonesischen Namen «djadjamban». Alle diese Arten sind pfeilschnelle Schwimmer und bestehen fast nur aus Muskeln. Ihre Gestalt lässt ahnen, wie vollender sie ihr Element beherrschen. Tangiri und Tombang sind Einzeljäger; die anderen jagen oft in kleinen Meuten. Tombang, Djadjamban und Tokol sausen meist pfeilschnell in flachen Stützen auf die Küder los. Gerong stossen von schräg unten nach der Beute und packen sie, ohne über der Wasseroberfläche sichtbar zu werden. Tangiri stossen ebenfalls von unten nach oben; es kommt aber vor, dass sie im Zustossen drei, ja vier Meter über die Wasseroberfläche emporspringen. Es hat uns oft benrubigt, diese vollkommenen Wasserläufer umzubringen; aber wenn wir mit frisch gefangenen Fischen heimkehrten, war das eben doch für alle, die Wächter und ihre Familien, die Bootsmannschaft, die Assistenten und uns ein kleines Fest. Dann gab es «ikan rebus, goreng, bakar» (Fisch gesotten, gebraten, gebacken) und «sup ikan» (Fischsuppe) zum Reis. Ein Teil des Fischfleisches wurde in Scheiben geschnitten, tagsüber an der Sonne getrocknet und abends über dem Herdfeuer geröchert. Errichteten wir für mehrere Tage ein Zeltlager oder unternahmen wir eine mehrtägige Tour, so lebten wir vor allem von getrocknetem und geröchertem Fisch und von Reis.

Zu den reinen Vergnügen gehörte der Besuch «unseres Korallenkinos». Mit Flossen, Tauchbrille und Schnorchel ausgerüstet und ohne Eintritt zu bezahlen, fanden wir Zugang zu einer unvergleichlichen Wunderwelt: den kleinen aber feinen Korallenriffen von Penjang. Schon die Korallen und Schwämme selbst mit der Vielfalt ihrer Formen und Farben sind von faszinierender, fremdartiger Schönheit. In und an den Blüthen, Scheiben, Stielen und um sie herum wirbelt es von Leben. Die Fische sind besonders reichhaltig vertreten und zum grösseren Teil ohne alle Scheu. Erwa zeln Arten von Korallenfischen der Gattung *Chaetodon* mit schubelnartig vorschiebendem Maul, kleiner Mundöffnung und harten Kieferkanten zum Benagen der Korallen gleiten als aufgerichtete Scheiben umher. In ihren Körperformen weichen sie nur wenig voneinander ab; aber in ihren durch

graphische Färbung besitzenden Farbmustern, in denen Gelb und Schwarz dominieren, unterscheiden sie sich deutlich. Auch die näher verwandten Kaiserfische (*Pomacentrus*) sind mit einigen Arten vertreten. Sie sind etwas furchtbarer als die meisten *Chaetodon* und verstecken sich gerne in Höhlen. Eine Art mit tiefblauen Feldern in der Kopfregion blickte gewöhnlich aus dem Versteck hervor nach uns Störenfriedern; dann leuchtete das Blau geheimnisvoll im Höhlendunkel. Bizarr gefocuste und gefärbte Scheiben schweben zu zweit um mächtige Korallenfelsen. Wenige senkrechte Bänder in Schwarz, Gelb und Weiss laufen über ihre Seitenflächen, und ihr Rückenkamm, die Rückenflosse, ist in ein langes, gelbweisses, sich verjüngendes Band ausgezogen. Diese einzigartig gestalteten Fische gehören zur Gattung *Zanclus*. Fast noch bizarrer und überlebener in der Senkrechten «auseinandergezogen» ist eine verwandtlich mit den Fledermausfischen (*Platax*) verwandte Art. An ihrer Färbung fallen gleitende Übergänge von Dunkelbraun zu Beige und dann wieder fein abgestimmte über scharf gegeneinander abgegrenzte Flächen in dunkler und heller Beige auf. In ihrer Form weniger aussergewöhnlich sind die Papagalenfische, auch sie meist von leuchtender Farbe, jedoch nicht auffällig gemustert. Kommt man ihnen zu nah, so verstecken sie sich nicht, sondern schwimmen mit kräftigen Schlägen der Brustflossen davon. Die Familie der Seebader oder Doktorfische (*Acanthuridae*) ist in mehreren Arten vertreten. Besuchten wir abends das Riff, so wurden wir oft von Schulen dieser Fische begleitet. Es begann meist damit, dass uns eine ganze «Klasse» ruhig schwimmend überholte; dann schwenkten alle schlagartig um neunzig Grad nach rechts, grübelten sich einige Meter, schwenkten wieder auf uns zu und überholten uns von neuem, ruhig in fester Formation schwimmend und fast zum Greifen nah.

Es würde zu weit führen, alle auffälligen Bewohner des Riffs auch nur aufzuzählen. Besonders spannend ging es oft am Rand des Riffs zu, wo die Korallenfelsen gegen das tiefere Meer abtauchen. Da sahen wir oft mittelgrosse Haie vorbeischieben und uns «kühlen Blicks» mustern. Oder plötzlich pfeilte ein grosser Raubfisch heran, und alles kleine Volk verschwand blitzartig in Ritzen und Höhlen — und schon hatte der Grosse

unmittelbar vor den Uelsen in rasender Fahrt eine enge Kurve gezogen und verschwand in der Weite des Wassers.

Aber nun ist es an der Zeit, wieder an Land zu gehen! Da lockten nämlich noch einige Vergnügen, die ich immerhin erwähnen möchte. Auf der Fahrt von Bogor nach Labuhan hatten wir festgestellt, dass fast in jeder Ortschaft Volleyball gespielt wird. Nun sind Lotte und ich begeisterte, dabei nur zu oft frustrierte «Billaleer». Begreiflicherweise waren wir daher überzeugt, dass Volleyball auch Assistenten, Wächtern und Bootslenten gut räte. Wir kauften also einen Ball und brachten ihn nach Peutjung. Und tatsächlich wurde «main main vola» (main main = spielen) zu einem Höhepunkt mancher Abende. Die Mehrzahl der Leute machte markbare Fortschritte in Technik und Taktik; aber es ging allen viel mehr um den Spas als ums Gewinnen. Das zeigte sich vor allem in der Einstellung gegenüber dem Ungeschickten, dem von den Leuten «Olu» getauften Kapitän Unwekhi und dem Bootsmann Ali. Beide wirkten beim Spielen als wahre Witzfiguren: Mit kämpferischem Heldengesichte standen sie etwa da, wenn von der Gegenseite der Ball angespielt wurde. Flog dieser dann wirklich auf sie zu, so spielten sie ihn nicht hoch, sondern wehrten ihn fuchtelnd von sich ab oder wichen im letzten Moment aus. Spielte man Olu einen Ball aus der Nähe zu, so schlug er wild mit der Faust nach ihm ohne die geringste Abnung, wohin er fliegen werde. All dies erregte jedesmal Heiterkeit, und hatte man ein Spiel ohne Olu oder Ali begonnen, so wurden sie zum Mitspielen aufgefordert, sobald sie sich zeigten.

Leidenschaftlich gern und in ungeprübter Heiterkeit spielten unsere Helfer auch nach dem Abendessen beim Schein der Petromaxlampe das Kartenspiel «rumen». Über Misserfolge und Fehlrechnungen eines Spielers wurde mir gleicher Herzlichkeit gelacht wie über das gute Gelingen eines schlaun Tricks.

In Peutjung, und zwar besonders in der seit Ende 1968 vorhandenen Feldstation, drängte sich noch ein anderes nächtliches Spiel auf: Hatte man sich zur Ruhe gelegt, und war aller von Menschen erzeugte Lärm verstummt, so antworteten sich in den Winkeln der Räume quiekend-

summende Laute. Dann huschte es über die Bretterböden in trippelndem Galopp — Ratten! Hübsche Ratten mit weißer Unterseite. Sie suchten vor allem Futter im Vorratsraum, Bananen, Rüben, Erdnüsse und manches mehr müssen wir in Körben zu Schnüren aufhängen, sonst gingen die Ratten dahinter. Auch Liebespaare kamen zum Stehdicken in die Feldstation und riefen und haschten und liebten sich. Das — gemeint ist das ganze Rattenunwesen — war nun nicht ganz harmlos. Im April 1968 brach bei mir fünf Tage nach meiner Heimkehr aus Indonesien eine Leptospirose aus. Es war nicht eine der hüben Formen, die schwere Leberentzündung hervorrufen, sondern eine «lieblichwilldige», die sich nur in milder Leber- und Nierenkrankung und einer zusätzlichen Hirnhautentzündung auswirkt. Das Fieber wird verschönt durch nicht nachlassende, flüchtliche Kopfschmerzen. Ich musste für eine Woche ins Spital und wurde als interessanter Fall wissenschaftlich ausgiebig ausgewertet; Zwei Lumbalpunktionen, tägliche Kontrolle von Blut, Harn und anderes mehr. Sehr wahrscheinlich hatte indirekter Kontakt mit Ratten zur Infektion mit Leptospiiren geführt. Wie waren daher nicht geneigt, den Ratten das Feld kampflos zu überlassen, sondern betrieben Rattenjagd. Wir stellten Schnappfallen, und köderten sie mit einem Stückchen «Fleisch» einer reifen Kokosnuss. Meist ereignete sich das erste Zuschnappen, sobald wir am Einschlafen waren. Da der Schlag der Fellen die Ratten nicht sofort zu töten vermochte, raffte ich mich aus dem Bett auf, erschlug die Ratte, entfernte sie aus der Falle und spannte letztere wieder. Das Unglückliche war nun, dass wir fast Nacht für Nacht zwei bis vier Ratten erwischten, und zwar, von den ersten Tagen abgesehen, nur erwachsene Tiere. Höchstwahrscheinlich versuchten Ratten der näheren Umgebung immer wieder, die Station zu besiedeln. Im Umkreis der Station muss Bevölkerungüberschuss zur ständigen Besiedlungsoffensive beigetragen haben. Eitelich gesagt, stand der Erholungseffekt bei der Rattenjagd nicht im Vordergrund; schon das zweite Aufstehen war ausgesprochen mühsam, und verschiedentlich überhörte ich das dritte Zuschnappen, ganz sicher aber das vierte. Peutjung bot aber auch noch sympathischere Möglichkeiten zu zoologischer Freizeitbeschäftigung. Ausser den Ratten erwiesen sich näm-

lich mehrere weitere Tierarten als ausgesprochene Kulturfolger. Ich meine nicht nur die Moskitos. Um die Holzkisten vor Termiten zu schützen, hatte man sie auf Stein- oder Betonsockel errichtet und das Holz imprägniert. Tausendfach richteten diese Insekten weder an den Häuten noch am Mobiliar Schaden an. Dagegen trieben sich Schaben in allen Kisten und Schnitzeln herum. Unter den Hürten der Feldstation waren gelegentlich Ameisen zu sehen. Das hatten offenbar nasser uns nach Ameisenlöwen herausgefunden. Im feinen Sand war Trichter an Trichter zu sehen, und nicht selten beobachteten wir, wie eine Ameise in einen Trichter hinunterglitt, vom Ameisenlöwen mit Sand beworfen und mit den Kiefern gefasst wurde. Verschiedene grosse Wespenarten mischeren sich regelmässig bei uns ein. Die einen bauten Kammern aus Mitzel und trugen in diese gelähmte Beutetiere für ihre Larven hinein; andere, von Hornissengestalt, bauten eine sehr einfache wangenrechte Papierwabe aus wenigen Zellen an einem senkrechten Stiel. Grosse schwarzblaue Wespen, fast so dick wie Hummeln, zogen in Löchern der Dachbalken ihre Jungen auf. Zahlreiche fliegende Insekten wurden abends vom Licht der Lampen angezogen. Dann stellen sich oft auch mehrere Arten Fangschrecken ein. Auch zwei Gerkmarn gingen am Abend auf die Jagd an den Zimmerwänden: der kleine Tjiktjak und der grosse Toké. In manchen Nächten flog auch eine Fledermaus durchs Zimmer und verschwand dann wieder in der Nacht.

Beim Zerkleinern der Früchte und auch der Fische gab es Abfälle. Diese warfen wir anfangs in eine Grube, entdeckten aber bald, dass sich verschiedene Tiere dafür interessierten: für Fruchtabfälle die wilden Hirsche von Peurjang (*Cervus timorensis*) und die Javaneraffen (*Macaca irus*), für die Fischreste die Bindenvarane. Wir deponierten daraufhin die Abfälle am Rande der Lichrung, um die Tiere beobachten zu können, waren aber im übrigen darauf bedacht, die Affen unter strikter Kontrolle zu halten. Besonders einige der Hirschkühe und Jungtiere wurden bald sehr vertraut. Hatten sie 1967 nur bei Dunkelheit die Lichrung besucht und das Gras abgeweidet, so stellten sie sich 1969 meist schon zwischen drei und vier Uhr nachmittags ein. Zuerst suchten sie jeweils die Abfallstellen auf und

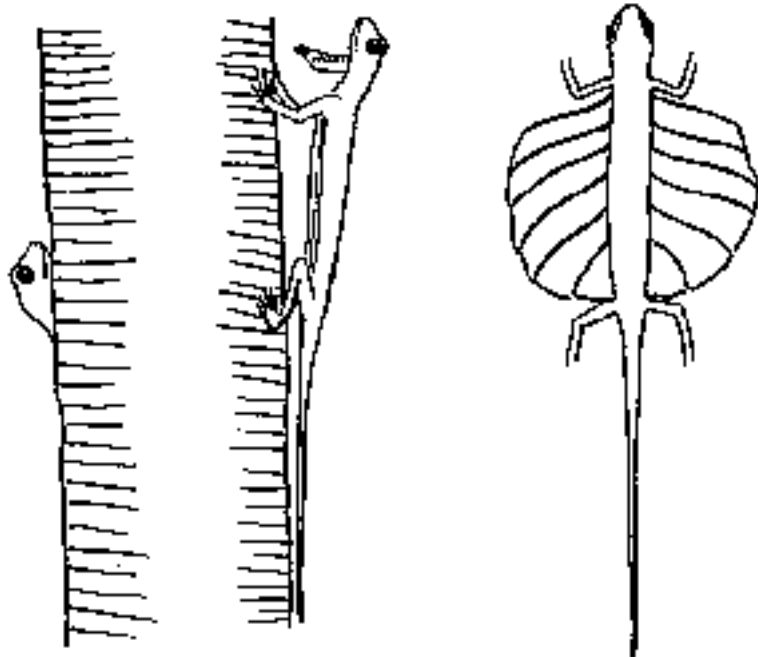
fressen Orangen-, Bananen- und Ananasreste säuberlich auf; dann begannen sie zu weiden. Der ganze Lärm unseres Volleyballspiels erschreckte sie nicht. Man konnte sich auch — am besten leise singend oder sprechend — in zehn bis fünfzehn Meter Entfernung an ihnen vorbeibewegen. Ging man aber direkt auf sie zu, oder blieb man ihnen zugewandt stehen, so flohen sie. Eigenartigerweise gewann bisher kein vollwachsender männlicher Hirsch Vertrauen zu uns Zweibeinern. Nur während der Brunft trat gelegentlich einer auf die Lichrung, aber auch dann nur, um einer Kuh flüchtig zu folgen und sie in den Wald zu treiben.

Nun zu den grossen Echsen. Es war ohne Zweifel der Geruch der Flichabfälle, der sie auf die Lichrung lockte. Sehr bedächtig und immer wieder die bläuliche Zunge aussausend, bewegt sich der Varan durch die letzten Büsche. Nach einigen Schritten, begleitet von suchendem, prüfendem Züngeln, sichert er mit steil aufgerichteten Hals und schräg nach oben gehaltenem Kopf. In völliger Bewegungslosigkeit verharrend, überwacht er für eine Weile die Umgebung mit scharfen Augen. Dann senkt er Kopf und Hals wieder und schreitet suchend weiter. Dabei run links Hinterbein und rechtes Vorderbein gleichzeitig einen Schritt, während die anderen Beine verankert bleiben, und der Rumpf sich nach rechts durchbiegt. Darauf folgt der Schritt mit dem rechten Hinterbein und linken Vorderbein und dem Durchbiegen des Rumpfes nach links. Das alles, Sichern, Züngeln, Schreiten und auch das Fressen, sieht schwerfällig aus; aber wie haben auf unseren Märschen erfahren, dass diese Riesenechsen äusserst aufmerksam, rasch und robust sind. Von den Schweinen abgesehen, sind sie im Ujung Kulon wohl die im Lebenskampf erfolgreichsten grössten Bodenbewohner. Man findet sie überall an den sandigen und felsigen Küsten und an allen grösseren Wasserläufen und Tümpeln.

Das Beobachten der verschiedenen Gänse auf unserer Lichrung verlangte keine grosse Anstrengung, sondern nur etwas Geduld und Sorgfalt. Aber der Wald von Peurjang bot auch Gelegenheit zu sportlichen Fischgängen. Schwein, Hirsch, Muntjak, Javaneraffe, Varan, Makak, Pfau und zwei Urtarten waren die grössten unter den Mithbewohnern der Insel, und es war immer wieder ein spannendes Erlebnis, einzelne dieser Tiere zu ent-

decken, zu beschleichen und zu beobachten, bevor sie einen bemerkten. Aber auch unter den kleineren auf Peurjang heimischen Tieren gab es faszinierende Wesen. Ich will nur wenige Arten kurz erwähnen. Von den höchsten Bäumen der Insel erröten oft weittragende, langgezogene Pfeife. Die Tonblase konnte tief, blühenartig begleiten und dünnlich ansteigen bis zu höchster Höhe; oder der Pfeif begann ganz hoch und senkte sich allmählich. Auch ein Gleiten von hoch zu tief und wieder hinauf kam vor. Die Pfeife stimmten von einer Besart, einem Verwandten der Spro. Durch Auswärten und Variieren des Pfeifs konnte man die Vögel gelegentlich dazu bringen, die vorgebrachten Variationen auch ihrerseits nachzuahmen.

In schlechten Fällen bemerkte ich plötzlich eine schräg abwärts durch die Luft fließende Echse, die ihre Bahn in eine Kurve nach oben umzuleiten



Flugdrache (Draco)

und so an einem Baumsammler «weich» zu landen vermochte. Sie brachte das dadurch zustande, dass sie mit Hilfe langer Rippen eine farbige Flughaut ausspannte. Was man aber dann am Baumstamm fand, war eine mager, unscheinbare, knapp 20 Zentimeter lange Echse, die mit ausgestreckten Armen den Oberkörper samt dem Kopf vom Stamm abhol. Kam man näher, so versteckte sich das Tierchen hinter dem Stamm. Umschritt man diesen, so bekam man zuerst nur den Kopf und ein Auge zu Gesicht — und natürlich sah einen das Auge. Dann huschte die Echse wieder ein Stück weiter um den Stamm herum. In einzelnen Fällen bemerkte man etwas auffallend Farbiges in der Kehlgion des Flugdrachen — so heisst das Tier nämlich, bla zusammengefaltetes, häutiges Gebilde wurde im Rhythmus aktiv vom Hals abgehoben, so dass sich farbige Hautstellen entfalteren, und dann wieder eingefaltet und angelegt. Ich habe diese dem Baumleben angepasste Echse einigemale fotografiert können, aber nie im Gleitflug.

Während eines Spaziergangs bemerkte ich auf einem dünnen Zweig, der nach beiden Seiten Blätter trug, eine dunkelgrüne, glänzende Beere — und plötzlich schien mir, die Beere bewege sich. Bei näherem Zusehen stellte ich fest, dass die grüne Kugel der blasenartig verdickte Vorderkörper einer sonst ganz unscheinbaren Raupe war. Ich kann mir nur denken, dass es sich um eine Schutztracht der Raupe handelt. Simuliert sie wohl eine besonders giftige Beerenart?

Schliesslich möchte ich noch einen Schlafgänger auf Peurjang erwähnen: den fliegenden Hund oder Kalong (*Pteropus vampyrus*). Während Monaten hängen viele Hunderte dieser grössten Fledermäuse als geschlossene Kolonie an einigen wenigen beachtlichen Bäumen auf Peurjang. Den Kopf nach unten, an den Heinen aufgehängt, ruhen, schlafen und putzen sie sich tagsüber und fächeln sich bei starker Sonnenbestrahlung mit einem Flügel Kühlung zu. Gegen Abend werden sie lebhafter, beginnen an den Ästen zu klettern, sich schreiend zu streiten. Dann fliegen sie einzeln, zu zweit oder in lockeren Scharen ab, über die Baumkronen und gen Süden nach dem Udjung Kulon. Sie müssen dabei meist gegen den Südwind ankämpfen. Der wird durch die Waldfront am Südrand der Insel in einen

Aufwind ungezwungen. Das nützen die Flughunde aus: Sie lassen sich erst in die Höhe tragen und, indem sie sich in die Tiefe gleiten lassen, gewinnen sie Vortrieb gegen den Südwind, ihrera Ziel, dem Udjung Kulou entgegen. Über dem Meeresarm spalten sich ihre lockeren Scharen noch weiter auf. Man gewinnt den Eindruck, jeder einzelne wisse genau, wohin er will. Höchstwahrscheinlich streben sie nach bestimmten Baumgruppen, die gerade Früchte tragen, zum Nachtmahl; aber ob und allenfalls woher sie wissen, dass zur Zeit eine bestimmte Baumgruppe Früchte trägt, das blieb rätselhaft. Die Flugtechnik der Flughunde versagte, wenn es wirklich stürmte; sie probierten es dann vielleicht noch, ließen sich vom Aufwind über dem Südraud der Insel in die Höhe tragen und versuchten durch Niederstürzen gegen den Wind voranzukommen; aber wiederholt sahen wir sie im Sturm aufgeben und umkehren.

Unter den Kalong, die bei guten Windbedingungen über den Meeressarm flogen, zeigten manche unvermittelt eine abweichende Art des Flügelschlags. Sie breiteten ihre Flügel deartig aus, dass sie einen nach unten geöffneten Halbkreis bildeten, bewegten sie dann mit leichten Schlägen gegeneinander und breiteten sie wieder aus. Dadurch senkte sich der Flieger nieder bis zur Meeresoberfläche. Es folgten einige Flügelschläge, die ihn knapp über dem Wasser hielten; dann wurden für einen Augenblick beide Flügel schräg nach oben ausgereckt, blitzschnell berührte der Kopf das Wasser, und unmittelbar darauf hob ein kräftiger Flügelschlag den Körper wieder vom Wasser ab. Da diese Szenen sich immer nur am Abend abspielten, gelang es uns nicht, genaue Aufnahmen der entscheidenden Phasen zu machen; trotzdem sind wir überzeugt, dass die Kalong dabei einen Schluck Meerwasser trinken. Nach dem ungefähren Zahlenverhältnis zwischen Trinkern und Nichttrinkern zu urteilen, könnte man schliessen, dass ein Kalong etwa jeden vierten oder fünften Abend seinen Schluck trinkt. Aber diese Schlussfolgerung ist nicht zwingend. Der Rückflug der Flughunde zu den Ruhebäumen findet meist in der Nacht statt, und zwar kehren sie einzeln zu ganz verschiedenen Zeiten vom Fressen zurück. Ob sie nun auch während des Rückfluges gelegentlich trinken, wissen wir nicht.





Wo kommst du her, wo gehst du hin?

Folgt man nasserhalb des Udjung Kulon einem Menschenpfade, so begegnet man gelegentlich einem Bewohner einer der umliegenden Ortschaften. Er wird mit weicher, melodisch klingender Stimme fragen: «Dule kamane, pa?» (Sundnesisch: Wohin Vater?) Der Frager erwartet ebenso wenig eine Antwort wie wir, wenn wir dem eigentlichen Gruss ein «Wie geht's?» anfügen. Diese Frage habe ich einmal unter sonderbaren Umständen selber gestellt, allerdings auf Indonesisch: «Kemana pergi?» (Wohin geht ihr?).

Vom 22. bis 24. August 1960 wollte ich, zusammen mit Djapri und Usap, im Rahmen einer Schätzung des gesamten Nashornbestandes des Udjung Kulon, das Gebiet rund um den Unterlauf des Tjiradahan auf frische Nashornspuren absuchen. Am Abend des 23. August erreichten wir wieder die Küste und richteten an einer uns bereits vertrauten Stelle, einige Minuten von der Mündung des Flusses entfernt, unser Nachtlager ein. Ich hatte unmittelbar bei der Mündung auf einer weiten Sandfläche Nashorn- und Leopardenspuren entdeckt. An diese erinnerte ich mich, als wir uns zum Schlafen niedergelegt hatten. Der Mond schien hell, man musste also gute Sicht haben. Ich wusste, dass auf jener Sandfläche mehrere grosse Balken und ausgelegte Baumstämme, vom Meer an den Strand gespült, herumlagen — draus konnte man ein Versteck errichten. Also verliess ich meine schlafenden Kameraden, bekleidet nur mit einem Pyjama, meinen Sarong wie einen Überwurf um mich gewickelt und den Gelok samt Scheide in der Hand. In wenigen Minuten erreichte ich mein Ziel.

Ich schichtete einige der Balken und Stammstücke so übereinander, dass eine Nische entstand, von der aus ich sitzend den Strand überblicken konnte. Nun wartete ich also auf Nashörner und Leoparden! Da bewegte sich tatsächlich in der Ferne etwas am hell beschienenen Strand. Es kam dem Ufer entlang näher und reifte sich gelegentlich in zwei, drei, nein vier Gesalten auf: Menschen. Sie marschierten hintereinander. Zwei waren mir langhin, zwei mit kurzen Hosen bekleidet; so Stocken über den Schultern trugen sie Bündel. Das waren sicher nicht Wächter auf Patrouille! Wer also waren die vier? Was wollten sie? Ihre Distanz von der Grenze des Reservats entsprach einer Marschzeit von etwa sieben Stunden, und da marschierten sie nun, mitten in der Nacht, marschierend zielbewusst nach Westen. Keiner schien mir einem Gewehr ausgerüstet zu sein; es handelte sich also kaum um Graustierwilderer. Es war für mich zu spät, um zu meinen schlafenden Kameraden zurückzukehren und sie aufzuwecken. Die vier Fremden hätten mich gesehen. Rufen war sinnlos wegen des Brandungslärms. Also erlob ich mich, den Sarong um mich gehüllt und darunter verborgen, den Golok in der Hand haltend, und ging den vieren entgegen. Dem vordersten fragte ich: «Kemana pergi?» Es stellte sich heraus, dass die vier eine schriftliche Bewilligung von Djuhari besaßen, sich nach Sangjang Sirah, dem südwestlichsten Punkt des Udjung Kulon, zu begeben. Dort ragen aus dem Meer mächtige Felsen empor, mit Höhlen, deren Bodens bei Flut unter Wasser steht. An den Höhleneingängen bauen unzählige Salangane (*Collocalia inaepectata*, Verwandte des Mauerseglers) aus einer im Mund ausgeschiedenen, sich an der Luft verfestigenden Schleim schalenförmige Nester. Frischgebaute Nester sind noch weisslich und haben als Delikatesse der chinesischen Küche einen ziemlich hohen Markt wert. Die Gemeinde Pandeglang besitzt das traditionelle Recht zur Ausbeutung der Höhlen bei Sangjang Sirah. Sie tritt Djuhari das Recht gegen eine jährliche Entschädigung ab. Djuhari lässt dabei von Zeit zu Zeit einen Teil der frischen Nester durch Spezialisten «pflücken», verkauft sie und zahlt aus dem Erlös einen Lohn an die «Pflücker» sowie die Entschädigung an Pandeglang. Der noch verbleibende kleine Überschuss wird jeweils für Anschaffungen zugunsten der Wächterorga-

nisation verwendet. Die vier Männer waren also Vogelnestspezialisten. Ich geleitete sie zu unserem Lager. Dort sassen wir noch eine Weile zusammen, tranken im Licht einer Kerze Tee — dann setzten die vier ihren Marsch fort.

Gewöhnlich aber galt unsere Frage: «Darimana — kemana?» — «Wo kommst du her, wo gehst du hin?» — nicht lächelnden Wanderern, sondern den silberbellen und klaren Bächen. Wollten wir nämlich die Gliederung einer Gegend einigermaßen begreifen, mussten wir den Verlauf der Flüsse und Bäche kennen. Zudem sind während der Trockenzeit die Chancen, Nashornspuren zu finden, in den Bachbetten am grössten. Die Waaschlufe gehören zu den spannendsten Erscheinungen im Udjung Kulon. Sie bieten nicht nur ständig wechselnde, reizvolle Szenarien, sondern sind, besonders während der Trockenzeit, gleichsam Achsen, auf die sich das Leben der grösseren Tiere konzentriert. Besonders reizvoll sind Ausflüge den Bächen entlang im Gebiet des Pajung-Massivs und nordwestlich davon im Zipfel zwischen Pajung und Indjung Lajar. Da entdeckt man Fische verschiedenster Art, Krabbe, Libellen, Linsen, Schlangen, wasserliebende Vögel und gelegentlich auch Säuger. Im nordwestlichen Zipfel liegen in den Bachbetten Stücke, ja ganze Blöcke versteinerten Holzes und bei den Pajunghütchen stellen romantische Schluchten und Wasserfälle dem Wanderer geradezu «alpinistische» Probleme.

Nach der Karte entspringt der Tjibunar am Gubung Tekuntja und ergiesst einen kleinen Nebenfluss vom Pajung her. Aber schon bei unserem ersten Marsch zur Mündung des Flusses stellten wir fest, dass kein Tröpfchen Tjibunawasser vom Tekuntja stammt; sein Einzugsgebiet ist ausschliesslich der Südost-Sektor des Pajung. Aber woher kommt der Hauptfluss? Welches ist sein Verlauf? Wo besuchen ihn Nashörner? Djuhari warnte von einem mutigen Waldgänger unter den früheren Wächtern, der schliesslich von einer Palut ins Reservat nicht mehr zurückkam und verschollen blieb, dass der Tjibunar irgendwo oben im Berg einen grossen Wasserfall bilde. Der Weg dorthin sei aber weit und beschwerlich. Am 24. Juni 1967 stiegen Djuhari, Sriktan und ich dem Bach folgend bis zu diesem Wasserfall hinauf. Am unteren Rand des grossen Beckens, in das der Bach schäumend

hinabstürzt, bauen wir einen Steiluwan aus vier Bücken; dann erkletterten wir die südliche Talwand und folgten einem dichtbewaldeten Bergkamm nach Süden. Nach ungefähr einer Stunde erreichte wir den Pfad, der von der Mündung des Tjibunar nach Sangiang Sirah führt, und folgten ihm nach Osten bis zu unserem Zielplatz bei der Flussmündung. Dieser schmale Pfad ist zweifellos uralt und wird auch jetzt noch regelmäßig benutzt, und zwar von den Vogelneest-Pflückerern, den Wächtern des Reservats und von Pilgern. Wir haben mehrfach kleine Gruppen solcher Pilger angetroffen. Sie kommen zu Fuss in vielen Tagesmärschen nach Tamaudjaja. Dort holen sie die Bewilligung zum Betreten des Reservats ein. In Begleitung eines Wächters setzen sie dann ihre Wanderung fort. Sie sind einfach, ja dürftig gekleidet und gehen barfuß. Über die Schulter gelängt, tragen sie ein Bündel mit der notwendigsten Nahrung — vor allem Reis — an einem Stock mit sich. Es sind freundliche, aufgeschlossene Menschen mit frohem, leuchtendem Blick; sie wandern der Südküste entlang bis Tjibunar, übersetzen den Pajung und steigen ab nach Sangiang Sirah. Ihr Ziel sind zwei mächtige Höhlen in den Felswänden, in denen das Pajung-Massiv zur Küste hin abwärts. In der einen Höhle soll das Grab eines mythischen heiligen Königs sein. Tritt man in diese Höhle ein, so gelangt man bald in eine starke Erweiterung. Folgt man dem enger werdenden Gang um eine Biegung, so erblickt man einen zweiten Höhleneingang, den man nach kurzem Aufstieg erreicht. Von dort aus kann man in die dritte, noch gewaltigere Höhle hineinschauen, deren Boden völlig mit Wasser besetzt ist. Nicht weit vom Eingang entfernt, aber von Wasser ganz umgeben, steht ein Felsblock. Wer auf diesen Block steigt und dort still und furchtlos einige Zeit verweilt, gewinnt Kraft und Glück für die kommenden Tage. Zweifellos stammt dieser Glaube aus einer sehr alten, animistischen Kulturstufe Javas und blieb durch die hinduistische und buddhistische Zeit sowie die Jahrhunderte des Islams hindurch lebendig.

Am 6. April 1969 wollten Widodo, Sriharta und ich, über den Wasserfall hinaus dem Tjibunar folgend, soweit wie möglich in den Berg hinauf vorzustoßen. Zunächst untersuchten wir oberhalb des steilen, buschbewach-

senen Böschung auf dem Patrouillenpfad. Nach einigen Minuten gelangt man an eine Stelle, wo der Bach die Böschung unterquert und seine Bänke und Bäumen zum Einstürzen gebracht hat. Da kann man das Bachbett einige hundert Meter weit nach oben und unten frei überblicken. Wie wir diesen Aussichtspunkt erreichen, stehen am jenseitigen Bachufer drei rehbraune Bantongkühe und zwei Kübber, die Köpfe erhoben und uns zugewandt, die Ohren gegen uns gerichtet. Wir bleiben augenblicklich stehen. Offenbar haben die Kübber uns gehört, aber nicht deutlich gesehen und haben von uns noch keine Witterung erhalten. Durch weitgeöffnete Nüstern ziehen sie die Luft ein. Plötzlich schnaubt eine Kuh, wirft sich herum, stampft im ersten Galoppsprung mit beiden Vorderhufen heftig auf den Boden, und augenblicklich löst die Gruppe in elegantem Galopp ein Stück weit flussabwärts und dann noch rechts ins Dickicht. Wir steigen nun ins Bachbett hinunter und folgen seinen vielen Windungen. Bantong- und Schweinespuren sind häufig, aber wir entdecken auch einige Nashornspuren, die ins Wasser führen. Da, in den Stauden am Fusse der steilen Böschung, bewegt sich etwas Lehmfarbenes! Aber wie schon so oft, handelt es sich nicht um ein Nashorn, sondern um ein Wildschwein. Es nährt sich in einem Lehmloch so hingegen, dass es uns gar nicht bemerkt. Wir stehen nun in acht Meter Entfernung auf der andern Bachseite. Da unterbreicht es sein Sulzen, hebt den Kopf, spitzt die Ohren und verharzt einen Moment reglos. Plötzlich ein heftiges Grunzen, und der Eber raust aus seinem Lehmloch hinaus die Böschung hinauf. Diese ist aber so steil, dass seine Flüsse keinen Halt finden. Er rutscht ab, überschlägt sich einmald, rennt flussabwärts und dann nochmals die Böschung hinauf. Diesmal erreicht er den oberen Rand und verschwindet.

Nach einer halben Stunde Marsch, zum Teil im Bach und zum Teil daneben, erreichen wir die Festschwelle des Pajung. Da werden aus den Böschungen steile Hänge, und der Tjibunar wird zum Bergbach. Felsblöcke aller Größen füllen das Bachbett. Das Wasser zwingt sich durch Engnisse, stürzt über kleine Steilstufen, verweilt in Becken. Bald gabelt sich das Tal. Wir folgen dem linken Arm mit dem wasserreicheren Bach, der zum großen Wasserfall führt. Das Tal verengt sich nun zur Schlucht und

biegt stark nach links ab. Als wir um die Kante der linken Wand herumkommen, steht drei Meter vor uns ein mittelgrosser Varan im Schatten um Rande des Wassers. Er dreht uns die Seite zu, streckt Arme und Beine und hält, bei leicht aufgerichteterem Hals, die Schnauze gesenkt. In solcher Imposterhaltung lässt er uns näherkommen. Ich halte meinen Galok mit der Rückseite gegen seine Schwanzspitze, und wie ich diese fest berühre, schlägt der Varan mit dem Schwanz leicht gegen mein Messer. Ich halte es aber fest in der Hand und weiche dem Schlag nicht aus. Da knicken plötzlich die Beine der Echse ein, und sie rennt die steil aufragende Wand hinauf davon.

Nun beginnen für uns kurze Kletterpartien. Das eine Mal müssen wir einen tief in den Fels gewaschenen Becken seitlich ausweichen, das andere Mal eine kleine Stilstufe überwinden. Vermischt mit dem Rauschen aus nächster Nähe hört man das Tosen des grossen Wasserfalles. Bald erreichen wir ihn. Am unteren Rand des grossen Beckens, in das sich das Wasser ergiesst, finden wir noch unsern Steinmann von 1967.

Es gelingt uns, neben dem Wasserfall die schätzungsweise fünfzehn Meter hohe Wand hinaufzuklettern. Der Bach wird nun immer wilder. Beim dritten grösseren Wasserfall stürzt das schäumende Wasser aus blendender Höhe in einen dunkeln, nach unten sich weitenden Felsensaal mit tiefem Becken. Wir klettern die rechte, nicht überhängende Wand hinauf und blicken von oben in das dunkle Gewölbe. Da entdecken wir eine grosse Anzahl etwa fünf Zentimeter langer Fische, die sich in der Rundzone des hinabstürzenden Wassers aufhalten und nicht mitgerissen werden. Einzelne scheinen sogar gegen die reisende Strömung vorrücken zu können. Offenbar saugen sie sich mit der Bauchseite am Fels fest. Wie aber gelingt ihnen das Vorrücken? Wovon leben sie? Wir haben leider keine Zeit, diese Fragen abzuhören. Während des weiteren Aufstiegs müssen wir einen Wasserfall um den andern erklimmen, und das Tal wird immer mehr zur Schlucht. Wir sind nun schon fast vier Stunden unterwegs und stehen erneut vor einem Wasserfall. Die Felswände links und rechts davon sind nass und schlüpfrig. Ohne Seil und andere technische Hilfsmittel, und nur mit Tenschuhen ausgerüstet, wird das Klettern hier

zu riskant. Wir müssen entweder umkehren oder die südliche Wand durchklettern, um aus dem Tal zu gelangen. Die Wand ist zu untere nicht sehr steil, stellenweise mit Humus bedeckt und mit verbotenen Stauden bewachsen. Dann folgt ein steiles Stück fast ohne Pflanzenwuchs, und weiter oben beginnt, zuerst sehr spärlich, der Bergwald. Wir probieren den Aufstieg. Zunächst geht es ganz gut. Der feuchte Humus auf dem Fels ist zwar sehr schlüpfrig, aber man kann sich an den Stauden festhalten. Beim nachfolgenden steilen Stück fehlt ein solcher Halt. Kärze man da ins Gleiten, würde man in tausender Fahrt etwa 25 Meter weit ins Bachbett abstürzen. Wie ich abzuwägen versuche, welches die beste Route ist, entdecke ich, nur einige Schritte von mir entfernt, eine lange Wurzel, die von einem kleinen Baum her ungefähr zehn Meter die Wand hinauf wächst. Sie erweist sich als solid und ist mit Abzweigungen in Felsspalten verankert. Durch dieses rettende «Seil» gesichert, erreichen wir zunächst den kleinen Baum, und von dort aus können wir mit Hilfe dreier weiterer Wurzeln den letzten Teil der steilen Wand hinauf in den Wald klettern. Wir erreichen den bewaldeten Kamm, und richtig, er sieht sich nach Süden hin. Wiederholt treffen wir in Kammulage auf ein «umah babi», das heisst, einen grossen Haufen abgebissener Palmenwedel und Stauden, in dem eine Schweinemutter ihre Jungen zur Welt gebracht hat. Etwas später ermöglicht nur ein Nashornwechsel, müheloser vorwärts zu kommen. Schliesslich erreichen wir wiederum den Pilgerpfad und steigen auf ihm zur Mündung des Tjibunar ab.

Am 28. März 1968 unternahm ich zusammen mit Rolf Krenner eine Rekognoszierungstour mit umgekehrtem Verlauf, nämlich aufwärts über Klüfte und Rücken, abwärts einem unbekanntem Bach entlang. Rolf ist kein Westwälder, sondern ... 190 Zentimeter lang! Er hatte in Schweizerischen Tropenzeit eine Dissertation über die Lebensweise einheimischer Zecken begonnen. Professor Geigy hatte ihn eingeladen, seine Arbeit 1968 für acht Monate zu unterbrechen, uns im Ujung Kulon zu assistieren und sich da nach Zecken umzusehen.

Am 28. März erstiegen wir also von der Nordküste her den Palung. Während etwa drei Stunden folgten wir einem gleichmässig ansteigenden

Kama, der uns schon 1967 als Aufstiegsroute geleitet hatte. Damals hatten wir ungefähr auf halber Höhe eine vor kurzem benützte Nashornspur und mehrere frische Nashornfährten entdeckt. Jetzt fanden wir wohl Schweinespuren, aber kein Zeichen, das die Anwesenheit von Nashörnern verraten hätte. Zu wiederholten Malen gerieten wir mit Kopf und Brust unversehens in klebrige, hellgelbe Gespinne. Wir achteten nun auf diese für uns harmlosen Hindernisse. Es waren grosse, radförmige Netze mit Durchmesser, die nahezu einen Meter erreichten. In ihrer Mitte sass meist, mit dem Vorderkörper nach unten, eine grosse, robust gebaute Spinne von schwarzer Grundfarbe mit weisser und gelber Zeichnung, ein Weibchen der Gattung *Nephila*. In der Mehrzahl der Netze und oft auch am Spinnenweib selbst mit ihrem elfen Zentimeter langen Körper und den noch bedeutend längeren Beinen ruhten zarte, etwa sechs Millimeter lange Spinnlein herum: die Zwerggötterchen der *Nephila*.

Unvermittelt überfällt uns der heilende Warnschrei eines ganz in der Nähe im Dickicht stehenden Muorjak. An einer Stelle, wo der Kama sich zu einem breiten Rücken weiter, flüchtet eine dreiköpfige Bantenggruppe vor uns. Am Waldboden, im Dunkeln, entdecken wir einen seltsamen Pilz. Der Hauptkörper gleicht einer Stinkmorchel; aber unterhalb des sporenbildenden Kopfes umgibt ein glockenförmiger «Rock» aus grobmaschigem Geflecht den Stiel des Pilzes. Soll dieser Rock wohl Kleintiere des Waldbodens daran hindern, um Stiel hochklettern und die Sporenmasse aufzufressen?

Vom ersten Gipfel aus, den wir auch 1967 schon erreicht hatten, folgten wir nun dem abwechselnd auf- und absteigenden Hauptkamm nach Süden. Der dritte Gipfel war höher als die bisherigen. Im Westen und Südwesten konnte man durch winzige Lücken im Laubwerk das Meer erblicken. Nach Süden fiel der Kama stark ab; ein weiterer Anstieg — vielleicht der letzte und zum südlichsten Hauptgipfel führend — liess sich mehr erahnen, als erkennen. Wir beschlossen, vom nächsten Sattel nach Osten abzuzweigen. Dabei mussten wir notwendigerweise in ein Bachsystem geraten — vielleicht in dasjenige des Tjibuan. So sah es wenigstens zunächst aus. Der oberste Graben, dem wir folgten, war sehr steil und führte nach Osten. Durch kleine Zuflüsse von links und rechts wurde der Bach laufend

verstärkt. In Abschnitten mit geringem Gefälle floss er in Windungen dahin und wechselte seine Richtung von Osten bis Norden, ja Nordwesten. Im ganzen genommen überwog nun die Nordrichtung. Dass es sich um einen Arm des Tjibuan handelte, wurde je länger je unwahrscheinlicher. Der Bach nimmt wieder kleinere Brüder auf, wird stattlicher und romantischer. Er bildet zahlreiche kleine und einen prächtigen grossen Wasserfall. Im Becken mit tiefem, klarem Wasser steht man kleine Fische in den durch die Baumkronen hindurchdringenden Sonnenstrahlen anblitzen. Und wieder fliesst der Bach in weitem Bogen dahin und im Talgrund wächst ein ganzer Hain wilder Bananenpflanzen.

Nach fast zweistündigem Abstieg — meist im Flachbett — erreichten wir die Fliesszone des Pajung. Da begann der Bach zu mäandern, und wir benutzten als Abkürzung die Wechsell, die Banteng und Nashorn ausgetreten hatten. Aber wo waren wir nun eigentlich? Welchem Bach waren wir während zwei Stunden von ganz oben im Pajung nach Norden gefolgt? Das fragten wir uns seit geraumer Zeit, insbesondere aber im Moment, als wir plötzlich den Paroullienpfad erreichten. Wir beschlossen, nicht den Pfad zu benutzen, sondern dem Wasserlauf bis an die Klippe zu folgen. Allerdings kürzten wir den Weg auch weiterhin ab, durchwateten immer wieder den viele Schleifen bildenden Bach und kamen in der von grossen Palmen dominierten Vegetation recht rasch vorwärts. Nach etwa einer Stunde bemerkten wir, dass das ganze Flachbett mit tiefem, stehendem Wasser angefüllt war. Offenbar hatten wir die Zone erreicht, wo der Wasserstand von Ebbe und Flux bestimmt wird. Da gerade in der Nähe einige umgestürzte Palmenstämme den Fluss überbrückten, gelangten wir inkursierend vom rechten zum linken Flussufer hinüber, ohne nass zu werden. Nach wenigen Minuten hörte der Wald auf und wir betraten das grosse, künstlich offen gehaltene Weidfeld zwischen dem Unterlauf des Tjuidjungkulun und dem des Tjidaun. Im frischen, leuchtend grünen Gras weideten fünfundsiebzig Banteng. Während wir ohne jegliche Deckung über das offene Feld marschierten, blickten zunächst einige Tiere auf, dann wurden alle aufmerksam. Sie schlossen sich ohne Hast zusammen und beobachteten uns, bis wir den Waldrand gegen den Tjidaun zu erreichten.

Der ganze Marsch hatte von 6.30 Uhr bis 13.30 Uhr gedauert und uns gezeigt, wo der Hauptarm des Tjudjungkulon, der Tjijokangkali entspringt, und welchen Verlauf er nimmt. Solche Rekonstruierungsmärsche liessen uns allmählich eine zusammenhängende Vorstellung von den verschiedenen Gebieten gewinnen und gaben uns wertvolle Aufschlüsse über Vorkommen und Bewegung der Nisibiden. Sie führten uns auch zu verborgenen Schönheiten der Landschaft im Kleinen und stellten herausfordernde Ansprüche an unsere Geländegängigkeit. Die Frage, ob, wie und wohnen denn durchkommen werde, war oft äusserst spannend — und wir waren sehr wahrscheinlich die ersten, die diese Bäche von der Mündung bis ins Quellgebiet, oder umgekehrt, auskundschafteten.

Wer hat nicht in jungen Jahren davon geträumt, dass er irgendwo in ferner Wildnis als erster Geheissnis und Schatzheben entdecken werde? Ein Restchen solcher Explorationslust hat uns anscheinend ins vorgeschickte Alter begleitet.

In Verlaufe der langen Trockenzeit von 1967 trockneten einzelne Bäche des Gunung Pajung fast, andere ganz aus. Im Tjirama und Tjikembang floss kein Wasser mehr und im Tjitjadas nur ein armseliges Rinnsal. Der Tjikaja war im Unterlauf ausgetrocknet. Von jetzt Felswand, etwa eine halbe Stunde von der Küste entfernt, über die sich sonst ein tosender, prächtiger Wasserfall in ein tiefes, weites Becken ergiesst, fiel das Wasser nur noch tropfenweise in die Tiefe. Der Tjidam floss noch als mageres Bächlein. Alle Verzweigungen des Tjudjungkulon mit Einschuss des grossen Tjijokangkali waren ohne Wasser. Das bisschen Wasser, das noch im Tjibunar floss, war warm und durch Mikroorganismen milchig gefärbt. Von den verschiedenen kleinen Bächen, die vom Pajung nach Süden und Südwesten fliessen, fliessen nur noch ein paar wenige Wasser. Die grösseren Flüsse im Mittelteil des Udjung Kulon entliessen im Unterlauf grösstenteils nur noch Meerwasser. Von den drei grossen, an der Südküste einmündenden Flüssen Tjibandowoh, Tjikensik und Tjidahan führte nur der letztere in einem einzigen seiner Arme ein wenig Süsswasser. In der Nähe der Mündung war daher das Wasser an der Oberfläche nur schwach salzhaltig und vergleichsweise kühl — etwa 22° C.

Tauchte man aber in die Tiefe, so geriet man in stark salziges und zugleich regelrecht heisses Wasser — mit einer Temperatur von über 35°. Von den nach Osten fliessenden Bächen war nur der Tjigenter nicht ganz ausgetrocknet.

Ein Bachsystem schien rätselhafterweise von der allgemeinen Trockenheit überhaupt nicht beeinflusst zu sein. Dort, wo der Gunung Telantja gegen die Nordküste abfällt, entspringen, nicht weit über Meereshöhe, einige Quellen dem Boden; die beiden grössten heissen Tjiterdjin und Tjinogar. Die beiden Bachbetten beginnen hoch oben im Telantja, führen aber im Oberlauf nur nach schweren, langen Regenfällen Wasser.

Weiter unten aber sprudeln wasserreiche Quellen aus dem Boden der Bachbetten und zwar während der ganzen Trockenzeit — auch der abnormen von 1967. Das Wasser ist sehr kalkreich, Sinterbarrieren folgen sich in kurzen Abständen. Über diese stürzt das Wasser von Staubecken zu Staubecken. Der Tjiterdjin hat gegen die Küste ein sich ausbreitendes System solcher Becken ausgeformt. Würde nicht durch die Vegetation der Überblick erschwert, so erschien es dem Betrachter fast wie ein reich terrassiertes Reizgelände. Das Wasser fliess nicht als geschlossener Bach ins Meer, sondern aufgesplittert in zahllose, winzige Rinnsale, die auf einer Breite von ungefähr 100 Meter den Strand erreichen. Der Tjinogar dagegen hat unmittelbar vor der Küste einen Graben ausgefressen und stürzt sich als kleiner Wasserfall über eine Sinterschwelle in ein letztes Becken, das bei hoher Flut gerade noch vom Meer erreicht wird, sonst aber kristallklares Süsswasser enthält. Wir können nur vermuten, weshalb diese Bäche nie austrocknen. Der ganze Oberbau des Telantja besteht vorwiegend aus Kalkgestein. Diese ganze wasserdurchlässige Masse liegt offenbar einer undurchlässigen, wahrscheinlich tonhaltigen Schicht auf. Während der Regenzeit versickert der Grosseil des Wassers und wird in einem mächtigen Reservoir gespeichert, das die Quellen des Tjiterdjin und Tjinogar speist. Nur das Wasser, das von diesem Reservoir nicht geschluckt werden kann, fliess die oberen Bachbetten hinunter. Sind diese längst trocken, so speist der Wasserspeicher immer noch die unteren Quellen. Als der Wasserpegel des Südrunnens auf Palo Paujung um

etwa dreieinhalb Meter gesunken war und nur noch fünfundsiebenzig Zentimeter über dem Binnenboden stand, empfanden wir es als Beruhigung, dass schräg gegenüber an der Küste des Udjung Kulon jene prächtigen Quellen unvermindert Wasser spendeten.

Im Vorbeigehen notiert

Wir haben im Udjung Kulon nie mehr als 40 grössere Säuglerere beieinander gesehen, und auch das kam nur auf dem Weidefeld vor. Es handelte sich dabei um Vertreter nur zweier Arten, nämlich Baoteng und Schwein. Was die Fülle an Arten und Individuen grosser Säuger betrifft, kann sich das Udjung Kulon nicht mit den Wildreservaten und Nationalparks Ostafrikas messen. Trotzdem ist es ein faszinierender Bereich tropischer Wildnis voll fremdartigen Lebens. Wir haben versucht, etwas davon mit der Kamera einzufangen. Das konnten wir aber nur nebenbei tun, und unsere Ausrüstung war den technischen Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe nicht gewachsen. Auf unseren Märschen durch Dornen, Büsche und Sumpf konnten wir die Kamera nicht dauernd in Schussbereitschaft halten. Zudem gewährt die Vegetation nur selten freie Sicht und bewirkt schwierige Lichtverhältnisse. Besonders schlimm wickelt es sich aus, wenn im Bildbereich schattiges Dunkel und kleine, von der Sonne beschienene Flecken zugleich auftreten. Dann sind die Helligkeitsunterschiede derart gross, dass der Film weder im hellen noch im dunklen Bereich Einzelheiten zu registrieren vermag. Ich möchte deshalb in Worten von der lebendigen Vielfalt berichten, die uns täglich umgab.

Zuerst sollen die «büsseren» Lebewesen, mit denen wir zu tun hatten, drankommen! Es war bereits die Rede von den Zecken; ich muss aber noch ergänzend beifügen, dass diese Tierlein 1968 ganz besonders hoch im Kurs standen. Rolf Immler war dankbarer Abnehmer für alle Zecken, ob sie nun an einem herunkletterten oder bereits zu saugen begonnen

hatten. Er nahm auch winzige Zeckenkinder an, aber die grossen liebt er besonders heiss. Er konservierte sie in Alkohol, brachte sie in die Schweiz zurück und schickte sie dann ins Land der Pharaonen -- aber nicht, um sie einbalsamieren, sondern um sie dort von einem amerikanischen Spezialisten bestimmen zu lassen. Vertreter von sieben Arten haben demnach unser Blut getrunken oder trafen Vorbereitungen dazu. Offenbar verwechselten uns die Tierchen, je nach ihrer Artzugehörigkeit, mit Bonteng, Wildschwein oder sogar Glibben (*Hylabates moloch*).

Von Dornen war bereits ausgiebig die Rede, aber gewisse Höhepunkte im Kampf mit Salak habe ich noch nicht erwähnt. Stand man nämlich als «Cutler» voll im Einsatz, so konnte es geschehen, dass man plötzlich viele schmerzhaft, brennende Striche an den Armen, den Ohren, am Hals und im Gesicht spürte. Gelegentlich blieb der Cutler verschont, dafür wurde der hinter ihm Gehende das Opfer des Überfalls mit Giftwaffen. «Kamarang!» hiess es dann. So lautet der indonesische Name kleiner Wespen, die ihre stabförmigen, etwa fünfzehn Zentimeter langen und zweieinhalb Zentimeter dicken Wabenbäuten an Salakblütern hängend konstruieren. Verursacht man eine Erschütterung des Blattes und damit der Wabe, so stürzen sich die Wespenwächterinnen blitzschnell auf einen und stechen sofort zu. Sariklan warf sich in solchen Fällen sofort mit einem Schmerzgeheul zu Boden. Auch Lome hat im ersten Schreck gelegentlich ungewohnte Laute ausgestossen. Als ehemaliger Bienenwarter hatte ich früher schon ähnliche Prüfungen bestehen müssen und reagierte deshalb weniger heftig. «Ohne Ansehen der Person setzte es aber bei allen gelegentlich ein geschwollenes Ohr oder ein Schlitzauge ab!

Seltener als Überfälle der Kamarang erleben wir Massenangriffe einer bestimmten Ameisenart. Auch diese Biester sassen in und auf Bäumen im Gesirpp. Stoss man zu dem tragenden Zweig oder Schössling, so regnete es augenblicklich Ameisen. Die Teil biss sofort zu und spritzte Gift, andere rannten blitzschnell auf einem herum, den Armen und dem Hals entlang unter das Hemd oder auf die Kopfhaut, und dann bissen auch sie zu.

Die Stiche der Kamarang und die Bisse der Ameisen waren zwar schmerzhaft, aber der Schloferz hielt nicht lange an. Bei dem bereits er-

wähnten Baum «Pulus» (*Laportea stipulans*) hingegen musste man mit viel nachhaltigerer Wirkung rechnen. An einigen Orten im Udjung Kulon wächst aber eine noch viel schlimmere Pflanze, auch sie eine Verwandte der Brennnessel (*Urticaceae*) und kaum grösser als eine solche. Ich habe diese Pflanze nie gesehen, dafür aber einmal gespürt. Ausnahmeweise hatte ich auf einer Erkundungstour nur Störns an. Beim Abstieg vom Gunung Telantja nach Westen kam ich durch einen Wald mit nur etwa meterhohem Unterholz ohne Dornen und marschierte dementsprechend zügig. Plötzlich spürte ich einen äusserst heftigen Schmerz am linken Knie. Hatte mich eine Giftschlange gebissen? Ich fand aber weder Einstiche noch sonstige Verletzungen. Die Haut war an der schmerzenden Stelle etwas geschwollen und an der Oberfläche hart, und dieser Bereich war stark rot umrandet. Der Schmerz steigerte sich zusehends und breitete sich aus, zunächst hinan in den Oberschenkel, dann in die Leistengegend. In ganz kurzer Zeit schwellen die Lymphdrüsen an. Während etwa fünf Minuten war ich ausserstande, weiterzugehen. Dann liessen die Schmerzen allmählich nach. Während der nächsten paar Tage verhielt sich das Bein etwa wie nach der Berührung mit Pulus. Zwei der Wächter auf Peutjang kannten die Pflanze unter dem Namen «Djeladong».

Da man meistens Schlangen und Skorpione zu den «bösen» Tieren zählt, möchte ich auch über sie ganz kurz berichten. Aber vorweg sei festgehalten, dass wir unter ihnen nicht zu leiden hatten. Einige Male war es pures Glück, dass wir nicht zu Schaden kamen. Vor unserer Ankunft war Sudjal, ein Wächter in Handeulim, von einer Giftschlange gebissen worden. Seine Hand blieb während Monaten dick geschwollen und blaurot gefärbt, und die Bisswunde heilte lange Zeit nicht. Als wir im September 1968 auf Peutjang den Platz suchten, auf dem die Feldstation errichtet werden sollte, galt es unter anderem, alte morsche Mauernreste abzureissen und morsche Baumstämme zusammenzuzwingen, um sie zu verbrennen. Dabei kamen viele Skorpione aller Grössen zum Vorschein; aber sie waren alle einzig und allein bestrebt, Deckung zu finden. Eine kleine Skorpiongeschichte möchte ich noch erzählen, weil sie mich durch ihr Drum- und Dran beeindruckt hat. Mitte November 1967, als das ganze

Udjung Kulon extrem ausgetrocknet war, hatten wir bei den immer fließenden Bächen Tjierdjun und Tjinogat frische Nashornspuren entdeckt, nicht aber die Nashörner selbst. Abseits der Bäche waren auch keine Spuren mehr feststellbar. Darum wollte ich einmal auf der Höhe des Telantja übernachten und am frühen Morgen gegen das Gebiet der Quellen hinuntersteigen. Vielleicht konnte ich in der Stille ein Nashorn beim Umbrechen eines Bäumechens oder beim Marschieren hören und es dann gar noch zu Gesicht bekommen. Ich liess mich also am frühen Nachmittag des 20. Novembers zur Mündung des Tjitelantja fahren. Als ich mich von Kapirjan Unwekka verabschiedete, fragte er mich besorgt: «Papa pergisendirian?» (Gehst Du allein?), und als ich dies lachend bestätigte, schürrelte er missbilligend den Kopf. Die beiden andern Boorsmänner machten ebenfalls «tragische» Gesichter. Ich folgte dem Bachbett des Tjitelantja aufwärts. Es verläuft einige hundert Meter weit dem Fuß des Gunung Telantja entlang; dann muss man einen der drei kleinen Bäche auswählen, die V-Tälchen in den nordwestlichen Teil des Massivs eingeschnitten haben. Nach der Landkarte entspringt der Bach allerdings am Othang des Gunung Pajung, nördlich des Bergrückens Gunung Kendong, überquert die Senke zwischen Pajung und Telantja und verläuft dann längs des Westfußes des letzteren. Das ist aber reine Erfindung des Kartenzeichners.

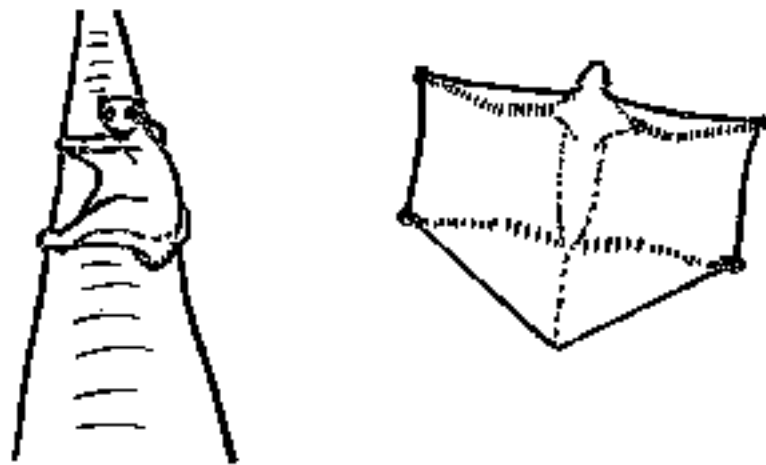
Ich stieg also, dem südlichen — natürlich völlig ausgetrockneten — Zweig folgend, in den Gunung Telantja hinauf und über die Quellregion des Baches hinaus noch über Hügel und Klünne aus Kalkgestein nach Osten, bis es zu dunkeln begann. Nun musste ich mir einen günstigen Schlafplatz aussuchen. Ich befand mich in der Nähe einer Lichtung mit vorwiegend buschartigem, niederem Bewuchs; da hatte ich bei früheren Besuchen zahlreiche Fressspuren des Nashorns bemerkt. Unmittelbar südlich davon hatte ich damals auch in einem dunkeln Stück Arengawald einen Nashornwechsel und mehrere Misthaufen entdeckt. Nur etwa 50 Meter weiter südlich hatte ein mächtiger Baum durch seinen Sturz noch eine kleine Lichtung geschaffen. In dieser war dicke niedere Vegetation aufgewachsen. Vom gestürzten Baum waren jetzt nur noch der Stamm und





einige grosse Aststücke übrig, und auch sie waren am Zerfallen. Ich versuche, das eine Aststück etwas heisseite zu schieben, um neben dem Stamm eine zum Schlafen geeignete Nische zu erhalten. Der Ast bietet keinen Widerstand. Er ist so matsch und trocken, dass er sofort zerfällt. Das ist mir auch recht. So kann ich eine Mulde in die zerbröckelnde Masse schürren, sie mit Palmblättern bedecken und auf diese Weise ein besonders gut gepolstertes Bett errichten. Also rausch ins Werk, denn es dunkelt schon, und ich muss im nahen Arengawald noch einige Palmwedel holen. Eben suche ich mir eine Palme aus, da dröhnt ganz in der Nähe ein Tierruf, und plötzlich rennt ein mittelgrosses Tier in etwa zehn Meter Entfernung an mir vorbei! Im ersten Augenblick läuft es mir kalt über den Rücken; aber dann wird mir sofort klar, dass es sich um einen Murwjak und seinen Alarmschrei handelt. Nun schneide ich die nötigen Palmwedel ab, trage sie zum vorgesehenen Schlafplatz und breite die Masse des Muldenloches mit dem Golok und dem Füssen etwas aus. Da liegt mitten in der Mulde ein grosser Skorpion! Den schwanzartigen Teil des Hinterleibes mit Giftblase und Stachel hält er schlagfertig über seinem Vorderkörper. Im Januar 1965 wurde ich einmal »ganz durch eigene Schuld«, wie Lotta immer besatz hat, von einem Skorpion in den Zeigefinger gestochen. Das geschah im Kaluleni Gamsbock-Park in Südafrika. Ich hatte schreckliche Schmerzen; sie breiteten sich, vom Finger ausgehend, den ganzen Arm hinauf aus. Ich fragte den zu Rate gezogenen Parkbeamten, mit welchen Folgen ich rechnen müsse. Da erklärte er mir, dass gerade vor vier Wochen ein älterer Buschmann am Strich eines solchen Skorpions gestorben sei. Im allgemeinen aber überlebe man, und in diesem Fall beginne der Schmerz nach etwa vier Stunden nachzulassen. Jener Skorpion hatte nur schwache Scheren, dafür aber ein sehr wirksames Gift. Der Kerl — beziehungsweise die Dame — in meiner Schlafmulde ist mit kräftigen Scheren bewaffnet; aber ob dafür sein — oder ihr — Gift weniger wirksam ist, möchte ich nicht ausprobieren. Obwohl ich »im Zeichen des Skorpions geboren« bin, verzichte ich auf diesen Bettgenossen und bringe ihn mit dem Golok um. Dann wühle ich noch die Holzmasse mit dem Messer durcheinander, um ganz sicher zu gehen, dass ich alleiniger Besitzer meines Bettes bin. Nun

schlichte ich die Palmblätter aufeinander, benützte den Sarog als Schlafsack, den Ruckack als Kopfkissen und lege zur Sicherheit Golok und Taschenlampe griffbereit neben mich. Da mir um sechs Uhr noch nicht ums Schlafen ist, lausche ich den Schreien der Wildvögel und beobachte die Leuchtkäfer, die ihr Licht ein- und ausschaltend, in langsamem, schwankendem Flug Büsche und Bäume absuchen. Plötzlich aus dem Strick offenen, noch etwas erhellten Himmels über mir ein grosses, dunkles fünf-eckig gefurtes Gebilde! Es ist ein Tier von der Grösse einer Katze, das mit Hilfe der seitwärts ausgebreiteten Arme und Beine sowie dem nach hinten ausgestreckten Schwanz eine Flughaut ausspannt. Der Flugkurve nach zu urteilen, hat es sich von einem hohen Baume aus in die Luft geworfen, in äusserst steilem Gleitflug eine grosse Geschwindigkeit erreicht und segelt jetzt auf leicht absteigender Bahn über eine weite Strecke dahin.



Riesen-Gleitflieger (*Cynocephalus*)

Das war das erste Mal, dass ich einen Riesengleitflieger (*Cynocephalus temminckii*) oder «flying lemur» im Flug erblickte. Mein Schlaf war nicht tief in dieser Urwaldnacht. Immer wieder weckten mich Geräusche und

Rufe, aber nie war ein Nashorn der Ruhestörer. Am nächsten Morgen, nach dem Abstieg zur Küste, badete ich noch im untersten Becken des Tjirongu, und dann wurde ich vom Motorboot abgeholt. «Huriman belim makan saja!», sagte ich lachend zu Unawekla (Der Tiger hat mich noch nicht gefressen!).

Wir haben im Ujung Kulon etwa ein Dutzend verschiedener Schlangenarten angetroffen; hier möchte ich aber nur einige Formen und Begegnungen schildern, die uns besonders beeindruckt haben. Beim Zeltlager am unteren Tjidaun diente uns ein ebener Platz als Esszimmer, und wir benützten Steinblöcke als Sitzgelegenheiten und Tisch. Am 27. Juli 1967 beim Abendessen saßen Lotte und ich mit dem Rücken gegen eine kleine Arengepalme. Djuhri, Widodo und Saridan hatten sich gegenüber niedergelassen. Da warnte plötzlich Saridan «Awas ular!» (Achtung, Schlange!) — und tatsächlich, in den dicken Blattachsen der Palme hinter uns hatte sich eine Schlange mit Windungen ihres Leibes verankert und streckte Hals und Kopf frei in die Luft gegen uns aus. Das Tier war bläulich-schwarz geringelt und etwa einen Meter lang.

Auf unsern Mütschen haben wir wiederholt im Unterholz eine äusserst schlanke, grüne Baumschlange mit schmal zugespitzter Schnauze entdeckt. Meist erschien die Schlange zuerst gleichmässig grün; störte man sie aber durch Berühren mit dem Golok, so verfärbte sie sich. Ihre Grundfarbe wurde dann graugrün, und auf diesem Grund erschienen dunklere, in unregelmässigen Längsstreifen ungeordnete Flecken. Sie zeigte nicht das für Schlangen und Echsen übliche Züngeln. Vielmehr streckte sie die Zunge oft längere Zeit hindurch unbeweglich aus dem Mund, ohne dabei die beiden Zungenenden zu spreizen. An einem jungen Baum bemerkten wir einmal eine bläulich gesprenkelte Schlange. Als wir sie aus der Nähe betrachten wollten, bewegte sie sich mit Kopf und Vorderkörper nach von uns weg, verliess aber den Stamm nicht. Es zeigte sich, dass ihr Hinterkörper auf merkwürdige Weise in einem Loch im Stamm eingeklemmt war. Ich bog den Stamm soweit nach der Gegenseite des Loches, bis er knickte; dadurch gewann die Schlange ihre Freiheit wieder und kroch behende davon.

Als wir am 24./25. Juli 1967 das Udjung Kulon von Niwahau zum Tjitadahan durchquerten, stellten die Wächter, die am Ziel auf uns warteten, aus Steinen eine Feuerstelle und aus vom Meer angeschwemmten Balken einen Esstisch her. Diesen Lagerplatz besetzten Djipei, Usup und ich am 17. November 1967 nach einem langen Marsch. Wir waren eben im Begriff, das Abendessen zuzubereiten; Usup und Djipei kochten, und ich wollte eben den Tisch decken. Ich hatte ein Bad genommen und war deshalb barfuss und nur mit einer Badelose bekleidet. Mitten in meinem Vorhaben stoppte mich Djipei mit dem Warzruf: «Awas ular!» Tatsächlich, einen knappen Meter vor mir lag, zu einem Knäuel zusammengerollt, am Boden neben dem Tisch, eine Schlange. Es war eine mittelgrosse, massige Viper mit dreieckigen, hinten breitem Kopf. Ihre Färbung und Musterung war bemerkenswert: Beim abgestimmten grünlich-bräunliche, beige, rötlich-bräunliche und graue Farbfelder und Grenzlinien überdeckten den Körper derart, dass er im dünnen Laub, das den Boden bedeckte, überhaupt nicht auffiel. Ich fragte mich mit Unbehagen, was hätte passieren können, wenn ich mit nackten Füssen auf die Schlange getreten wäre!

Nun aber zu harmloseren Bewohnern des Udjung Kulon. Von den vielen Vertretern der Gliederfüsse oder *Arthropodes* möchte ich nur wenige erwähnen. Zusammen mit Rolf Immler unternahm ich am 8. April 1968 einen Ausflug ziemlich weit in das Massiv des Gunung Telantja hinein. An einem morschen, am Boden liegenden Baumstamm entdeckte Rolf ein etwa fünf Zentimeter langes, vorstündlich zusammengeklammertes Insekt. Der Körper ist in drei grössere vordere und zahlreiche kleinere hintere Segmente gegliedert. Jedes Segment setzt sich nach beiden Seiten in eine Panzerplatte fort. Der winzige Kopf kann unter die vorderste Platte zurückgezogen werden. Auf der Unterseite, am Körperende besitzt das sonst grauschwarze Tier ein weisses, rundes Polster. Bewegt sich das eigenartige Lebewesen vorwärts, so leisten die drei Beinpaare nur einen Teil der Arbeit. Das Körperende wird durch Einkrümmen des Hinterleibes nach vorn verlegt und dann so abgestellt, dass das Polster am Boden aufliegt. Indem sich nun der Hinterkörper streckt, schiebt er, dank der

Haftung des Polsters an der Unterlage, den Vorderkörper vorwärts. Wir fanden diese «Ururinskrene», wie wir sie damals nannten, später noch wiederholt in verschiedenen Grössen. Von Herrn Dr. h. c. Wümler vom Naturhistorischen Museum in Basel haben wir nachträglich erfahren, dass es sich um die reifen, aber larvenähnlichen Weibchen von Käfern der Gattung *Xylobanus* (Familie *Lycidae*) handelt. Man hat diese Tiere erst vor etwa 40 Jahren entdeckt und damals als «Trilobiten-Larven» bezeichnet, weil sie den versteinert gefundenen und heute ausgestorbenen Trilobiten gleichen. Die Männchen haben normale Käfergestalt, sind aber im Vergleich zu den Weibchen winzig klein und können fliegen. Um ein solches Männchen zu Gesicht zu bekommen, müsste man ein zeitiges Weibchen Tag und Nacht im Auge behalten; dann würde bestimmt einmal ein Mini-Männchen, vom Parfum der Darse von weitem angelockt, herbeifliegen.

Bei der Durchquerung des Udjung Kulon von Niuh im Norden zum Tjikensik an der Südküste, am 5. November 1969, haben wir eine ganz auffällig rot gefärbte Blutzwanze mit weissem Muster entdeckt. Ihre Färbung bildete einen sehr starken Kontrast zum grünen Zweig, auf dem sie saß. Ob es sich wohl um eine giftige Art handelt, und ob ihre Färbung Warnfunktion übernommen hat?

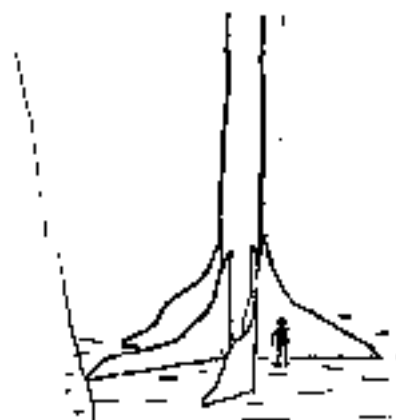
Nun seien noch die lautesten unter den Insekten des Udjung Kulon erwähnt, die Zikaden. Es gibt da vor allem vier Arten, die sehr laut, aber je auf klar verschiedene Weise konzertieren. Die «Männer» dreier dieser Arten verhalten sich insofern ähnlich, als sie nur als Solisten auftreten; für die vierte ist der Männerchor typisch. Der Gesang des einen der Solisten beginnt mit einer Lautfolge, wie wenn man am Auto den Anlasser betätigt und der Motor nicht anspringt: «Je-je-je-je-je-je-je». Daraufhin folgt ein knarrendes Summen, «zzzzzz». Diese Folge, lautes, auf über hundert Meter Distanz wahrnehmbares «Anlassen» und leiseres, knarrendes Summen, wird sechs- bis zehnmal in gleicher Tonlage wiederholt; dann ertönt nochmals das «Anlassen», aber länger und in abnehmender Tonlage, als ob die Batterie nun erschöpft wäre, und den Schluss bildet nochmals knarrendes Summen. Anschliessend herrscht während einer halben Minute

Am 14. August 1968 hatten Rolf Inntaler und ich ein geheimnisvolles Varan-Erlebnis. Wir wollten am Morgen auf dem Parrotillierpfad von Tjidana zum Gunung Kendeng marschieren und im Gebiet östlich davon nach neuen Nashornspuren Ausschau halten. Etwa auf halbem Wege nahmen wir Aasgeruch wahr. Er wurde mit jedem Schritt stärker. Mit dem Blick überflogen wir prüfend die Umgebung und entdeckten am Rande des Weges einen kräftigen Varan. Er stand von uns abgewandt da, mit leicht erhobenen Kopf, Hals und Vorderkörper. Behutsam und möglichst lautlos näherten wir uns dem Tier. Der Varan bewegte sich nicht. Merkwürdig! Varane sind sonst sehr aufmerksam. Aus nächster Nähe stellten wir schliesslich fest, dass er verwundet war und zwar vor allem in zwei Regionen: einerseits am Halsansatz und in der Schultergegend, andererseits im Kreuz und in der Zone der Hüftgelenke. Die Wunden waren tief ins Gewebe dringende Löcher und stammten zweifellos von einem grösseren Raubtier. Beim grössten Loch, in der Gegend des Kreuzes, hatten sich bereits grün glänzende Anstliegen und eine Schneiseffliege niedergelassen. Der Räuber hatte keine Pfotenabdrücke hinterlassen; der Boden war zu hart dazu. Wir suchten nach dem Aas; aber obwohl der Geruch an einigen Stellen mit besonderer Intensität vom Boden aufstieg, fanden wir keinen Kadaver. Es blieb nur eine Erklärung: Der Varan hatte mit einem stärkeren Konkurrenten um das Aas gekämpft und war dabei schwer verletzt und gelähmt worden, und dann hatte sein Gegner das Aas fortgeschleppt. Als Tier kam eigentlich nur der Leopard in Frage. Wir hatten auf dem Pfad, nach Regenfällen, wenn der Boden weich war, des öfteren Leopardenspuren bemerkt und die Katze auch schon mehr als stinkendem Aas fressen gesehen. Wir schauten uns den Varan nochmals an. Immer noch hielt er den Vorderkörper erhoben, zeigte aber keine Reaktion auf Berührung. Wir versuchten nun, ihn auf den Rücken zu drehen. Dagegen sträubte er sich mit deutlichem Kräfteinsatz, vermutlich reflexartig. Wir brachten ihn schliesslich doch in Rückenlage. Auf der Bauchseite war er nicht verletzt. Als wir ihn wieder auf den Bauch zurückdrehen, blieb sein ganzer Körper willig bewegungs- und kraftlos liegen. Das Tier mass von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende 165 Zentimeter.

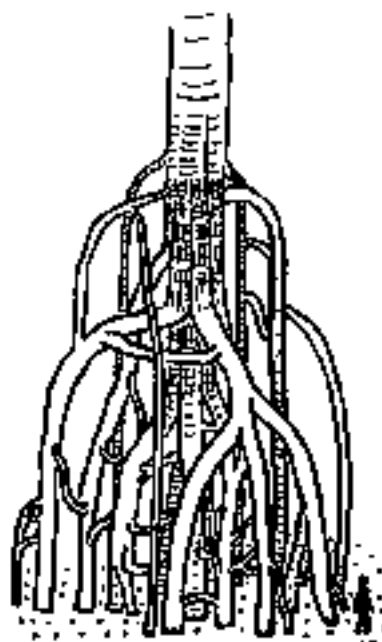
Wir setzten nun unsern Weg fort, fanden aber an diesem Morgen keine frischen Nashornspuren. Auf dem Rückweg wollten wir nochmals nach dem Varan schauen, aber er war nicht mehr da! Hatte er sich von seinem schweren Schock erholt und weg bewegt, oder hatte der Leopard auch noch ihn weggetragen? Wir hätten uns in der Nähe gut versteckt und den Varan ins Auge behalten sollen, überlegten wir nun nachträglich. Als wir dabei auf Feurjang Loece unser Erlebnis erzählten, war ihre erste Reaktion die Frage: «Ihr habt doch hoffentlich Aufnahmen gemacht?» Tatsächlich, das hätten wir eigentlich tun sollen! Rolf hatte zwar die Kamera im Rucksack gehabt, aber ... Film gespart!

Es ist erstaunlich, wie sehr sich die verschiedenen Echsenarten im Ujung Kulon in ihrer Bewegungs- und Lebensweise unterscheiden. Am Boden ist, ausser dem grossen Blauvaran (*Varanus salvator*), vor allem ein brauner, etwa 20 bis 25 Zentimeter langer Skink sehr häufig anzutreffen. An den Baumstämmen beobachteten wir den meist am Morgen aktiven Flugdrachen und die beiden Geckos, die nächtliche Räuber sind: den grossen «Tokel» und den kleinen «Tjiljaka». In Baumschösslingen und an Arengapalmen entdeckten wir wiederholt eine Aegane, die in gewissem Sinne die Mantien eines Chamäleons besitzt. Diese etwa 30 Zentimeter lange Echse ist normalerweise vom selben Grün wie ihre Umgebung, ein Palmblatt oder der Zweig eines Hänneketes. Sie verharrt, wenn man näher kommt, bewegungslos, an Achse oder Zweig fest angeklammert. Offenbar bilden Tarnfärbung und Bewegungslosigkeit zusammen eine wirksame Einrichtung, um von Feinden und Beutetieren nicht gesehen zu werden. Einzelne Individuen konnten wir berühren, ja sogar anfassen; dann sperrten sie das Maul auf und stiessen mit fauchend-zischendem Laut Luft aus. Meist wechselte dann auch ihre Farbe von Grün auf Grünbraun oder Braun. Es kam aber auch vor, dass eine Echse ihre Taktik änderte und plötzlich mit überraschender Geschwindigkeit sich vom Hännechen oder von der Palme zu Boden fallen liess und davonrannte. Ob diese Echse, durch ihre Färbung getarnt, Insekten auflauert und diese mit der Zunge fängt wie ein Chamäleon, konnten wir, nur so im Vorbeigehen, nicht herausfinden.

Palmen, Drienen und Baobab habe ich schon eingehend geschildert, aber noch nicht die Baumriesen, die in gewissen Regionen des Udjung Kulon gar nicht selten sind. Die grössten unter ihnen erreichen eine Höhe von etwa 70 Meter. Ihre Kronen sind mächtig. Man kann sich vorstellen, welche Konstruktionsprobleme bewältigt werden müssen, wenn ein solcher Baum nicht nur sein Riesengewicht tragen, sondern auch einem Sturm standhalten soll. Die grossen Bäume des Udjung Kulon haben zwei Methoden zur Steigerung ihrer Standfestigkeit entwickelt. Die einen Arten bilden ausserordentlich grosse Brettwurzeln, die den Stamm nach allen Seiten abstützen. In extremen Fällen wachsen diese stützenden Bretter in drei bis vier Meter Höhe aus dem Stamm und erstrecken sich bis drei Meter weit nach allen Seiten. Manche Arten von Baumriesen aus der Verwand-



Baumriese mit Brettwurzeln



Umsarriese mit Luftwurzelsystem

schaft der Feigen (*Ficus*) gewinnen Stabilität durch ein System von Luftwurzeln. Der Baum ruht gleichsam auf einem Gerüst von Stielen, Pfeilern und Traghügel, das, nach unten breiter werdend, die Verankerung im Boden besorgt. Die Entwicklung eines solchen *Ficus* ist derart merkwürdig, dass ich sie vereinfacht skizzieren will. Der *Ficus*-Samen keimt nicht im Waldboden, sondern am Stamm einer andern Baumart. Zunächst treibt der Keimling Saugorgane ins lebende Gewebe des Trägerstammes und ernährt diesen als Schmarotzer die notwendigen Aufbau- und Betriebsstoffe. Nach oben bildet er einen Spross mit Blättern, nach unten Luftwurzeln. Wie bei andern grünen Pflanzen erfüllen die Blätter eine Funktion in der Ernährung der Pflanze, nämlich die Assimilation von Kohlendioxid, und die Luftwurzeln saugen Wasser und Salze auf, sobald sie den Boden erreicht und sich darin verankert haben. Das System der Luftwurzeln wird immer komplexer und stärker. Zunächst verschafft es dem jungen *Ficus* Halt, indem es den Trägerstamm fest umklammert, aber allmählich wird es zu einem selbsttragenden Gerüst. Mittlerweile hat die Krone des *Ficus* mit dem Trägerbaum den Konkurrenzkampf ums Licht aufgenommen und schließlich gewonnen. Der Trägerbaum, der am Anfang als Stütze und Nahrungslieferant ausgebaut wurde, geht zugrunde. Im Normalfall ist der *Ficus* inzwischen zu einem mächtigen System herangewachsen, das sich selbst zu erhalten vermag. Der Stamm des toten ehemaligen Trägerbaumes wird in der Umklammerung gehalten, bis er vermodert ist. Gelegentlich aber ist der *Ficus* noch nicht imstande, seine eigene mächtig entfaltete Krone und zugleich den alten Trägerbaum bei jedem Wetter zu tragen. Wir haben in der Tat mehrmals solche ungleiche Partner gefunden, die, alles niederreisend, gemelnsam umgestürzt waren, und zweimal haben wir dem Donnern, Krachen und Tosen beim Senken eines solchen Riesenpaars aus der Ferne zuhören können.

Die mächtigen Kronen der Baumriesen werden von manchen Tieren besucht und bewohnt; sind aber gar die Früchte eines *Ficus* am Reifen, so wird dieser bei Tag und bei Nacht zum Sammelplatz der verschiedensten Tierarten. Noch vor Tagesanbruch beginnen schon die Rufduette der «Kängkongo-Paare». Dieser indonesische Name ist eine klingliche Wieder-

gabe eben dieses Duets des grossen Nashornvogels *Duceros rhinoceros*. Auf den schallenden Ruf «ong» des einen Partners antwortet der andere «ong». Eine ganze Weile können sich die Rufe in ziemlich gleichmässigen Abständen folgen; dann aber antwortet der eine immer unmittelbar auf den Ruf des andern, und schliesslich erklingen nun beide Rufe fast gleichzeitig als Zweiklang. Im selben Augenblick erheben sich beide Vögel auf einmal in die Luft und fliegen mit schweren, auf gewiss hundert Meter als Pfeifendes Rauschen vernehmbaren Flügelschlägen gemeinsam ihrem Ziele zu. Paar um Paar fällt dann auf dem Ficus ein, und nun kann der Schmutzen beginnen.

An einer reichen Futterquelle finden sich oft alle drei Hornvogelarten, die im Ujung Kulon leben, ein: «Rangkong», «Djulung»,* und «Kangkareng»**. Die beiden ersten sind mächtige Vögel. Sie unterscheiden sich vor allem in Kopfform, Schwanzfärbung und Stimme. Der Rangkong besitzt über dem Schnabel noch ein Horn; quer über seinen weissen Schwanz verläuft ein schwarzes Band; nur er ruft im Duett. Der Schnabel des Djulung ist mächtig und dick an der Basis, aber ohne Horn. Der Schwanz ist ganz weiss; die eine mir bekannte Lautausprägung dieses Vogels ist ein zweifelhaftes «gung gung», die andere ein «pa» (als dem Fluglaut unserer Dohlen gleiche, aber weniger laut und stimmhaft). Dieser Ruf ist immer wieder zu vernehmen, wenn eine grössere Schwärme in Mählen hält. Der Kangkareng ist viel kleiner, etwa von der Grösse eines Kolibris. Sein Schwanz ist weiss mit schwarzem Längsstreifen. Seinem lauten und aufgetragenen klingenden, gackernden Zetern verdankt er seinen indonesischen Namen.

Alle drei Hornvogelarten sind ausserordentlich aufmerksam. Von den hohen Bäumen herab bemerken sie einen sofort, wenn man sich durch das Unterholz bewegt. Sie sind auch meist ausgesprochen scheu. Über man sich einer Schwärme schlaunsender Hornvögel, so verstummt er plötzlich; schlagartig und mit mächtigem Flügelschlagen erheben sich die grossen Vögel auf; nach einer kurzen Pause erfolgt wieder Abflug.

* *Accos undulatus*

** *Anthracoceros melanotos*

Aber wie bei unsern Krähen gibt es auch bei den Hornvögeln Individualisten, die von der allgemeinen Panik nicht ergriffen werden und ruhig abwartend in der Krone ihres Baumes sitzenbleiben. Am 23. Juni 1967 hatten wir ein recht ungewöhnliches Erlebnis mit einem grossen Rangkong. Wir wollten an jenem Tag ein Zeltlager am Tjibunar errichten. Lute hatte mit Wilodo, Saridzo, Djojo und Djakri den Parroquillierpfad als rascheste Route gewählt; ich hatte dagegen mit Djubari die Senke östlich des Pfades und des Gunung Kedong etwas erkundschaffen wollen. Ungefähr einen Kilometer vor Tjibunar erreichten wir wieder den Pfad. Da herbeikam wir einen grossen Rangkong, der von einem mächtigen, nicht weit vom Weg entfernten Baum herbeiflog und sich zehn Meter über uns auf einen Ast setzte. Wir beobachteten den prächtigen Vogel, und er schaute uns mit schüggelhaltendem Kopf an. Wie wir uns wieder in Marsch setzten, stürzte er sich auf uns herab, hing sich etwa zwei Meter oberhalb unserer Köpfe im Flug auf, stieg mit kräftigen Flügelschlägen wieder höher und setzte sich auf einen andern über dem Weg befindlichen Ast. Als wir uns unter seinem Sitz durch bewegten, sauste er von neuem auf uns herab; ja er wiederholte diese Scheinangriffe noch einige Male innerhalb einer Wegstrecke von ungefähr 60 Meter, dann flog er dem Pfad folgend wieder zurück. Als wir in Tjibunar mit Lute zusammentrafen, berichtete sie, dass sie unterwegs etwas Merkwürdiges erlebt habe: Etwa einen Kilometer von Tjibunar entfernt sei ihre kleine Kolonne wiederholt von einem Rangkong im Sturzflug angegriffen worden! Auch sie also. Was liess wohl den Vogel zu so aggressivem Verhalten bewegen? War er vielleicht Familienvater und verteidigte seine Neschötle mit der eingemauerten Gurtin darin? Wir vermochten dies nicht abzuklären. Als wir ein paar Tage später auf dem Rückmarsch die gleiche Stelle passierten, begegnete uns kein Rangkong.

Ein Ficus mit reifen Früchten bewirbt meist nicht nur Hornvögel. Ist er vom offenen Feld nicht zu weit entfernt, so besuchen ihn Pfauen. Ein grosses Baumhörnchen der Gattung *Ratufa*, mit kurzen runden Ohren, Javateraffen und Lutung gehörten sehr oft auch zu den Gästen. Von Tieren, die als Nachtblüher beim Festmahl erscheinen, soll später noch die Rede

sein. Hier möchte ich noch über mein schlimmstes fotografisches Misgeschick im Wald des Udjung Kulon berichten. Am 6. April 1969 machte ich während des Aufstiegs dem Bett des Tjibonars entlang einige Aufnahmen von Schluchten und Wasserfällen. Nachdem wir hoch oben im Pajung-Massiv den Pilgerpfad von Tjibonar nach Sangjung Sirah erreicht hatten, folgten wir diesem ostwärts. Während wir in zügigem Schritt abszogen, rief Widodo, der mir folgte, plötzlich erregt aus: »Pa, cando!« Ich zuckte und folgte seinem Blick. Da sass wahrhaftig, ungefähr fünf Meter über mir, am dicken, kaum 20 Zentimeter dicken Stamm eines Baumes ein »cando«, ein Riesengleitflieger (*Cynocopterus*)! Ich hatte bisher dreimal einen Tando gesehen, aber noch keinen fotografieren können. Rasch nahm ich den Rucksack von meinem Rücken, holte die Kamera heraus, wollte den Film transportieren — und musste feststellen, dass dies nicht möglich war. Offenbar hatte ich mit den Aufnahmen am Bach den Film gerade aufgebraucht. Ich drehte so rasch wie möglich den alten Film zurück, legte den neuen ein, transportierte und drückte ab, transportierte nochmals, und endlich war die Kamera bereit. Ich hob sie — da führte der Tando, der bisher wie ein Fantier den Kopf nach hinten gedreht und mich angeblickt hatte, einige rasche Klimaxzüge aus, indem er mit beiden, den Stamm halb umfassenden Armen nach oben griff, sich hochzog und die Hinterbeine rasch nachstellte. Noch bevor er die Krone erreichte, blieb er wieder sitzen und blickte nach unten. Ich knipste nun mehrere Male. Die Beize des Tieres waren allerdings gelegentlich von einem langen Aerengetel verdeckt. Ich bat Widodo, diesen mit dem Golok abzuschneiden. Der Tando blieb ruhig sitzen und war nun ganz ohne Deckung. Nach einer Reihe weiterer Aufnahmen bat ich Widodo, den Tando mit dem Palmblatt zum Abflug zu veranlassen. Ich hielt mich bereit, und wie der Tando plötzlich, sich wegdröhnend, vom Stamm abstieß und die Flughaut entfalten, war er mitten im Sucher. In diesem Augenblick drückte ich ab. Er glitt rasch schräg abwärts durch die Luft, steuerte dann vor dem Stamm eines tiefer am Hang stehenden Baumes nach oben, »landete« sanft am Stamm, kletterte sich an und war mir wenigen Klimaxzügen in der Krone verschwunden.

Ich war hell begeistert über diese Begegnung und machte vielen Aufnahmen — bis sich einige Tage später herausstellte, dass der Film beim Einstellen noch nicht ein einziges Mal transportiert worden war; er hatte sich aus der Aufwindspule gelöst...

Bevor ich dieses Kapitel schliesse, möchte ich noch einen merkwürdigen Fisch erwähnen: den an Buchenblütungen lebenden Schlammpringer (*Pteriophthalmus*). Ich hatte bereits gewusst, dass dieser Fisch ausschließlich des Wassers durchaus nicht erstickt, sondern wie manche Amphibien den Austausch der Atemgase durch die feuchte Körperhaut zustande bringt. Sein »Froschprofil« mit den als Höcker über die Stirn-Nasenlinie hinausragenden Augen war mir ebenfalls bekannt. Dass aber diese kleinen Fische über vier Techniken der Fortbewegung verfügen, war mir neu. Im Wasser können sie sich, wie viele andere Fische auch, mit Schlingeln antreiben. Auf Steinen, Erde und flach aus dem Wasser hervorragenden Ästen oder Stämmen schieben sie sich mit Hilfe der beiden fast amöblichen Brustflossen in kurzen Stößen vorwärts. Sobald aber die Bewegung auf fester Unterlage intensiviert wird, hilft der Schwanz als Abstossorgan mit; er wird gekrümmt abgestellt und — während die Arme den Vorderkörper rückweise vom Boden haben — gleichzeitig gestreckt. So kommt es eben zum »Schlamm-Springen«. Frappierend ist nun, dass diese Abstossbewegung auch auf der Wasseroberfläche gelingt. Tatsächlich hüpfen die Schlammpringer in Sprüngen von 50 bis 70 Zentimeter Weite über das Wasser. Dabei fliegt der Fisch schräg aufwärts gerichtet durch die Luft, taucht also am Ende des Sprunges zuerst mit dem Schwanz ins Wasser ein. In diesem Augenblick setzt heftiges Schwanzpeitschen ein und treibt den Fisch vorwärts hoch in den nächsten Sprung. So tanzt der *Pteriophthalmus* über das Wasser.

Streik der Bootsmotoren

Die Nacht ist heiss und schwül, die Luft ohne Bewegung. Ich sitze an einem grossen Schreibtisch, über dem an einem Kabel eine winzige elektrische Glühbirne aufgehängt ist. Sie gibt gerade knapp soviel Licht, dass ich noch schreiben kann. «Di Labuhan ada listrik» (in Labuhan gibt es Elektrizität)! Sie wird mit einem Dieselgenerator erzeugt, der — jetzt gerade — in Funktion ist. Die Tür zum Zimmer steht nach innen offen; so bekomme ich ihre Aufschrift zu Gesicht. «Kepala» steht da in grossen Lettern; das bedeutet Kopf und übertragen Chef. Ich sitze nämlich im Büro des «Kepala seksi perlindungan dan pengawasan alam Udjung Kulon dan Panaitan», das heisst des Chefs des Naturschutzreservares Udjung Kulon und Panaitan.

Durch die offenen Fenster findet die tropische Nacht Eingang ins Zimmer: jetzt gerade überfluten mich eindringlich winternde Töne eines Transistorradios. Wenn man einen solchen besitzt, so lässt man ihn auf vollen Touren laufen, besonders in der Nacht. Das wird hier nicht als Störung der Ruhe empfunden, im Gegenteil. Es sind die Laute der natürlichen Natur, die als unheimlich erlebt werden und einen nicht schlafen lassen. Um schlafen zu können, braucht man eine sichere Helmatmosphäre. Man zündet deshalb eine Kerze oder Öllampe an, oder schirmt sich — heutzutage — mit der lautlichen Kulisse, die der Transistorradio produziert. Dieser hat eben Konkurrenz erhalten; von einem Sprechchor werden einige wenige Sätze eindringlich in Klatsch und Rhythmus wieder und wieder vorgetragen. Es sind die Mädchen der Primarschule auf der anderen



Er zielt auf einen Nachfolger, der im Schwirflüg immer wieder an die Wand stösst. Nun huscht der Tjuktjak schalweise näher heran. Bei jedem kurzen Halt rückt er sich wieder nach dem Falten. Jetzt, in unmittelbarer Nähe hält er nochmals still; dann fällt er mit blitzschnellem Stoss an und packt seine Beute mit den Klauen.

Jetzt wird's draussen wieder laut. Mit einstufigem «Gagaga...» beginnt eine einzelne laute Stimme; aber schon nach wenigen Augenblicken lärmt ein ganzer Chor. Es sind männliche Frösche, die sich gegenseitig anregend für die Pauschdamen ihre Gegenwart manifestieren. Immer noch stehen die Palmbäume schwarz und unbeweglich vor dem vom Mond erhellen dunkelblauen Himmel. Lautlos und schwarz liegt ein mächtiger «Kaloog» (fliegender Hund, *Pteropus vampyrus*) zwischen ihnen herum.

Heute ist der 29. Juli 1969. Gestern nacht um zehn Uhr sind wir in die Bucht von Labuhan eingelaufen. Hoch am Himmel stand der volle Mond. Es war unmöglich, durch die seichte Flussmündung in den Hafen einzulaufen; wir mussten in der Bucht vor Anker gehen. Das hatte der Kapitän des Motorbootes vorausgesehen. Bei Vollmond erreichte morgens und abends das Wasser seinen höchsten Stand; dann befindet sich der Mond nahe am Horizont. Nachts um zehn Uhr aber werde er sehr hoch am Himmel stehen, und es werde Liebe herrschen. Nicht unser Kapitän Unawekta hatte mir das erklärt. Es war auch nicht unser Motorboot «Badak», das uns nach Labuhan brachte; denn seine Dieselmotoren hatten zu unserem Ärger gestreikt.

Bevor ich vom Streik der Dieselmotoren berichte, sollte ich doch noch diesen merkwürdigen Hafen charakterisieren, dessen Einfahrt nur bei Flut passierbar ist. Vor seiner Mündung verläuft der Fluss von Labuhan mehrere hundert Meter parallel zur Küste, vom Meer durch einen saftigen Dünenrücken getrennt. Vor Jahrzehnten zwangen ihn zwei Moten aus Steinblöcken, quer durch die Düne ins Meer zu fliessen. Wohl schoben die Brandungswellen Sandmassen gegen die Mündung; der Fluss aber spülte sie wieder weg und hielt so die Einfahrt offen. Eine Flottille von Segelbooten konnte täglich nach Belieben zum Fischfang ausfahren und den Ertrag zurückbringen zum Fischmarkt von Labuhan. Auch zahlreiche

Motorboote fuhren aus und ein; sie brachten Kopra von den vielen Kokospflanzungen an der Westküste Javas. So war es vor Zeiten gewesen.

Als aber Indonaien nach dem 2. Weltkrieg «Merdeka», die politische Freiheit, erlangt hatte, begannen die Dorfbewohner die Steine der Moten für die Fundamente ihrer Häuser zu verwenden. Die Bevölkerung wuchs. Mehr und mehr Hütten entstanden, auf Sandboden zwar, aber mit Steinblöcken als solider Unterlage. Die Moten befahl die Schwindsucht. Nur zwang nichts mehr den Fluss, im rechten Winkel die Düne zu durchstechen. Er frass sich ein neues Bett, indem er seinen Lauf parallel zur Küste einzieht, bis dort, wo er auf ein altes Korallenriff stösst. Dort erst bog er ab ins Meer. Die alte Flussmündung und Hafeneinfahrt aber wurde bald durch die Brandung mit Sand verstopft. Nun erreicht der Fluss über sandige und felsige Untiefen des Meer und ist bei Ebbe nur etwa dreissig Zentimeter tief. Seit einigen Jahren können deshalb Motorboote und grössere Segelboote nur noch bei Flut ein- und ausfahren. Nicht selten bleiben Boote mitten in der Mündung stecken und verstopfen den Engpass vollends. «Merdeka», der Freiheit, haben wir es also zu verdanken, dass wir gestern Nacht in der Bucht vor Anker gehen und nach einem kleinen Hin- und Her Ausschau halten mussten, um an Land zu kommen. Wir haben Glück, ein junger Mann paddelte zum Motorboot und fuhr uns, einen nach dem andern, an den Sandstrand. Diese Bezeichnung wird der tatsächlichen Situation nicht ganz gerecht. Es gab da wohl Sand; aber man musste aufpassen, dass man nicht in die dichtgesäten menschlichen Fäkalien trat. Dem Gestank allerdings konnte man nicht ausweichen! Hinsichtlich Hygiene und Wasserversorgung herrschen in Labuhan — wie vielerorts in Java — unerfreuliche Zustände. Da gibt es weder Wasserleitungen noch Kanalisation. Nur ein kleiner Teil der vielen Haushaltungen verfügt über einen Sodbrunnen. Für alle andern ist der Fluss zugleich Wasserlieferant und Kanalisation. Da schöpft man das Wasser für die Küche; an bestimmten Stellen sammeln sich täglich die Frauen, um Kleider, Tücher, Kleinkinder und sich selbst zu waschen. Meist schliessen sich ihnen die Mädchen an. Männer baden gewöhnlich einzeln, jedenfalls nicht in grösseren Gruppen; Buben dagegen treffen sich oft zu gemeinsamen Bade-

spielen. Alle, die waschen, baden, ihre Zähne putzen und Wasser holen, besitzen den Fluss auch für «ihr Geschäft». Nur Leute, die näher am Meer hausen, suchen dazu den Strand auf.

Dieses Verhalten im und am Fluss ist alter Brauch und eine Selbstverständlichkeit. Nun hat sich aber in den letzten 150 Jahren die Bevölkerung von Java nahezu verdreifacht. Damit wird dieser Brauch verhängnisvoll. Die wachsende Bevölkerung verlangt eine immer grössere Ackerbaufläche. Der Wald musste immer mehr weichen. Infolgedessen führen die Bäche und Flüsse während der Trockenzeit fast kein Wasser mehr. Man kann sich vorstellen, wie sich nun die grosse Bevölkerungsdichte auswirkt. Wir haben Siedlungen gesehen, in denen jedermann vom Skilling bis zum Greis an juckenden Hautinfektionen litt. Breiähnliche eitrige und krustenbildende Hautwunden plagten die Leute monatelang. In Tamarisjaja hat Lotte Hilfenrichtende schwerweise mit Sulfonamiden und Antibiotika-Injektionen versorgt. Aber damit ist der Ubelstand natürlich nicht beseitigt. Geburtenkontrolle, Massnahmen zur Erhaltung des Waldes, hygienische Umgewöhnung und Erziehung und Verbesserung der Anbaumethoden sind dringliche Anliegen.

Eigentlich will ich hier nicht von der Hafeneinfahrt in Labuhan, von Wassertrahakt und der Hygiene der Bevölkerung berichten, sondern von unserem Motorboot. Ich bin zusammen mit Ueli Halder* aus dem Udjung Kuku zurückgekommen, um wenn möglich das reparierte Boot zu übernehmen oder unterfalls die Durchführung der Reparatur bis zum Ende zu überwachen. Djuhari hat uns schon im Mai 1969 in die Schweiz gemeldet, das Motorboot sei nicht mehr fahrtüchtig. Einer der beiden Dieselmotoren könne nicht mehr gestartet werden; der andere erreiche nur eine niedrige Tourenzahl und stosse durch den Auspuff dauernd eine Menge rassistigen Rauches aus. Er werde Mechaniker von der Marine engagieren, um das Boot wieder in Ordnung bringen zu lassen. Was er tun müsse, wenn Bestandteile der Motoren defekt seien? Wir antworteten, dass er

* Ueli Halder ist der Nachfolger von Rolf Immler, er beschäftigt sich aber nicht mit Zerkon, sondern studiert die Lebenswelt des Banteng.

uns eine Liste der benötigten Teile schicken solle. Tatsächlich traf die Liste bei uns ein! Kolben, Kolbenringe, Zylinder-Anschiebungen, Dieselfilter, Luftfilter, Röhrenverbindungen aus Gummi und manche andere Dinge waren da aufgeführt. Die Vertretung der Perkins Dieselmotoren in der Schweiz stellte uns dann Bestandteile von total dreissig Kilo Gewicht in viele Schachteln verpackt zu. Sie berichtete uns gleichzeitig auch, dass in Djakarta seit kurzem eine Firma den Service der Perkins Motoren übernommen habe. Wollten wir nun das Motorboot innerer nördlicher Feist wieder fahrtüchtig haben, so mussten wir die schwere Fracht gerade selbst nach Java mitbringen. Um nicht noch kompliziertere Einfuhr-Formalitäten durchstreichen zu müssen, entschlossen wir uns, die vielen Teile als «personal effects» inmitten von Kleidern und Wäschestücken zu «importieren». Ein Kolben wurde sogar in Lotte's Handtasche mitgeführt. Wir hatten dabei keineswegs ein schlechtes Gewissen, handelte es sich doch wirklich um ein dringend benötigtes Geschenk des WWF an die Indonesische Regierung!

Am 22. Juli kamen wir in Djakarta an. Tags darauf suchten wir Kia-goo's Motors, die Perkins-Vertretung in Djakarta, auf. Mit dem leitenden technischen Leiter kam bald eine Abmachung zustande. Am Vormittag des folgenden Tages sollten wir auf der Fahrt nach Labuhan bei Kiagoo's versprechen; dann würden sich zwei Mechaniker und ein Chauffeur der Firma mit ihrem Fahrzeug uns anschliessen. Noch gleichen Tags sollten sie in Labuhan die Bootsmotoren prüfen und wenn möglich feststellen, wie und was zu reparieren sei.

Am Morgen des 24. Juli fanden wir uns abmachungsgemäss bei Kia-goo's ein. Man teilte uns mit, dass die drei Leute schon am Vorabend nach Labuhan abgefahren seien. Da mussten sie ja schon bald herausgefunden haben, wie es mit dem Boot stand! Also auf nach Labuhan! Dort erfuhren wir vier Stunden später... nichts! Niemand hatte die drei gesehen. So mussten wir denn für die Fahrt ins Udjung Kuku ein Boot samt Mannschaft mieten, und Djuhari übernahm die Aufgabe, am folgenden Tag nochmals nach Djakarta zu fahren und dort auf sofortiger Reparatur des Bootes gemäss Abmachung zu bestehen.

Was hat nun Djuhari in der Zwischenzeit erreicht? Bei Kiagos wurde ihm mitgeteilt, man habe drei Leute geschickt ... allerdings nicht direkt nach Labuhan, sondern zu einer Plantage in der Nähe. Dort hätten sie zuerst ein paar Maschinen zu kontrollieren, dann würden sie nach Labuhan kommen. Djuhari protestierte mit Erfolg: eine weitere dreiköpfige Mannschaft wurde nach Labuhan beordert. Am 26. Juli konnten die drei in Labuhan an. Sie stellten fest, dass der Startmotor der einen Maschine nicht funktionierte, und haften ihn aus. Der andere bewegte sich zwar beim Einschalten; aber die Batterien waren schon zu schwach, um die Dieselmachine zu starten. Also montierten sie auch die Batterien ab und machten sich mit allem auf die vierstündige Fahrt nach Djakarta.

Das alles habe ich heute, am 29. Juli, morgens erfahren. Vom Aufladen der fast drei Jahre alten Batterien versprach ich mir nichts Gutes. Da Djuhari ohnehin nach Djakarta fahren musste, bat ich ihn, neue Batterien zu kaufen. Er kam heute abend zurück, aber ohne neue Batterien. Den gleichen Typ habe er in keinem Geschäft gefunden, und einen anderen zu kaufen, habe er nicht gewagt. Auch die Kiagos Leute sind heute abend endlich wieder eingetroffen. Am Startmotor haben sie offenbar einen Konverter repariert und die Batterien aufladen lassen — und das brauchte Zeit. Morgen wollen sie am Boot weiterarbeiten.

30. Juli 1969. Um halb acht beginnt die Arbeit. Ausser den beiden Mechanikern und dem Chauffeur von Kiagos ist auch Djuchrani, unser «Maschinist», mit von der Partie. Zuerst wird der Startmotor montiert, dann der Anlasser heftigt. Die Dieselmachine läuft, wüsst aber grosse Russmatten aus. Gibt man mehr Gas, so nimmt wohl die Russmenge zu, nicht aber die Tourenzahl. Nun werden Einzelfunktionen mit speziellen Kontrollinstrumenten systematisch überprüft, Potenzen, Einspritzventile, Filter usw. gereinigt und richtig eingestellt und Öle erneuert. Gegen zehn Uhr ist der Motor wieder zusammengeschnürt. Beim Einschalten dreht sich der Startmotor, aber der Dieselmotor springt nicht an. Trotz meiner Wartung versuchten es die beiden Mechaniker nochmals und nochmals, bis — wie zu erwarten — beim Anschalten nur noch ein Brummen zu hören ist — die Batterien sind wieder erschöpft! Offenbar haben sie aus-

godiert. Die Mechaniker schlagen zwar vor, sie wieder nach Djakarta zu bringen und aufladen zu lassen, aber ich bin dagegen. Was würden wir tun, wenn sich in Pejulang die Motoren nicht mehr starten liessen? Schliesslich einigt man sich: Djuhari und Marah, einer der Mechaniker, fahren nochmals nach Djakarta, um neue Batterien zu kaufen. Inzwischen ist es Mittag geworden. Da jetzt eine Pause fällig ist, gehe ich mich in Djuharis Büro. Ausser den beiden Besatzern, dem älteren Sukardi und dem jüngeren Amir, sitzen zwei Unbekannte da. Irgendetwas an der Situation berührt mich eigenartig. Nur selten werden einige Worte auf Sundaesisch gewechselt. Offenbar ist nichts mehr zu sagen; aber die beiden Gäste bleiben sitzen, als könnten sie sich nicht entschliessen, das Haus zu verlassen ... Auf einmal hört man erregte Rufe von der Strasse her. Innerhalb kurzem sind mindestens fünfzig junge Männer vor dem Haus versammelt. Es wird heftig, ja gelegentlich wütend und aufgereizt gesprochen. Um die erregte Gruppe bilden Buben einen Kreis faszinierter Zuschauer. Nun flutet die Schere durchs Tor in Djuharis Garten gegen das Haus. Sukardi und Amir verschliessen rasch Fensterläden und Türen. Die beiden Unbekannten verschwinden in ein Hinterzimmer. Draussen werden die Leute erregter. Jetzt hämmert einer mit der Faust gegen einen Laden, und nun wird mit lautem Knack die verriegelte Tür aufgerissen. Zusammen mit Sukardi stelle ich mich in die Türöffnung vor die wilden Männer und halte in schlechtem Indonesisch, aber recht bestimmt, eine kleine Ansprache: ich wisse zwar nicht, um was es hier gehe; aber gewaltsames Eindringen in Djuharis Büro und Haus sei auf keinen Fall in Ordnung. Sie sollten eine Abordnung bestimmen. Diese möge einsetzen, um die Angelegenheit zu besprechen. Falls es sich um einen ersten Streit handle, sei die Polizei zuständig. Sukardi wiederholt meinen Vorschlag auf Sundaesisch. Er wird angenommen. Drei Männer zwischen dreissig und vierzig und ein Bursche werden von der Menge aufgefordert, ins Büro zu gehen. Die anderen warten draussen. Amir schicken wir per Velo zur Polizei. Nun holen wir die beiden Fremden aus dem Hinterzimmer und setzen sie den «Deflegierten» gegenüber. Aus der Diskussion ergibt sich, was vorgefallen ist. Der junge Bursche ist Pejlu-Fahrer; die beiden Fremden waren seine

Kunden. Während er sie beförderte, kam ein Lastauto auf der schmalen Strasse dahergefahren, und der Pedja-Führer war gezwungen auszuweichen. Er geriet auf die abfallende Strassenböschung, stürzte und lenkte seine Fahrgäste aus. Der grössere der beiden erhob sich wütend und — statt dem Fahrer zuhelfen — schlug er ihn heftig ins Gesicht. Das Ereignis sprach sich schnell unter den Pedja-Fahrern des Quartiers herum und rief helle Empörung hervor. Die ganze Gilde trat in kämpferischer Erregtheit ab, um den Grobian aufzugreifen und zu bestrafen. Denn war das schlechte Gewissen anzusehen, und ich begriff nun auch, warum er und sein Begleiter das Büro nicht mehr verlassen wollten. Immerhin, die aufgebrachtsten Pedja-Fahrer hatten sich davon abhalten lassen, gewaltsam ins Haus einzudringen.

Draussen geraten die Leute wieder in Bewegung; aber es geht nicht um einen neuen Sturm aufs Haus. Ein Polizist ist angekommen. Er wird ins Haus gewiesen. Nach kurzem Gespräch entschliesst er sich, den Pedja-Fahrer und die beiden Fremden auf den Posten mitzunehmen. Ein Teil der Versammelten schliesst sich an; die übrigen gehen auseinander.

In allen Monaten, die ich in Java verbracht habe, sind mir nie derart kämpferisch erregte Menschen zu Gesicht gekommen. Es war eine kollektive und in gewissen Sinn primitive aggressive Erregung; aber sie war eigentlich berechtigt. Sie galt einem, der Regeln der Menschlichkeit auf brutale Art verletzt hatte.

Meine nächste Aufgabe ist Einkaufen; von Peutjang habe ich eine ganze Wunschliste mitgebracht. Es soll alles bereit sein, wenn das Boot wieder fahrtüchtig ist. Beim Zurückkommen vom Markt treffe ich den in Lubuhan zurückgebliebenen Mechaniker vor seinem Schlafquartier an. Warum er nicht an den Motoren arbeite, frage ich ihn; man sollte doch noch das Auspuffsystem vom Rost reinigen und sicher auch noch Regulationen vornehmen. Er ist der Meinung, das sei dann schnell erledigt, wenn sein Kollege wieder zurück sei. Offenbar leistet er sich einen freien Nachmittag!

31. Juli. Ich erfahre im Büro, dass Djuhari und Manalu noch nicht von Djakarta zurück sind. Also: warten und frühstücken. Nachher begegne ich dem andern Mechaniker. Er berichtet sofort, dass er schon um sieben Uhr

mit der Arbeit begonnen und alle zugänglichen Teile des Motors gereinigt habe.

Um 12 Uhr kommt der Landrover an mit Djuhari, Manslu und den Batterien. Hierbei haben zu jedem Motor zwei Batterien zu je sechs Volt geklärt. Djuhari konnte nirgends den gleichen Typ finden. In einem Geschäft offerierte man ihm grosse 12 Volt-Batterien, russisches Fabrikat, mit noch trockenen Kammern. Je zwei der kleinen Batterien sollen nun durch eine grosse ersetzt werden. Die Kammeren müssen mit Wasser gefüllt werden; in fünfzehn Stunden sollen die Batterien betriebsbereit sein. Beide Mechaniker sind der Meinung, jetzt bleibe nichts zu tun übrig als zu warten. Morgen früh dann...! Ich mache sie darauf aufmerksam, dass schon um 9 Uhr Flut sein werde und das Boot zu jener Zeit zur Ausfahrt bereit sein müsse. Es werde ohne Zweifel klappen, versichern die beiden.

1. August. Die Kiagos Leute beginnen wirklich schon bald nach 6 Uhr mit der Arbeit. Gegen 8 Uhr sind die Motoren, ihre Zuleitungen und Rohre wieder zusammengeschraubt. Nun sind wir gespannt auf den Start des ersten Motors. Der Schalter wird gedreht, der Startmotor läuft, und — der Dieselmotor springt an! Die Mechaniker stellen fest, dass letzterer noch nicht ganz «rund» laufe, sie überprüfen und ändern eine bestimmte Einstellung. Jetzt aber läuft der Motor einwandfrei.

Nun ist der zweite an der Reihe. Der Startmotor dreht, aber der Dieselmotor steckt. Also wird nochmals probiert und nochmals, ohne Erfolg. Ich erinnere mich daran, dass sich dieser Motor nie mit 12 Volt starten liess. Wir mussten drei 6-Volt-Batterien «in Serie» zusammenschliessen. Ich teile das den beiden Mechanikern mit und schlage vor, eine der alten 6-Volt-Batterien zusammen mit einer neuen grossen Batterie anzuschliessen. Die Mechaniker meinen: «bisa, detapi...» (man könnte, aber...) der Start mit 12 Volt sollte möglich sein. Also versuchen sie noch einmal — wiederum ohne Erfolg. Darauf ändern sie nochmals eine Einstellung, probieren wieder zwei- oder dreimal. Jetzt hört man deutlich, wie die Drehungen im Startmotor langsamer werden. Die neue Batterie ist schon schwach geworden! Kein Wunder, hat man sie doch mehrere Male angezapft, über nie wieder aufgeladen. Nun lasse ich weitere Versuche nicht

nachts zu. Bereits ist neun Uhr vorbei, Ich will nicht bis zur nächsten Flut warten, oder gar die Batterien in Djakarta aufladen lassen müssen. Nun wird endlich die Schaltung vorgenommen, die ich empfunden habe — und zu meiner enormen Erleichterung springt der Motor an. Rasch wird nun das Boot mit unseren Utensilien beladen. Die Leute von Kiagoos packen ihr Werkzeug zusammen. Aus Begeisterung, dass das Boot wieder läuft, gebe ich ihnen ein grösseres Trinkgeld, als sie für ihre Leistung eigentlich verdient haben. Und nun, kurz vor zehn Uhr, fahren wir aus. Noch ist die Flut hoch genug. Nach wenigen Minuten haben wir die Hafeneinfahrt hinter uns gebracht und können die Motoren richtig laufen lassen. Tatsächlich, sie laufen wieder einwandfrei! Darüber bin ich so froh, dass ich fast die vielen Landroverfahrten und das Hin und Her nach Djakarta vergesse, ebenso die vielen, mit grossem Aufwand ins Land hereingeschmuggelten Ersatzteile, welche die Experten von der Marine für notwendig gehalten haben. Es hatte nicht an der Kompression, nicht an den Kolben, Kolbenringen, Zylinder-Auskleidungen gefehlt, sondern eigentlich nur an der richtigen Einstellung der Einspritzventile und anderer Regulationsrichtungen. Was wäre geschehen, wenn niemand in Java für den Service der Peckins Marine Motors spezialisiert gewesen wäre? Wenn man einem Entwicklungsland eine neue Maschine schenkt, so sollte man sich versichern, dass deren Bedienung keine Schwierigkeiten bereitet, und dass Reparaturen vorgenommen und Ersatzteile beschafft werden könnten!

Urwaldnächte

Es ist von manchen Autoren berichtet worden, dass die Nashörner — insbesondere die im Wald heimatisierten wie das Sumatra- und das Java-Nashorn — immer wieder denselben Wechsel handelten. Ja, es wurde sogar vermutet, jedes Individuum erfülle täglich ein räumlich und zeitlich weitgehend fixiertes Programm. Zweifellos haben Nashornjäger und vor allem Wilderer ihre Jagd- und Fangmethoden seit alters auf die Wechselweise der Nashörner gegründet. Es sei an das Abpassen zu einem Wechsel oder an einer Suhle und vor allem an das Errichten von Fallen an solchen Stellen erinnert.

Als im Juli 1967 weiterzum im Udjung Kulon der Boden trocken und hart wurde und dürre, hirmige Blätter ihn bedeckten, begannen wir an ähnliche Methoden zu denken, um nach Wochen wieder einmal ein Nashorn zu Gesicht zu bekommen. Am 12. Juli errichteten wir ein Zeltlager beim Tandjung Krearjeng, etwa ein Kilometer südlich des Tandjung Lajar an der Küste. Wann immer wir in den vorangegangenen Wochen jenes Küstengebiet besucht hatten, waren im Sand des Strandes frische Nashornspuren zu sehen gewesen. Am frühen Morgen des 13. Juli fanden wir auch richtig südlich unseres Lagers die frischen Spuren dreier Nashörner im Sand. Zuerst stiessen wir auf die Fährte eines kleinen Tieres mit einer Spurenbreite des Vorderfusses von knapp vierundzwanzig Zentimeter. Etwas weiter südlich hatten zwei grössere Tiere den Strand aufgesucht. Die Spurenbreiten ihrer Vorderfüsse massen sechsundzwanzig und achtundzwanzig Zentimeter. Die beiden waren nicht weit voneinander

entfernt aus dem Wald herausgekommen und eine kleine Strecke nach Norden gewandert, das Kleinere unmittelbar am Waldrand, das grössere näher am Strand. An derselben Stelle schwenkten beide Spuren nach links ins Meer und dann wieder zurück über den Sandstrand zum Waldrand. Dort, wo die Spur das Wasser erreichte, lag ein erster Kothaufen, und ein zweiter fand sich etwas weiter weg vom Wasser, dort, wo beide dem Wald zu marschiert waren. Das kleinere hatte sich zuerst noch eine kurze Strecke dem Rande des Waldes entlang bewegt und war dann in den Wald getreten; dort konnte man auf dem harten Boden die Fährte nicht mehr weiter verfolgen. Das grössere war im Sand des Strandes weiter nach Norden gewandert. Bei der Mündung eines nur noch sehr wenig Wasser führenden Baches hatte es sich in den Sand neben dem Bachbett niedergelegt, später einige Schritte daneben einen kleinen Tümpel aufgesucht und dort ins Wasser Mist abgegeben. Von da führte die Spur in den Wald. Diese Eintrittsstelle in den Wald wurde immer wieder benutzt. Sie war zum — allerdings nicht sehr ausgeprägten — Wechsel ausgeartet worden, und wir hatten hier nach bei früheren Besuchen wiederholt Spuren festgestellt. Ganz nahe bei der Mündung des Baches ragt eine felsige Klippe aus dem Sandstrand heraus. Sie verläuft rechtwinklig zum Strand, ist etwa fünf Meter hoch und zwanzig Meter lang und löse mit Büscheln und Gestrüpp bewachsen. Könnte man auf der Klippe nicht einen etwas schmalen, aber gegen Nashörner gesicherten Hoist mit gutem Überblick über den Strand und den Eingang in den Wald einrichten?

Um fünf Uhr abends, nach dem Abendessen, marschierte ich mit Schlafsack, Gelok und Rucksack ab und erreichte nach fünfundzwanzig Minuten die Klippe. Etwas seitlich unterhalb der felsigen Kammmitte liess sich eine von knorrigen Büscheln eingerahmte Nische säubern und ansehen, in der ich mich gerade knapp auszustrecken vermochte. Den daunengefüllten Schlafsack benützte ich als Matratze. Im Sitzen vermochte ich sowohl über die Bilsche wie auch über den Felskamm hinwegzusehen und den Strand und Waldrand nach Norden und Süden zu überblicken. Es war nun Nacht geworden. Unablässig rauschte die Brandung. Der Mond wurde meist von dünnen Wolken verdeckt, spendete aber doch etwas Helligkeit. Andauern-

des Stehen macht schwere Beine. Ich setzte mich deshalb auf den Felskamm an der einzigen Stelle, die nicht nur aus Spitzen und Kanten bestand, und benützte mich, im Dunkel etwas Bewegtes, Lebendes zu entdecken. Mehrfach glaubte ich, in der etwas helleren Sandzone einen dunkeln Flecken zu sehen, der sich bewegte; aber der Feldstecher liess mich das eine Mal einen ganz unbewegten angeschwommenen Baumstrunk erkennen und das andere Mal eine zwar vom Wind bewegte, aber festgewachsene Staude. Jetzt aber verschiebt sich etwas Dunkles dem Waldrand entlang. Auch mit dem Feldstecher lässt sich der gleichmässig dunkle Körper vom gegliederten Dunkel des Waldrandes unterscheiden. Das Tier bewegt sich in meiner Richtung. Aber Distanz und Grösse sind schwer zu schätzen. Jetzt schreitet das Tier weiter vom Waldrand weg in die offene Sandfläche hinaus, und damit sehen sich zuerst seine Beine deutlich ab, dann sein Bauch. Es ist ein ... Wildschwein. Es schnüffelte im Sand; vermutlich sucht es Schilkkörner-eier. Die Suche scheint erfolglos, jedenfalls verschwindet es nach wenigen Minuten im Wald. Da weiterhin nichts passiert, vom Rauschen des Meeres und Wehen des Windes abgesehen, werde ich schlüfrig. Ich muss ja obenhin von Zeit zu Zeit ein bisschen ruhen, denke ich und lege mich für eine Weile in meine Schlafsacke. Dort bleibe ich denn auch bis kurz vor Tagesanbruch. Mehrfach meldete sich im Halbschlaf der Gedanke, ich müsste eigentlich wieder aufstehen und beobachten; aber dann träumte ich jeweils weiter, wie ich mich erhebe und Ausschau halte, und versank dann im Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, wieder völlig im Schlaf.

Beim gründlichen Nachprüfen am Morgen konnte ich keine neuen Nashornspuren entdecken — glücklicherweise!

Ich versuchte es in der folgenden Nacht wieder. Sie war dunkler als die vergangene. Ich konnte von meiner Klippe kaum bis zur Stelle sehen, wo die beiden Nashornfähren zum Meer und zurück geführt hatten. Deshalb verlegte ich bald meinen Beobachtungswand näher an jene Stelle. Ein ungefähr meterhoher langgestreckter Felsblock lag da am Rand des Wassers. Diesen als Rückenlehne benützend, setzte ich mich in den Sand. Es geschah nichts Belegendes. So hatte ich Zeit für dünne Gedanken: Was ich tun sollte, wenn ein Nashorn kommen und mich angreifen würde... Rasch den

Felsblock übersteigen und notfalls im Meer bis auf den Kopf untertauchen, erschien mir als die sicherste Methode. Diese Vorstellungen hielten mich zunächst ordentlich wach. Als aber Stunde um Stunde, vom Kauschen des Meeres abgesehen, nichts geschah, wurde ich wieder schläfrig. Ich raffte mich schliesslich auf und ging dem Strand entlang zur Schlafklippe und legte mich «ins Deck».

Auch am nächsten Morgen verrietten keine neuen Spuren, dass ein Nashorn den Strand besucht hätte. Wir schliefen deshalb in der folgenden Nacht alle im Zelt. Vom 16. auf den 17. Juli aber wollte Widelo sein Glück versuchen und im Horst auf der Klippe übernachten. Als wir am 17. früh nach ihm schauen gingen, fanden wir ihn noch etwas schlaftrunken vom Wachen in den ersten Stunden der Nacht und nicht weit weg von seinem Lager — wir trauben kaum unseren Augen — eine frische Nashornspur im Sand!

Vom August bis in den November hinein arbeitete Mr. Elliot Elisofon als Fotograf für das «Life»-Magazin in Udjung Kulon. Begriffsliedweise war es sein heiss erstrebtes Ziel, ein Nashornbild heimzubringen. In Diskussionen mit ihm reifte der Entschluss, Nashörner nachts in Baumhöhlen bei Suluks oder im Wechsel abzufassen und dann mit Blitzgerät eine Aufnahme zu versuchen. Es sei vorweggenommen, dass weder Elisofon noch wir so zu einer Nashornaufnahme gekommen sind! Aber wir haben in Baumhöhlen viele spannende Nächte erlebt. Das erste «Rumah pohon» (Rumah = Haus, pohon = Baum) errichteten wir Mitte Oktober 1967 bei einem Nebenarm des Boom-Baches an einer Stelle, die damals noch etwas Wasser führte und regelmässig von Schweinen und Benteng, gelegentlich aber auch von Nashörnern besucht wurde. Eben am 16. Oktober hatten wir dort eine frische Nashornspur im Bachbett entdeckt. Die etwa fünf Meter über der Böschung erstellte Plattform aus Stämmchen von Jungbäumen und Blattzweigen der Arengapalme mass etwa 1,5 × 2 Meter. Knapp merckliche Seitenwände aus Blättern der Arengapalme verhinderten, dass man im Schlaf von der Plattform hinuntertrotzte. Da die Krone eines Feigenbaumes die Plattform überdeckte, verzichteten wir auf den Bau eines Daches aus Palmblättern.

Während unserer ersten Nacht im Baumhaus vom 18. zum 19. Oktober, umgab Lote und mich ein erstaunlich reges Urwald-Nachtleben. Drei Riesenlärmchen (*Ratufa*) und zwei kleine Eichhörnchen hüpfen noch vor dem Einschlafen in den Ästen über uns herum. Mit Blubruch der Dunkelheit stellen sich fliegende Hunde ein. Nun fallen dauernd kleine Dinge aus der Baumkrone herunter, auch auf unsere Plattform. Bei genauer Prüfung mit der Taschenlampe ergibt sich, dass es sich zum Teil um angefressene Feigenfrüchte, zum Teil um «Visitenkarten» der Kalong handelt!

Mehr und mehr Kalong fliegen ein; die Früchte unseres Feigenbaums waren offenbar eben reif geworden. Je mehr Tiere gleichzeitig im Baum Futter suchen, umso häufiger ertönt ein keckendes Kreischen; man tritt sich offenbar um die Fellebe.

Gegen Mitternacht wurde der Regen vom Baum herunter schwächer. Da hören wir Fassaute unter uns im Laub des Bachbets. Aber es war kein schweres Stumpfen in regelmässigen Rhythmus, also kein Nashorn. Im Schein der Taschenlampe waren die nächtlichen Spaziergänger zu erkennen: Wildschweine. Zwei Stunden später rascheln die Büsche unter uns verdächtig. Jetzt ist ein schweres Schraufen deutlich zu hören. Sollte es diesmal...? Da erreicht uns typischer Kulogruoch! Also Benteng. Vor Morgengrauen ertönt vom gegenüberliegenden Ufer plötzlich ein lauter, rauher Bell-Laut. Nach einigen Sekunden der Stille erklingt er wieder — und dann noch drei Mal in abnehmender Lautstärke. War es das Alarmbell eines Munjaks? Hatte er uns auf grössere Distanz gewittert? Beim ersten Tagesgrauen wird ein dreisilbiger, barscher Ruf laut: «tō-tō-tōō» mit Akzent auf der ersten und raschem Absinken von Tonhöhe und Lautstärke auf der letzten Silbe. In unregelmässigen Abständen wird der Ruf wiederholt, und jetzt sehen wir sogar den Lärcher im Gestrüpp des Unterholzes! Es ist ein richtiger kleiner «Güttgel», und er setzt sich auch zum Rufen in Positur wie ein rocher. Sein Ruf ist sozusagen die Urforn des Küllens unserer Eläbe, und er selber ist ein Vertreter der Stammform des Hausuhns: *Gallus gallus*.

Von verschiedenen Seiten hören wir nun die Pusauburufe der grossen Hornvögel, der Rangkong, und wahrhaftig ein Paar nach dem andern

liegt auf unseren Feigenbäumen und einige Nachschhürter ein, und ein allgemeines Erhstücken beginnt. Die Vögel stoßen immer wieder Laute aus, die zwischen dem Klinglaut unserer Dohlen «üü» und einem stöhnenden «th» etwa die Mitte halten. Nun regnet es wieder Feigenfrüchte. Nach einiger Zeit entdecken uns die aufmerksamen Vögel. Sie machen lange Hülse, und es wird still. Jetzt liegt ein erstes Paar auf, bald startet andere, Paar um Paar. Nun hüpfen wieder Riesenlöcherchen in den Ästen, turmen an den dünnen Zweigen herum und fressen Frucht um Frucht. Plötzlich dröhnt dumpf ein «u-u-u» in raschen Stößen durch den Wald. In der Baumkrone, aus der der Laut kommt, verfolgen sich zwei grosse schwarze Körper in weiten Sprüngen. Heftig werden die Äste durch ihre Wucht geschüttelt. Es sind zwei Männer einer Lutong Gruppe (*Presbytis cristatus*), und es scheint, dass der überlegene Pacha den Kampfruf ausstößt, während er den Rivalen drohend verfolgt. Wir entdecken weitere Mitglieder der Gruppe, Weibchen und Junge, und beobachten sie mit dem Feldstecher. Doch da werden die Affen auch auf uns aufmerksam. Einer wirft den Warnruf aus, ein heftiges Zischen und unmittelbar anschliessend mehrere, sich rasch folgende, ebenso heftige Schnarchlaute. Aber die Affensinnung sängt bald ab, und es kommt nicht zu allgemeiner Flucht. Immer wieder werden einzelne der schwarzen Gestalten im Laub benachbarter Kränze sichtbar. Auch die Lutong sind nun am Erhstücken; aber es scheint, dass sie nicht Feigenfrüchte pflücken, sondern junge Blätter verzehren.

Um halb sieben Uhr wird es ganz hell und es beginnt der eigentliche Tagesbetrieb: Hartvögel (*Megascops*) besuchen den Feigenbaum und rufen unablässig eine einzige Silbe in Zweier- oder Vierertakt; zwei Paradies-Droings (*Drimornis paradisi*), glänzend schwarz gefärbt mit zwei langgestreckten Federbüscheln an den Schwanzenden, fliegen in der Art von Fliegenklüppern durch Jungbäume und Palmen. Zwei Shamalrosale (*Copsychus malabaricus*) halten ein wundervolles Gesangsduell ab, und dann, mit der Wärme setzen auch die Zikarden ein, einzeln und chorweise, je nach Art.

Wir haben vieles gesehen, gehört und gerochen, nur kein Nashorn!





Ich muss gestehen, dass ich nie ganz überzeugt war von den Erfolgsaussichten der Baumhäuser. Besuche der Nashörner an einer bestimmten Stelle schienen weder regelmäßig noch häufig vorzukommen; außerdem war zu befürchten, dass die Tiere im Falle eines Besuchs unsere Witterung wahrnehmen würden. Aber was blieb uns sonst übrig? Ich versprach mir etwas davon, ein von Nashörnern oft besuchtes Gebiet gegen Abend allein aufzusuchen und dann ohne lange Vorbereitungen am Boden zu übernachten. So blieb die Störung minimal, man konnte während der Nacht einen ordentlichen Bereich abkochen und war am Morgen sofort zu gezieltem Absuchen bereit. Am Nachmittag des 21. Oktober machte ich mich allein auf den Weg, während Lotte immer noch auf Erfolg mit der Baumhütte hoffte. Ich überquerte den Geländerrücken von Boorn nach Süden, folgte der Klüfte nach Tjiranea und dann bis zum Eindunkeln dem Flüsslein Tjiranea aufwärts. Im Bachbett gab es trotz der monatelangen Trockenheit immer noch Süßwasserrümpel, aber kein fließendes Wasser mehr. An mehreren Stellen entdeckte ich alte Nashornspuren. In den Tropen ist das Eindunkeln kein langdauernder Vorgang; es wird schnell Nacht. Es war darum höchste Zeit, eine Schlafstelle heranzurichten. Unmittelbar oberhalb der steilen Böschung fand ich eine ebene Stelle neben einem Baumstamm. An Arengapalmen — dem Baumstetlal für alles — fehlte es nicht. Ein paar ihrer Blattwedel aufeinander geschichtet bildeten die Matratze. Da mein Schlafplatz auf einem alten Wechsel lag, errichtete ich schuäg darüber aus ein paar Bungen eine symbolische Barriere und überdeckte diese mit Arengablättern, damit sie massiver aussieht! Falls es regnen sollte, könnte ich mich darunter verkriechen.

Nun war's Nacht geworden. Mit dem Rucksack als Kopfkissen, zugelegt mit einem Sarong, dem vielseitig verwendbaren Männerrock der Indonesier, Golok und Taschenlampe griffbereit neben mir, legte ich mich zur Ruhe. Ich schlief nicht gerade wie in Abrahams Schoss. Vor allem ging mir der Gedanke nach, mein Lager auf dem alten Wechsel sei eigentlich nicht gerade nashorn sicher angelegt. Trotzdem muss ich zwischentönen geschlafen haben. Auf einmal werde ich bellwacht. Es kracht im Unterholz weiter oben am Talhang. Das Krachen verschiebt sich hangabwärts, älter

Schub um Schub, Längst habe ich mich erhoben. Kommt das Tier gerade auf mich zu? Nein, nicht weit von mir stapft es ins Bachbett hinunter und durchquert es. Ich finde gerade noch einen Platz, von dem aus ich die bewegte Masse durch Lücken im Unterholz sehen kann — dann ist sie in der Vegetation auf der andern Seite des Baches verschwunden. Noch höre ich den schweren Schritt des einem Wechsel oberhalb der Böschung des Baches folgenden Tieres; dann kehrt wieder Stille ein.

Am nächsten Morgen kam ich die neue Nashornfährte im Bachbett bewundern und messen: die Breite der Abdrücke betrug achtundzwanzig bis neunundzwanzig Zentimeter für den Vorderfuss und siebenundzwanzig Zentimeter für den Hinterfuss. Ausserhalb des Bachbettes ist die Spur nicht zu erkennen. Dass ich mich nach vielen Wochen wieder einmal in der Nähe eines Nashorns befunden hatte, empfand ich schon an sich als einen kleinen Erfolg. Allerdings eine Aufnahme zu machen, wäre ganz unmöglich gewesen — selbst wenn ich das Blitzgerät bei mir gehabt hätte. Es hatte aber die Nacht im Baumhaus bei Boom zugebracht, war aber unbeschäftigt geblieben. Lotte hatte wiederum die Ficusgäste beobachten können und am frühen Morgen einen Mantjak gesehen; aber von Nashörnern keine Spur!

In den beiden folgenden Nächten sank die Zahl der Ficus-Besucher beim Boom-Baumhaus rapid; die Ernte der Feigenfrüchte ging zu Ende. Da nirgends in der Nähe eine neue Nashornfährte zu entdecken war, gaben wir das Unternelmen Boom auf.

Am 28. und 29. Oktober bauten wir ein neues «Rumah pohon» in der breiten Krone eines mächtigen *Coltophyllum*-Baums. Von der Plattform aus konnte man das Mündungsgebiet des Tjikembang überblicken. Das etwa zehn Meter breite und dreissig Meter lange Mündungsbecken des Flüsschens wurde immer wieder von Nashörnern besucht, und wir hatten in den letzten Tagen bemerkt, dass mehrere Nashornfährten verschiedenen Alters durch den weichen Boden am Rande des grossen Beckens ins Wasser führten; auch eine neue war dabei. Verschiedene Jungbäume hatten geknickte Stämme und beschädigte Kronen, Zeichen, dass Nashörner da «geweidet» hatten. Nachdem das Baumhäuschen in zwei Tagen Arbeit zu-

sammen mit Usup, Djajn und Sardonia fertig erstellt worden war, verschwanden wir für zehn Tage aus der Gegend, zuerst in den Ostabschnitt des Reservats und später nach Bogor. So würde der den Nashörnern wenig sympathische Menschengeruch wieder aus dem Gebiet verschwunden sein, lange bevor wir das Baumhaus benützten. Nach unserer Rückkehr bezogen wir für die meisten Nächte zwischen dem 9. und 23. November, zu zweit oder einzeln, Nachtquartier in diesem Baumhaus. Gleich in der zweiten Nacht, die Lotte und ich zusammen auf der neuen Plattform verbrachten, hörten wir um 21.15 Uhr aus dem Unterholz jenseits des Flussbeckens das Brechen von Stämmchen, dann «rrr — rrr — rrr» ... die mahlenden Kaugewebungen eines Nashorns und später wieder sein stetiges Brechen durchs Gestrüpp. Aber das Tier blieb in Deckung und machte uns nicht das Vergnügen, das offene, vom Mondlicht etwas erhellte Becken zu besuchen. Allmählich verschob es sich dann flussaufwärts. Am oberen Ende des Beckens verläuft das Bachbett in einem scharfen Bogen nach rechts. Ausgerechnet dorthin, wo Palmen und andere Bäume unsere Aussicht völlig verdeckten, strebte, dem Geräusch nach zu urteilen, das Nashorn. Dann war ein mächtiger «Platsch» zu hören: das grosse Tier hatte sich offenbar über die Uferböschung ins dort unendlich tief stehende Wasser des Tjikembang gleiten lassen. Nun herrschte Stille. Nur gelegentlich hörten wir das laute Ausblasen von Luft. Vermutlich tauchte das Nashorn zum Ruhen den Kopf bis auf die Ohren ins Wasser ein und hob ihn nur von Zeit zu Zeit für einige tiefe Atemzüge daraus hervor. Das Vollbad dauerte ungefähr eine Stunde. Jedenfalls vernahmen wir etwas nach zehn Uhr ein Krachen in der Vegetation aus der Richtung der Badestelle. Am Morgen besichtigten frische Nashornspuren, gebrochene und abgeweidete Bäumchen und eine Gleitspur über die Büschung in den Fluss unsere nächtlichen Vermutungen.

In der zweitletzten Nacht, die wir im Jahr 1967 im Udjung Kulon zubrachten, erhielten wir nochmals Nashorn-Besuch im Baumhaus. Um Mitternacht hörten wir ein Krachen im Unterholz, das sich unserem Standort allmählich näherte. Dann herrschte eine Weile Stille; darauf war ein leises Schabeben zu vernehmen, und anschliessend war es wieder und blieb es

still. Am Morgen fanden wir fünfzig Meter von unserem Baumhaus im Stauch des Patrouillenpfades eine frische Nashornspur. Das Tier hatte dort, fünfzig Meter vom Fluss entfernt, den Pfad verlassen und muss sich durchs Unterholz unseres Standort genähert haben. Dort erblickt es — vermutlich nur sehr schwach — unsere Witterung und melde sich still aus dem Stauch.

Von meinen Erlebnissen im Gunung Telantja, als ich dort am 20. November allein übernachtete, habe ich bereits berichtet. An jenem Nachmittag begab sich Lotte mit Widodo zum Tjikembang. Da lag am Rande des Beckens, dem Baumhaus gegenüber, ein totes Wildschwein. In jener trockenen Zeit fanden wir wiederholt Kadaver von Schweinen und Banteng. Vermutlich hat die Trockenheit für diese Tiere das Nahrungsangebot stark verschlechtert und Schwelung und Tod einzelner Individuen bewirkt. Das tote Wildschwein roch schon recht eindringlich und wurde von schillernden Aasfliegen umschwärmt. Da dürfte man den Besuch eines Leoparden erwarten, melde Lotte zu Widodo. Die beiden stiegen ins Baumhaus hinauf, und da Widodo in seinem nebenberuflichen Studium bald eine Chemieprüfung zu bestehen hatte, fragte ihn Lotte nach den verschiedensten Problemen aus. Mitten im Diskutieren, gegen neun Uhr nachts, hören sie ein leicht knackerndes Geräusch. Es kommt vom Schweinekadaver her — «Der Leopard!» durchfährt es Lotte. Sie nimmt die Taschenlampe und richtet den Lichtkegel auf die Tierleiche und zugleich auf einen prächtigen gefleckten Leoparden, der an dieser frisst. Das Licht der Lampe stört ihn. Er hält im Fressen inne und ist offenbar im Zwiespaß zwischen Weiterfressen und Sichverziehen. Da packt er das tote Schwein und schleift es rückwärts gehend weg, bis er im Unterholz Deckung findet. Als wir am nächsten Morgen wieder in Peurjang zusammen waren, erzählte mir Lotte ihr Leoparden-Erlebnis. Sie war überzeugt, dass der oder die Gefleckte auch in der kommenden Nacht wieder erscheinen werde; man müsse nur das tote Schwein wieder aus dem Dickicht an den Rand des Beckens schleppen. Wir sollten das unbedingt tun und mit der Blitzlichtkamera im Baumhaus übernachten. Sie war offenbar der Überzeugung, der Transport des Kadavers sei eine Arbeit für mich! Selbstverständlich hätte ich die grosse Kacke auch gerne gesehen, hatten wir doch schon öfters

Katzenspuren, die der Grösse nach nur von Leoparden stammen konnten, entdeckt, noch nie aber eine der schneuen Katzen selbst. Vor unserer Ankunft im Udjung Kulon war die Meinung verbreitet, dass es hier noch Tiger gebe; ja, dass das Reservat der letzte Zufluchtsort des Java-Tigers, einer Unterart oder Rasse von *Panthera tigris*, sei. Auf allen unseren Märschen durchs Udjung Kulon haben wir — leider — nie eine Katzenspur gefunden, deren Grösse auf den Tiger hätte schliessen lassen. In den meisten Fällen war der Abdruck des Vorderfusses sechs bis acht, nur sehr selten acht bis neun Zentimeter breit. Diese Spuren mussten vom Leoparden stammen. Hierfür hatten wir nun den Beweis und zugleich eine indirekte Bestätigung dafür, dass im Udjung Kulon keine Tiger mehr existieren: die Leoparden könnten sich sonst nicht so «beeit machen».

Nun aber zurück zu unserm Leoparden. Wir fuhrten also am nächsten Abend wieder mit dem Boot zum Tjikembang. Pulung, der uns an Land zu helfen half, bat ich noch, mir zu helfen. Zuerst schauten wir uns den Kadaver an: er war völlig bedeckt mit Aasfliegen, und überall, wo der Leopard die Haut angerissen hatte, drängten und wanden sich lückerlos Fliegenmaden. Viel schlimmer aber als der Anblick war der leicht süßliche Aasgestank, der in weitem Umkreis die bewegungslos heisse Luft erfüllte. Den Gestank verwünschend ging ich zuerst ein Rotarseil und einen drei Meter langen Prügel holen. Pulung war ebensowenig von unserem Unterfangen begeistert wie ich; aber er wollte mich nicht im Stich lassen. Den Prügel schoben wir von hinten unter das Schwein und während wir es hochhoben, brachte ich den zur Schleife geknüpften Rotan von hinten um den Bauch des Kadavers an. Dann zogen wir die Schleife an und schleppten die scheussliche Last aus dem Unterholz über Mangrovenwurzeln an eine offene Stelle nahe beim Wasser. Dann aber hatten wir beide genug. Gegen Brechnelz ankämpfend machten wir uns davon, Pulung aufs Motorboot und zurück nach Peurjang, ich ins Baumhaus, wo Lotte dem Unternehmen animiert zugeschaut hatte! Obwohl wir etwa fünfzehn Meter vom Kadaver entfernt waren und uns fünf Meter hoch im Baum befanden, erreichte uns von Zeit zu Zeit eine Welle des Aasgeruchs. Das passierte wohl auch den Leoparden, nur fühlte er sich davon offenbar angezogen.

Wiederum gegen neun Uhr hörten wir ihn. Wir schalten sofort das Blitzgerät ein und warten auf das Aufleuchten des kleinen Lämpchens, das die Bereitschaft anzeigt. Aber irgend etwas klappt nicht. Ist der Leopard überhaupt noch da? Wir richten die Taschenlampe in die entsprechende Richtung. Richtig, er frisst; aber wieder wirkt das Licht als Störung. Er packt das Schwein mit dem Kinn und strebt dem Dickicht zu... und... ich habe es vergessen, das freie Ende des Rotseils mit einem Baumstumpf festzubinden! — Als schliesslich das Blitzlichtgerät funktioniert, war die Distanz zwischen dem Leopard und uns schon zu gross für die Lichtstärke des Blitzes. Allerdings, wenn man das Diapativ nahe an eine helle Lichtquelle hält, so sieht man mit der Lupe die gelbe Katze ganz deutlich. Kein Nashorn fotografiert, aber auch keinen Leopard!! Mit diesem traurigen fotografischen Resultat kehren wir nebst vielen interessanten Beobachtungsergebnissen Ende November 1967 heim nach Basel. Wir haben 1968 und 1969 noch einige «Rumah pohon» gebaut; ich will aber nur noch von den beiden letzten kurz berichten.

Da wir die Häuschen ausschliesslich aus Material bauten, das der Wald an Ort und Stelle lieferte — armdicke Stämmchen, Arenga-Palmblätter und als Befestigungsmittel gespaltene Rocausside — hielten sie der Witterung nicht länger als etwa vier Monate stand. Als Anfang August 1969 wieder Nashornspuren verschiedenen Alters beim Tjikembang zu sehen waren, errichteten wir dort ein neues «Rumah pohon», aber diesmal nicht unmittelbar bei der Flussmündung, sondern oberhalb jenes Knicks, den ich schon erwähnt habe. Wir bauten die Plattform wiederum nicht sofortigen Gebrauch, sondern für den nächsten Aufenthalt im Udjung Kulon. Dieser begann am 19. September. Gleich am folgenden Nachmittag suchten Lotte und ich das Baumhaus auf. Enttäuschend war das Reiben neuer Nashornspuren. Aber optimistisch setzten wir nun ein neues Unternehmen ins Werk! Ich muss dieses wohl kurz erklären. Unsere Erfahrungen hatten gezeigt, dass die Nashörner eine sehr feine Nase haben und zweifellos auf die Geruchspuren ihrer Artgenossen achten. Sicher haben Hornmarken als Verhinderungssystem ganz besondere Bedeutung. Wenn man nun an einer von Nashörnern öfters besuchten Stelle eine Geruchspur mit Nashorn-

urin legen könnte, so müsste das doch zweifellos ein vorbeikommendes Nashorn interessieren. Vielleicht würde es die Spur absuchen, ihr folgen — und so könnte man es vor die Kamera bringen —? Da Lotte mit Biochemie zu tun hat, wurde aus diesem tastenden Gedanken bald ein praktischer Plan. Bei Herrn Dr. Wückerhage, dem wissenschaftlichen Assistenten des Basler «Zolli» (Zoologischen Gartens), hat sie darum, dass man bei den handzahnlosen Panzernashorn-Kühen Urin abfange. Von dieser kostbaren Flüssigkeit stellte sie nach zwei verschiedenen chemischen Methoden Extrakte her und füllte sie in Glaspullen ab. Dann testete sie die Qualität der Extrakte und zwar folgendermassen: Auf einem Stück Filterpapier offerierte sie «Arjun», dem mächtigen Nashornbollen des Basler Zolli, die zwei Essenzen einzeln und, nach beträchtlichen Zeitintervallen, in veränderter Reihenfolge zum zweiten und dritten Mal. Arjun zeigte deutlich grösseres Interesse für das eine Präparat. Er roch ausgiebig daran, fuhr mit der Oberlippe darüber und «lehnte» anschliessend, das heisst, er hielt Kopf und Nase schräg nach oben, bob die Oberlippe derart, dass der vordere Teil des Oberkiefers mit Zahnfleisch und Schneidezähnen sichtbar wurde, und verhielt mehrere Sekunden in dieser Haltung. Dann wiederholte er Baschnuppern, Lecken mit der Lippe und Flehnen. Das war nun genau die Reaktion, die auch im Freileben beim Bulken auftritt, wenn er Urin eines Weibchens trinkt. Man wird unsere Optimismus versprechen können; Ampullen mit dem kostbaren Saft hatten wir bei uns am Tjikembang. Wir betupften unsere Schuhsohlen damit und gingen im Sternmarsch vom Rumah pohon nach mehreren Richtungen etwa fünfzig Meter weit weg, dazu liessen wir von Zeit zu Zeit einen Tropfen Extrakt auf den Boden fallen. Im Zentrum des Spaltensterns am Boden unterhalb des Baumhauses war der Duft so konzentriert, dass auch wir ihn ohne Mühe wahrnahmen. Nun hofften wir, dass zwei Bedingungen erfüllt würden: erstens, dass ein Nashorn tatsächlich käme, und zweitens, dass kein Regen fallen und den Duftstoff wegwaschen würde, womit unsere Vorbedingungen alle vergänglich gewesen wären.

«Oftmals aber kommt es anders als man denkt.» Die Nacht begann ohne Wind. Vom nahen Strand her war an- und abschwellend das Run-

sehen der Brandung zu hören, kein Lebenszeichen eines grösseren Tieres erregte unsere Aufmerksamkeit.

Nachts um zehn Uhr fielen schwere Tropfen! Rasch versorgten wir Feuerpappe und Feldstecher in Plastiksäcke. Wir hatten ein sehr leichtes wasserdichtes Tuch bei uns, rot auf der einen Seite, silberfarben auf der andern. Der Prospekt, der dazu gehörte, behauptete, dass die Aussenschicht der Raummatte der Astronauten vom selben Material hergestellt sei. Mit dieser »Space-mat« wollten wir uns zudecken, falls aus den vereinzelten Tropfen wirklicher Regen würde. Bald grollte nicht ferne Donner, und dann wurde die Brandung überhört von einer langsam durch den Wald herandrückenden, mächtig rauschenden Front. Bald hatte sie uns erreicht. Nun zickten Blitze, krachte der Donner und gross es tosend fast ohne Unterlass während fast fünf Stunden. Die space-mat ganz über uns gezogen, versuchten wir zu schlafen. Die Matte hielt zwar dicht, aber wir waren trotzdem bald tropfnass. Bei jeder Bewegung entleerten sich Wasserlachen, die sich in Mulden der Matte gesammelt hatten, über unsere Kissen und die Ränder der Gummimattchen. Ausserdem begannen wir bald in der warmen, wassergesättigten Luft unter der Matte zu schwitzen. Schliesslich kümmerten wir uns um die Nässe überhaupt nicht mehr. Gegen drei Uhr morgens liess sich der Regen allmählich erschöpfen. Es tropfte nun wohl noch einige Zeit von den Baumkrönen herunter, aber dank unserer Körperwärme trockneten unsere Hüften doch so weit, dass uns nichts mehr am Schlafen hinderte, auch kein Nashorn. Unser Zauberelixier aber war in den Fluten für immer verschollen!

Am nächsten Abend war früher Regen vor auszusehen; da blieben wir auf der Insel Pentjang und schliefen in der Feldstation völlig im Trocknen, während ein zweistündiger Gewaltregen auf das Blechtuch trommelte.

Nun hatten Spuren gezeigt, dass vom 27. August bis zum 17. September fünfmal ein Nashorn nachts am Strand gegenüber Pentjang spaziert war. Nah bei der Mündung des Tjudjungklau verließ seine Route jeweils rechtwinklig zur Küste durch einen kleinen Waldstreifen und dann quer durch den Unterlauf des Flusscs. Da liess Lotte beim gut ausgetretenen Hinstieg ins Flussbett ein »Rumab polo« herstellen für kommende Tage.

Am 25. September wollten wir wieder einmal den Pfad Tjidaun-Tjibunar nach Nashornspuren absuchen, und ich hatte vor, auch noch das Gebiet zwischen Tjibunar und Tjindahan zu kontrollieren. Schon nach etwa zwanzig Minuten stiessen wir auf die etwa eintägige Spur eines grossen Nashorns, das von Südosten her dem Pfad gefolgt war und diesen dann in nordöstlicher Richtung verlassen hatte. Lotte entschloss sich, zusammen mit Sardamin diese Spur auszukundschaften; ich dagegen wollte mit wie vorgehen, den Abschnitt nahe der Südküste trotzdem anschauen. Das Nashorn, dem Lotte und Sardamin folgten, hatte seine nordöstliche Richtung bis in den Jungbaumbestand hinter dem Weidfeld Tjudjungklau beibehalten. Die siebenundzwanzig und neunundzwanzig Zentimeter breiten Fussspuren waren vielfach schwer zu erkennen, da der Boden wieder trocken war; aber andere Zeugnisse verrieten des Nashorns Route: da lag ein kürzlich umgetrochernes Bündchen der Gattung Lagerstroemia. Der rundliche Stamm war in drei Teile zerbrochen und etliche Zweige waren abgelesen und gefressen worden. Im dichten Jungbaumbestand konnte man die Spur am besten mit der Nase verfolgen; denn immer wieder hatte das Nashorn die Bündchen an seinem Weg mit kleinen doftenden Harnmengen überpruft. Verschiedentlich hatte es auch in die Rinde von Bäumchen gebissen, aber diese dann weder umgebrochen noch abgeweidet. Ob ihr Geruch ihm wohl nicht ausreichte? Schliesslich aber fehlten alle Spuren und Zeichen. Um die Fährte aber bis auf wenige Minuten zum neuen »Rumab polo« geführt hatte, beschloss Lotte, die Nacht dastellend zuzubringen. Um sieben Uhr bezog sie ihren Beobachtungsposten. Nicht weit vom Baumhaus entfernt, am Rand des Wassers, stand ein abgestorbener kleiner Baum mit einem kräftigen seitlichen Ast. Den benützte ein grosser, weiss und stahlgrau gefärbter Bismvogel (*Halcyon chloris palmeri*) als Warte. Mehrmals stürzte er sich Kopf voran ins Wasser, tauchte mit einem winzigen Beutetier im Schnabel auf und bog wieder auf die Warte zurück. Als es dunkelte, erschien ein Krokodil auf der stillen Wasseroberfläche. Langsam schwamm es stromaufwärts. Mit der Flut stieg auch im Fluss das Wasser höher. Offenbar drangen mit dem Meerwasser auch grössere Raubfische in den Fluss ein. Gelegentlich sah man einen länglichen Körper blitz-

schnell durchs Wasser pfeilen; dann sprangen vor ihm kleinere Fische in allen Richtungen über die Wasseroberfläche. War gut eine ganze Gruppe von Raubfischen auf der Jagd, so betriebe ein richtiger Aufruhr. Nach Mitternacht vernahm Lorte ein Geräusch vom Boden her. Im Schein der Taschenlampe entdeckte sie ein KatzenTier. Es erkletterte den Stamm des Nachbarbaumes, setzte sich in eine Astgabel und blickte eine ganze Weile ins Licht; dabei leuchteten seine Augen wie grüne Lichter. Darauf kletterte die Katze höher hinauf in den Baum und verschwand in der dichten Krone. Lorte war von dem nächtlichen Besucher dermassen fasziniert, dass sie versagte, auf Blauzahnmerkmale zu achten; möglicherweise war das etwas über hauskatzengrösse Tier eine Bengalkatze (*Felis* oder *Prionailurus bengalensis*). Jedenfalls haben wir diese hübsche Wildkatzenart mit den in Längsreihen angeordneten dunklen Flecken noch einige Male nachts getroffen und auch ihre Spuren öfters entdeckt.

Am nächsten Tag auf Peurjang berichtete mir Lorte von dieser nächtlichen Begegnung und fragte mich, ob ich die kommende Nacht im «Rumab pobon» zubringen wolle. Katzen haben mich von jeher fasziniert, und so übernahm ich denn gerne den Präsenzdienst am Tjudjungkulon. Die Plattform war mit einem Dach aus Palmlättern als Regenabzug versehen. Eine Gummimattze mit einer aus Pandanus geflochtenen Liegematte diente als Bett. Ich legte den Plastiksack mit Fotoapparat und Feldstecher, den Rucksack und die Schuhe in einigerem Abstand neben die Matratze und deckte alles mit der «Space-mat» — mit roter Seite nach oben — zu. Unmittelbar neben die Matratze, ganz in Grünfarbe, legte ich Taschenlampe und Golek und war nun bereit.

Fische im Fluss, Eichhörnchen in den Nachbarkäumen und ein paar Hornvögel weiter weg, das gab es noch vor dem Einmachen zu sehen, dann aber während Stunden nichts mehr. Schliesslich legte ich mich schlafen mit dem Gedanken, ich dürfe um Mitternacht die Katze nicht verpassen ... Ich wachte auf, als mir der Mond hell ins Gesicht schien. Wie ich, ohne den Kopf zu drehen, die Augen öffnete, sehe ich neben meiner Matratze im Schatten des Daches einen grossen, schwarzen, liegenden Körper. «Katze», ist mein erster Gedanke im Halbschlaf, nach Farbe und Größe ein eher

kleiner und schlanker schwarzer Leopard! Wie seltsam — dieser Baum ist wohl einer seiner Schlafbäume ... die Plattform mit dem Dach darüber muss ihm als Nachtlager gefallen haben ... aber dass er sich einfach neben mich legte ...

Die Situation berührte mich seltsam und intensiv. Plötzlich liess ein Gedanke mein Herz schneller schlagen: wenn nun der Leopard meinetwegen erwachte, würde er nicht erschrecken, sich bedroht fühlen und angreifen? Ohne mich zu rühren, überlegte ich, was ich tun könnte. Mich allmählich gegen den der Katze abgewendeten Rand der Luftmatratze verschleben, dann mich von der Matratze herunterlassen und diese als Schutz gegen den Leopard über und vor mich halten ... Erst jetzt beginne mir aufzufallen, dass am Körper der Katze kein Atemrhythmus festzustellen ist — und nun schleichen sich Zweifel ein in meine von Beginn an vorhandene Gewissheit, dass neben mir eine grosse schwarze Katze liegt. Immer noch, ohne mich der Gestalt voll zuzuwenden, prüfe ich sie genauer: Hüftregion — Schulterpartie — Hals und Kopf; aber ich kann keinen Schwanz erkennen, und wirklich, eine Atembewegung lässt sich einfach nicht feststellen. Langsam, langsam taste ich mit der Hand nach der Taschenlampe, ergreife sie, ziehe sie und schalte mit Fingertuck das Licht an. Da wird die schwarze Gestalt ... rot! Es ist die «Space-mat», der von ihr überdeckte Plastiksack hat die Hüftregion, der Rucksack die Schulterpartie und die Schuhe hatten den Kopf des «Pantlers» gebildet. Ich war erstaunt, erleichtert und irgendwie amüsiert über mein Versehen; aber das Merkwürdigste war, dass ich auch jetzt, bei hellem Wachen, noch immer das Gefühl von der Gegenwart eines gefühllichen, aber mir als Partner vertrauenden Wildtieres nicht loswurde ... offenbar — gemäss Lorte — eine Erwartungsneurose! Mit der wirklichen Katze war in dieser Nacht nichts los, auch mit Nashörnern nicht. Dafür sahen Lorte und ich einige Tage später am helllichten Nachmittag auf dem Grasfeld bei Niur zuerst einen schwarzen und wenige Minuten später einen gebleichten Leopard. Sie trauen uns allerdings nicht so recht; sobald wir auf etwa zwanzig Meter herangekommen waren, suchte der eine wie der andere in hastigen, elgennem Galopp Deckung im Wald.

Mit unsern nächtlichen Bemühungen, Nashörner von Baumhösern aus zu sehen, ging es schließlich noch folgendermaßen zu Ende: Vom 27. auf den 28. September übernachtete Lotte im kleinen Baumhaus am Tjidjungkulon. Am folgenden Morgen fand sie Spuren zweier Tiere am Strand, nur etwa einen Kilometer westlich. In der folgenden Nacht erlebte sie wenigstens die Genugtuung, dass kein Nashorn in der Nähe sich herumgerichtet hatte, ohne bei ihr vorbei zu kommen. Nun versuchten wir es nochmals zusammen im alten Beobachtungshaus, am Tjikembang. Nichts passierte dort; aber bei unserer Rückkehr zum Tjidjungkulon am folgenden Morgen fanden wir eine frische Nashornspur ganz in der Nähe des neuen Baumhauses. Die nächste Nacht verbrachte Lotte wieder hier und ich gleichzeitig im Aussichtshaus beim Weidefeld. Der Wind blies stark, und es fiel etwas Regen. Ich wurde nach Mitternacht durch Geräusche im Dickicht hinter dem Gebäude geweckt. Niedrige Büsche bewegten sich heftig, Schnaufen war zu hören und mehrfach rasche Fortbewegung über kurze Strecken. Da die einzige noch funktionstüchtige Taschenlampe bei Lotte war, konnte ich nichts erkennen; aber die Spuren, die ich am Morgen im Dickicht fand, stammten nicht von Nashörnern, sondern wieder einmal von Wäldschweinen. Nashornspuren aber, und zwar sehr wahrscheinlich von zwei Individuen, fanden wir am Strand etwa 50 bis 100 Meter von Lottes »Rumah pohon« entfernt! «Zu unserer Freude, wie man sich vorstellen kann», schrieb Lotte ins Tagebuch.

Glück muss man haben

Glück hatten zum Beispiel Surpann, Srdamln und Usup am 20. Februar 1970. Sie fuhren nach dem Einrichten mit dem Einburt zum Fischen aus, und zwar ruderten sie in die Nähe des Ellaschens Tjikujn. Dort ließen sie ihren Anker nieder, der aus einem lakenförmigen Holz und daran mit Ruten festgebunden, einem Stück versteineter Koralle bestand. Dann warfen sie ihre einfachen Setznetze aus und warteten. Sobald einer ein Zucken an der Leine spürte, fuhr er mit der Hand, welche die Leine hielt, hoch, und dann stellte es sich heraus, ob ein Fisch bloss am Köder gerupft oder wirklich angebissen hatte. Während sie so auf Petri Heil warteten, hörten sie es um Mitternacht im Dickicht nah am Strande krachen. Da immer wieder von derselben Stelle auffällige Geräusche zu hören waren, wurden sie aufmerksam. Nach einiger Zeit trat ein Nashorn an den Strand! Es wendete an den Blüthen des Waldraudes und gelegentlich an den gegen das Meer zu tiefhängenden Ästen verschiedener Bäume. Einmal schritt es auch ins Wasser und mischte, und für längere Zeit nahm es ein Vollbad im Meer. So, mit längeren und kürzeren Unterbrüchen verschob es sich mehrere hundert Meter dem Strand entlang nach Osten bis zur Mündung des Tjiklaus und eben so allmählich wieder zurück zum Tjikujn. Noch vor dem Morgengrauen verschwand es wieder im Wald. Im Ganzen genommen hatten die drei Wächter vom Boot aus das Tier nahezu fünf Stunden lang beobachten können. Allerdings erschwerten die Lichtverhältnisse das Beobachten; die drei erzählten uns bei unserer nächsten Besuche bei Udjung Kulon begeistert von ihrem nicht alltäglichen Erlebnis.

Als weniger nashornbegeisterter Beobachter hatte sich im September 1967 Djain erwiesen. Djain und Anda ruderten Eliot Elisofon im Einbaum den Unterlauf des Tjigeuter hinauf. Da meldete Anda: «Badak!» und zeigte in die Richtung, in der er durch den dichten Bestand an Nipa-Palmen ein Nashorn ausschnittsweise erblickt hatte. «Wo?» fragte Elisofon, der das Tier nicht erkennen konnte. «Da, ganz nah!» flüsterte Anda erregt, und im nächsten Moment sprang Djain vor Angst ins Wasser. Er hielt sich allerdings am Flossrand fest, weil er nicht richtig schwimmen kann. Diese Geschichte konnte ich nur vom Hörensagen. Noch heute berichtet Djain gelegentlich stolz von seinem Abenteuer.

Ein anderer, noch viel spannenderer Bericht war im Herbst 1968 im «Daily Express» unter dem Titel «I hunt the Magic Rhino» zu lesen. Er stammte aus der poetischen Feder eines Mister G. A., Nach bevor diese Schilderung gedruckt war, lernten wir Mister G. A. im Gästehaus Bogor kennen. Es war am 20. September 1968, zwei Tage nach unserer Rückkehr von einer dreiwöchigen Reise ins Naturschutzreservat Bahari in Ostjava. Wir saßen eben beim Abendessen, da schneite A. ohne jede Vorwarnung herein. Er sei Journalist und habe den Auftrag, über das Udjung Kulon und das Java-Nashorn zu berichten. Er habe nun einige Tage im Udjung Kulon zugebracht, möchte aber auch über unsere Arbeit Näheres erfahren. Nach einigen Bemerkungen unsererseits über unsere Aufgabe legte er dar, wie er Lebensweise und Ökologie des Java-Nashorns sehe und die Probleme seiner Hege im Udjung Kulon. Ob wir mit seiner Auffassung einverstanden seien? Nun, diese Auffassung stimmte ziemlich genau mit dem Rapport überein, den wir nach acht Monaten Arbeit im Udjung Kulon geschrieben und auch den Funktionären des Nature Conservation Service in Bogor überlassen hatten. Da konnte ich ihm nur meine Bewunderung dafür aussprechen, dass er in wenigen Tagen zu dem Einsichten gelangt sei, für die wir viele Monate benötigt hatten!

Nun muss es Mister A. geschienen haben, er sollte auch sonst seine Leistungen nicht «unter den Scheffel stellen». Er berichtete von seinen nautigen Taten als Reporter in Vietnam. Dann kam er auf die englische Politik zu sprechen. Er habe oft mit dem Prime Minister, Harold Wilson,

persönlich zu tun; dessen Politik sei richtig, und er kein wirklicher Staatsmann, sondern vor allem «showy». Was er damit meinte, konnte er uns leider nicht erklären. Dann fragte er nach unsern Begegnungen mit Nashornern und ihrer Gefährlichkeit. Da schlug Loete vor, er solle doch zuerst einmal von seinen Erlebnissen berichten, dann könnten wir diese ergänzen.

Nun, Saridan habe ihn geführt; über mühsame Routen durch das Dickicht gewährt, und er, G. A., habe oft das Gefühl gehabt, dass Saridan sich über die einzuschlagende Richtung nicht im klaren sei. Immerhin, am letzten Tag seien sie auf eine frische Nashornfährte gestossen und hätten diese fast eine Stunde lang verfolgt. Plötzlich habe Saridan gewarnt; unmittelbar drauf habe es im Dickicht vor ihnen heftig geschraubt, und dann sei ein schweres Tier durch das Unterholz krachend davon gerannt: das Nashorn. Saridan habe es gerade noch sehen können, er, G. A., nicht mehr. Wir schilderten ihm dann einige unserer Begegnungen. Wenn er uns zitierte, so sollte er unsere Aussagen aber einwandfrei wiedergeben, meinten wir scherzend. Dazu sei es leider zu spät; er habe seinen Artikel bereits geschrieben und abgeschickt.

Als wir drei Tage später wieder mit Saridan im Udjung Kulon zusammentrafen, fragten wir, wie es G. A. im Wald ergangen sei. Saridan lächelte zurückhaltend und verschmitzt zugleich. Der habe nicht viel übrig gehabt fürs Marschieren; und dann immer die Angst, sie würden sich verirren! Dann habe er jeweils ungehalten verlangt, dass man umkehre. Am letzten Tag hätten sie einer frischen Fährte nachgespürt. Als plötzlich aus dem Dickicht vor ihnen ein Schlangen erdote, habe er, Saridan, «Badak!» gerufen, aber gleich darauf am weissen Spiegel den Banteng erkannt. Mr. A. sei auf Schlangen und Zorn sofort davongerannt; da habe er ihn im Glauben gelassen, einem Badak begegnet zu sein!

Nun eine kleine Blütenlese aus dem Artikel: «The Express goes on Safari, I hunt the Magic Rhino» by G. A.

«The hungry roar of man-caring tigers never seemed far away; deadly snakes shimmered through the undergrowth. The hunt was on. ... With Saridan, my native guide, I hacked my way through miles of prickly rattan cane undergrowth, waded in and down mountains of mud, treacherous

swamps and crocodile-infested rivers. At one stage I covered more than 5 miles on my haunches. ... On the second day we struck fresh rhino tracks, but in the excitement of the chase Saridan got lost and then spent four nerve-shattering hours trying to find the way back out of the jungle.»

Es kommt dann eine Nacht, in der ihn das Brüllen der Tiger nicht schlafen lässt, und ein Tag, an dem ihn ein Wildschwein mit dem Größen eines Löwen angreift und ein Baoteng fast auf ihn springt. Am nächsten Morgen sind seine Beine «bone-hard» wegen Muskelkrampf und seine Flüsse zerfetzt (lacerated) von Dornen. Aber auf der frischen Nasbornspur vergisst er das alles — sogar die übergrossen Mosquitos (outrize mosquitos), die ihn umschwärmen.

Ehen tritt er in sumpfigen Boden, Saridan steht fünf Meter hinter (!) ihm hinter einem Baum — da passiert alles auf einmal: «A blood — curdling cry — ... and from directly in front of me a huge lumbering armour-plated animal came pounding out of the undergrowth.» In einem Kampf ums Leben reist er sein Bein aus dem Sumpf und hastet hinter ein Bäumlein. «The beast was vast and magnificent. Then I saw it disappearing behind me — its single horn held defiantly aloof. The Badak lives on.»

Nun aber zu unseren eigenen Glücksfällen. Ich meine damit nicht einfach Begegnungen, sondern Gelegenheiten zum Fotografieren eines Nashorns! Der erste von uns, dem dieses Glück blühte, war Rolf Isander. Zusammen mit Saridan und Usup sties er am 1. April 1968 auf eine neue Spur auf dem Pfad nach Tjibunar. Sie folgten der Fährte einige Zeit und schlossen aus dem immer intensiver werdenden Geruch auf die Nähe des Nashorns. Die Spur führte zu einem gestürzten Baumriesen. Ihr folgend schlich Saridan vorsichtig um das aus dem Boden gerissene Wurzelwerk herum und — fuhr zurück! «Badak!» Behutsam schoben sie sich auf den mächtigen Stamm und sahen in sechs Meter Entfernung von Gestüpp teilweise verdeckt das Nashorn. Unmittelbar neben dem Stamm des Baumriesen hatte es im lehmigen Boden eine Suhle ausgegrift. Da musste es gelegen haben. Durch die Geräusche der drei Waldgänger alarmiert, hatte es sich erhoben und stand nun tiefend von lehmiger Brühe da. Mit einer mittleren Telelinse, und deshalb ohne Scharfeinstellung, gelang Rolf ein

Schnappschuss; dann erfolgte das Schluubett des Nashorns und der Sturm durchs Dickicht! Die Aufnahme wirkte etwas «abstrakt». Sie zeigt verschwommen grüne Flächen und braungrau, und nicht ganz leicht zu erkennen, einen Ausschnitt des Nashornkopfes.

Die nächsten Aufnahmen gelangen Lore; ich will aber zuerst noch Rolfs zweite grosse Chance schildern. Er suchte am Morgen des 15. August 1968 mit Widodo die Gegend des Tjikembang auf. Sie fanden eine ganz frische Nasbornspur bei der Mündung des Flusses und folgten ihr durch dichtes Unterholz während nicht als einhalb Stunden. Auch dieses Mal wieder standen sie plötzlich vor, beziehungsweise hinter einem Nashorn. Wenige Meter vor ihnen lag die mächtige Walze bewegungslos zwischen Unterholz. Rolf gelang ein erstes Portrait von hinten. Dann dachten die beiden an ihre Sicherheit, war doch damit zu rechnen, dass das Nashorn in kurzem durch ihre Witterung planmässig würde. So lautos wie möglich zogen sie sich ein paar Meter zurück und verschoben sich dann im rechten Winkel zur Spur hangabwärts zu zwei nah beieinander stehenden Bäumen mit ordentlich dicken Stämmen. Ehen hatten sie in der Lücke zwischen den Säulen Deckung bezogen, da dröhnte im Dickicht das Schreien des Nashorns. Dann brach es durchs Gestrüpp auf sie zu, sein ein paar Meter an ihnen vorbei, stoppte plötzlich, warf sich herum und schritt, die Ohren nach vorn gerichtet, auf sie zu — ob bis auf zwei Meter oder sogar ein Meter fünfundvierzig Zentimeter, das liess sich nicht mehr einwandfrei abklären! Die beiden gackten zwischen den zwei Stämmen hervor auf den mächtigen Kopf, und Widodo blüete Rolf zu: «Fotografieren!» Da schnaubte das Nashorn heftig und preschte davon durchs dornige Dickicht. In diesem Moment war auch Rolf so weit und kam zu einem zweiten Portrait des Tieres von der Kehrsite! Der beiden Erlebnis hat ausser den zwei Aufnahmen noch ein beständiges Resultat gemein: es hat offenbar dazu beigetragen G.A. zu seinem poetischen Artikel zu inspirieren. Nun aber zu unserem grössten Fotoerfolg. Er wurde Lore am 8. August 1968 zuteil, zwei Tage nach unserer Ankunft im Ujung Kulon im jetzigen Jahr. Im Interesse einwandfreier historischer Dokumentation möge sie ihr Erlebnis selbst schildern:

Widodo, Usup und ich marschieren um acht Uhr am Weidefeld vorbei in Richtung zum Patrouillenpfad. Vier erwachsene Banteng weiden unbekümmert, und zwei ganz kleine Kälber, feingliedrig fast wie Rehe oder Buschbocke, liegen dicht nebeneinander im kurzen Gras. Hinter dem Weidefeld überquert eine grosse Leopardenspur unsern Pfad. Der Abdruck der Vorderpfote misst achteinhalb, derjenige der Hinterpfote sieben Zentimeter. Die Fährte zielt gegen das Weidefeld, ob wohl die neugeborenen Banteng-Kälber den Leoparden interessiert? Unsere Spannung steigt immer mehr.

Wir schreiten wacker aus auf dem «Djolan Patroli» (Patrouillenpfad) und stossen nach nur halbründigem Marsch auf eine ganz frische Nashornspur. Abdruckbreiten: Vorderfuss siebentwanzig bis siebenundzwanzig Zentimeter, Hinterfuss sechszwanzig bis siebenundzwanzig Zentimeter. Die Spur führt zum Flüsschen Tjirjukangkali und dort bald ins Wasser hinein. Wir folgen und waten bachaufwärts. Bald stossen wir auf eine «Nachricht» vom Nashorn: oberhalb eines quer im Bach liegenden Baumstammes liegen zwei Mistbälle im Wasser, von gelbbrauner Farbe! Das bedeutet: ganz frisch! Nun übernimmt uns das «Jagdbüchse». Ich nehme die Kamera aus dem Rucksack, stelle die Optik ein auf eine Distanz von sieben bis zehn Meter. Ob uns wohl heute — endlich einmal — das Glück hold ist? Usup geht voran, ich folge dicht hinter ihm. Wir waten im Bach, sorgfältig jeden Lärm vermeidend. Der Bach verschwindet vor uns um eine Ecke nach rechts. Plötzlich bleibt Usup wie erstarrt stehen. Ich mache noch zwei Schritte und überblicke ein prächtiges Bassin... da rufe vor mir, nur ungefähr zwanzig Meter entfernt, der Kopf eines Nashorns aus dem Wasser. Es liegt in dem tiefen Wasserbecken gerade vor der nächsten Wendung des Baches nach links. Wir sehen seinen Kopf von der linken Seite, der ganze Rumpf ist ins Wasser eingetaucht. Usup verschwindet lautos einige Schritte nach hinten und ich nehme reflexartig sofort die Kamera ans Auge und drücke ab. Auf den Klick der Kamera hin richtet sich das uns nähere Ohr sofort in unsere Richtung, sonst bewegt sich das Nashorn nicht. Ich mache eine zweite Aufnahme. Nun wird das Tier unruhig.

Widodo deutet mit einer Geste gegen das Ufer des Baches. Wir erklimmen die Böschung, um nicht völlig ungedeckt im «Schussfeld» des Nashorns zu stehen. Leider ist die Vegetation des Bachufers dichter als wir dachten. Wir müssen etwas schnecken und bekommen das Nashorn erst nach einigen — uns immer lang erscheinenden — Momenten wieder in Sicht. Die dritte Aufnahme lässt nur den Kopf durch dichtes Blätterwerk erkennen. Ich breche nun einfach durch das Gebüsch an den Rand des Baches. Das ist zuviel! Im nächsten Moment schon erhebt sich das Nashorn aus dem Budebecken und reißt mit erhöhtem Schwanz diejenige Bachböschung hinauf. Vierte Aufnahme! Sie ist etwas verwickelt, und wiederum ist das Nashorn durch Vegetation teilweise verdeckt.

Nun lässt die Spannung anert einmal nach; wir fassen alle drei und drücken uns die Hände vor Begeisterung über den unerhörten Glückfall. Ein Nashorn im offenen Bachbett in heller Sonne anzusehen! Dann aber fangen wir an zu diskutieren. Das Tier war nicht stark erregt, sonst hätte es geschaukelt. Es erhielt wahrscheinlich nur eine Spur unseres Geruches, ja, vielleicht hat es uns bloss gegerkt! Ob wir ihm wohl folgen können und es noch einmal zu Gesicht bekommen? Es ist schon bald zehn Uhr, eine Tageszeit, zu der die Nashörner gerne ruhen. Widodo ist voll Optimismus. Also lasst Wir folgen der Spur. Zuerst geht es den Bach hinauf; schon nach wenigen Schritten hat das Tier aufgehört zu tröten und ist in ruhigem Schritt weitergegangen. Also haben wir vielleicht noch eine Chance. Dann verlässt die Fährte das Bachbett, erklimmt den rechten Hang und erreicht einen Kamm, der dem Bach parallel ansteigt. Hier folgte das Tier einem gut ausgetretenen Kammwechsel. Nach etwa einer halben Stunde entdecken wir das Nashorn etwa fünfzehn Meter vor uns im Gebüsch. Es steht zwischen Arengapalmen und richtet seine Aufmerksamkeit auf uns. Usup und Widodo legen sich flach auf den Boden. Sie hoffen, ihr Geruch werde sich so weniger rasch ausbreiten, weil die Luft unmittelbar am Boden sich kaum bewegt. Der Wind ist für uns recht günstig: er weht quer zum Kamm. Ich gehe so lautlos wie möglich einige Schritte vorwärts und in Deckung hinter den Stämmen zweier Bäume. Nun kann ich den Kopf des Tieres sehen. Es dreht uns seine linke Seite zu und richtet, sowie ich

Photografieren, das linke Ohr nach dem Klick der Kamera. Schade, dass man seine Gestalt auch diesmal nicht ganz erkennen kann; die Blätter der Arengapalmen stehen allzu dicht. Das Nashorn ist offensichtlich beunruhigt. Es prüft nur gefährten Nüstern die Luft und wendet den Kopf ruckweise nach links und rechts. Dann macht es ein, zwei Schritte vorwärts, um die Störung vorsichtig auszukundschaften. Dabei ist die charakteristische Hautstruktur an Rumpf und Beinen gut zu erkennen. Ich knipse noch mehrere Male und hoffe, einmal das ganze Tier zu erwischen; aber die Vegetation ist einfach zu dicht. Wir beobachten das Nashorn nun schon bald fünfzehn Minuten. Da höre ich Geräusche hinter mir. Sie stammen von Usup, der einen Baum erklettert. Plötzlich schraubt das Nashorn! Und dann bricht es durch die Vegetation; es flücht. Es muss wohl doch etwas Wind von uns bekommen haben, vielleicht von Usup aus der Höhe des Baumes. Sehr bald ist es wieder still; dann erfolgt ein zweiter Ausbruch von Schrauben und Krachen. Nach einigen Minuten folgen wir nochmals der Fährte des Nashorns. Sie verrät, dass das Tier zunächst im Trab geüben ist und zwar zuerst dem Kamm entlang, dann einen leicht abfallenden Hang hinunter. Dabei verliess es den Wechsel und brach durch dichtes Unterholz. Dort, mitten im Dickicht, setzen wir nach etwa fünfminütiger Verfolgung noch einmal seine dunkle Masse in kleinen Ausschnitten. Es schraubt gleich auf und flüchtet weiter. Jetzt aber lassen wir es in Ruhe und kehren — in bester Laune — auf dem kürzesten Weg zum Djalan Patoli und zum Weidfeld zurück. Es ist erst halb zwölf, aber schon recht heiss. Die vier erwachsenen Bauegg sind verschwunden, sie haben offenbar den Schatten aufgesucht. Die beiden Kübchen aber liegen noch beieinander in der heissen Sonne. Sie lassen sich auch nicht stören, wie wir es etwa zwanzig Meter Entfernung zu ihnen vorbeimarschieren.

Zum Nashornerelebnis, bei dem schliesslich auch ich eine Kamera bei mir hatte, rechtzeitig ans Fotografieren dachte und dabei ein Nashorn durch den Vorhang der Vegetation ordentlich gut sehen konnte, kam ich im April 1969. Ich war damals für einen Monat allein nach Java gereist um nachzusehen, ob die Bewachung funktioniert und das ganze System sich in tanglichem Zustand befindet. Zugleich wollte ich in der verfügbaren

Zeit auch soviel wie möglich über die aktuelle Situation der Nashornpopulation in Erfahrung bringen. Am Morgen des 4. April wanderten wir zu fündt auf dem Djalan Patoli nach Tjibunar. Wir wollten dort für einige Tage ein Zelt aufschlagen. Saridan, Sardamin und Djakri trugen Zelt und Vorräte, Widodo und ich unsere persönliche Ausrüstung. Wir beide wollten umstände sein, einer frischen Nashornfährte rasch folgen zu können, falls eine unserm Weg kreuzen sollte. Beim Tjijukngkali trat dann — wieder einmal — diese Situation tatsächlich ein! So liessen wir denn unsere drei Kameraden weiterziehen nach Tjibunar und machten uns ans Spüren. Zunächst ging's der Uferböschung entlang, dann in den Bach. Nun wollten wir ja den Anstieg des Nashorns aus dem Bach nicht verpassen. Unmittelbar nach einer starken Rechtskurve des Baches fanden wir die Stelle. Die Spur erklettert die linke Böschung und eluet kleinen Kamm. Auf dessen anderer Seite aber führte sie gerade wieder hinunter und in den Bach zurück. Das Nashorn hatte einfach eine grosse Schlaufe des Baches abguschritten. Jetzt warteten wir wieder bachaufwärts einem scharfen Knick des Bachbettes nach rechts entgegen. Von dieser Ecke aus habe er zusammen mit «luu» am 8. August 1968 das Nashorn erblickt, teil mir Widodo leise mit. Gespatzt rückten wir uns die Ecke vor und blickten hinein in den nächsten Abschnitt des Baches. Kein Nashorn im Wasser! Also geht's weiter. Noch zweimal folgt die Fährte einem kurzen Wechsel quer über einen kleinen Rücken, und beide Male wird dadurch eine grosse Schlinge des Baches abgekürzt. Von etwas weiter hinten im Tal ertönt starkes Rauschen. Der Bach hat sich da den Weg durch eine Felsbarriere gefressen und eine kurze Schlucht und einen kleinen Wasserfall gebildet. Vor der Schlucht ist das Nashorn in den rechten Talhang gestiegen. Seine Fährte folgt nun einem rundenartigen Wechsel, der in oopiertem Gelände in mehreren Kurven durch Salak führt. Was sollten wir nun, wenn uns hier ein Nashorn entgegenkäme? Aber es blieb bei der Frage. Nach wenigen Minuten erreichen wir einen kleinen Geländerücken. Diesen überquert der Wechsel und wird auf der andern Seite zu einer steilen, künstlerartigen Rutschbahn. Hier bildet jeder Finsabdruck des Nashorns eine meterlange Gleitspur in der weichen Erde. Bald erreicht die Fährte wieder den Bach.

Durch den windungsreichen Aufsteig über die Barriere mit ihrem Sajak-Bestand umgehen die Nashörner offenbar seit langem die kleine Schlucht und den Wasserfall. Wir steigen also wieder von rechts her in den Bach, aber nur für eine kurze Strecke; denn da ist auch schon der Ausstieg nach links in den sehr steilen Talhang hinein. Die Filare folgt einem mit schwach ausgeprägten Wechsel, bildet mehrere ange Kurven nach links und rechts und steigt wirklich auf der bequemsten Route den steilen Hang hinauf. Bald erreichen wir einen immer noch steil ansteigenden Kamm. Ihm folgt der Wechsel bis zu einem Baumriesen mit gewaltigen Stamm. Dieser sitzt somersagen zitielings auf dem Kamm und streckt nach links und rechts mächtige Wurzeln den Hang hinunter. Da ist das Nashorn etwas nach rechts in den steilen Hang ausgewichen und hat auf schmalen Krümmen zwischen rücken Wurzelstängen Fuss gefasst: — bei dem schlüpfrigen Boden eine geradezu alpinistische Leistung. Einem Buaul mit etwas geringerem Gefälle folgend, steigt der Wechsel allmählich und müheles wieder zum Kamm auf. Dieser zeigt nun kaum mehr, und der Wechsel verläuft eine Weile in Kammlage. Jetzt aber verapertren die modernden Reste eines gestürzten Stammes den Durchgang. Da weicht der Wechsel wieder etwas nach rechts aus und bildet im dichten Bestand junger Laubbäume und Palmen einen niedrigen Tunnel. In gebückter Haltung rücke ich vor. Nach wenigen Metern biegt der Wechsel um eine junge Arengpalme herum nach links gegen den Kamm. Ich stehe eben neben dieser Palme, da nehme ich durch ihre Blattachsen eine rasche Bewegung aufwärts wahr und... erkenne im nächsten Moment einen Meter von mir entfernt Schnauze, Horn und mächtigen Kopf eines Nashornes! So leise und schnell wie möglich laufe ich durch den Tunnel die paar Meter zurück zu Widodo. Jenseits des Tunnels herrscht noch Stille. Auf der linken Seite des Kamms finden wir eine Stelle, von der aus wir das Nashorn in zwölf Meter Entfernung sehen können. Es ist allerdings von Stämmchen und Blättern teilweise verdeckt. Eben hat es an regnen begonnen, und der Wind weht uns die Tropfen ins Gesicht. Das hat im Augenblick den Vorteil, das das Nashorn uns weder riechen noch hören kann. Es steht immer noch mit dem Kopf gegen den Tunnel da und horcht. Jetzt senkt es den

Kopf rückweise und hebt ihn ebenso rasch wieder. Dieser symbolische Hornross ist von kurzem brummendem Schnauben begleitet. Nach einigen Sekunden wiederholt das Tier diese eindruckliche Gebärde samt der laudlichen Untermalung. Offenbar weist es damit den Störenfried ab, den es im Tunnel vermutet. Nach etwa einer Minute der Aufmerksamkeit entspannt sich das Nashorn, lässt seinen Kopf langsam sinken und legt sich ganz unvermittelt ohne vorbereitende Bewegungen nieder. Nun regnet es in Strömen. Ich beuge mich über die Kamera, um sie etwas abzuschirmen und suche nach einem Standort, von dem aus mehr vom Nashorn zu sehen ist. Gerade neben uns ragt ein sich gabelnder Ast aus den gelbeichten Resten eines gestürzten Stammes achselig in die Luft. Rasch steige ich in die Gabel. Wirklich ist das Nashorn von hier aus etwas besser zu sehen; aber Regen und Wind sind noch immer derart, dass ich vom Fokussieren lieber absehe. Nach einigen Minuten flüstert Widodo zu, wir sollten trotz des Regens eine Aufnahme versuchen. Mit völlig geöffnete Blende und einer Belichtungszeit von $\frac{1}{50}$ Sekunde konnte es knapp geben. Ich habe ein Objektiv mit Brennweite 135 Millimeter auf der Kamera. Da hat leider nicht das ganze Nashorn im Bilde Platz. Aber probieren wir's! Ich reiche Widodo die Kamera. Er drückt ab, berichtet aber, dass von ihm aus der Kopf des Nashorns größtenteils von Blättern verdeckt sei. Da nun der Regen tatsächlich etwas nachlässt, versuche ich eine Aufnahme von der Astgabel aus. Ich veräppere sie beim Balancieren — oder in der Aufregung? Mit der nächsten geht es nicht besser. Nun gelingt es mir, meinen Stand etwas zu verbessern, und ich knipse nochmals. Diesmal habe ich die Aufnahme nicht verworfen. Da, plötzlich empfinde ich eine heftige Abkühlung vom Rücken her; der Wind hat gewechselt! Im selben Augenblick erbebt sich das Nashorn blitzschnell, schnaubt mächtig, wirft sich herum und verschwindet im Galopp in den Arengpalmen.

Was tut's? Ein paar Aufnahmen sollten wir haben, und wenn sie auch das Nashorn nur stückweise zeigen, so sind sie doch Dokumente. Im übrigen war diese Begegnung äusserst spannend! Auch Widodo ist dieser Meinung und fügt hinzu, dieses prächtige Ereignis passe gut zum heutigen Tag: er sei heute nämlich gerade dreundzwanzig Jahre alt.

Was wissen wir vom seltensten Tier?

In Bezug auf Nashorn-Untersuchungen ist Ostafrika ein wahres Schlafaffenland verglichen mit dem Udjung Kulon. Dort zum mindesten teilweise offene Landschaft, beträchtliche Dichte der Nashornbevölkerung, vielerorts die Möglichkeit, ein Geländefahrzeug zu benützen, und schließlich Nashörner, welche die Annäherung mit dem Fahrzeug bis auf gute Beobachtungsdistanz tolerieren. Hier — von dichter waldartiger Vegetation bedecktes Gelände, sehr geringe Populationsdichte der Nashörner, keine Möglichkeit zum Einsetzen eines Fahrzeuges und gegenüber dem Menschen, besonders seiner Witterung, ausserordentlich schon reagierende Tiere. Noch schlimmer als mit dem Beobachten steht es mit der Chance, fotografische oder filmische Dokumente schaffen zu können, Sicht- und Lichtverhältnisse sind fast immer zu ungünstig.

Will man ein Nashorn auffinden, so muß man wie ein Spürhund seiner Fährte folgen und erst noch Glück haben. Hat man ein Tier mühsam aufgespürt, so kann man es meist nur über Sekunden, bestenfalls Minuten beobachten. Dazu muß man — der Vegetation wegen — nahe herankommen; dadurch erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass es bald des Beobachters Witterung wahrnimmt.

Wie soll man da Einblick ins Leben einer Tierart gewinnen? Offenbar reichen »Spürhund-Methoden« nicht aus; man muß auch Detektiv sein! Mächtige Tiere wie die Nashörner erzeugen in ihrem Lebensgebiet vielerlei Spuren. Man muß lernen, sie als solche zu erkennen und als Indizien

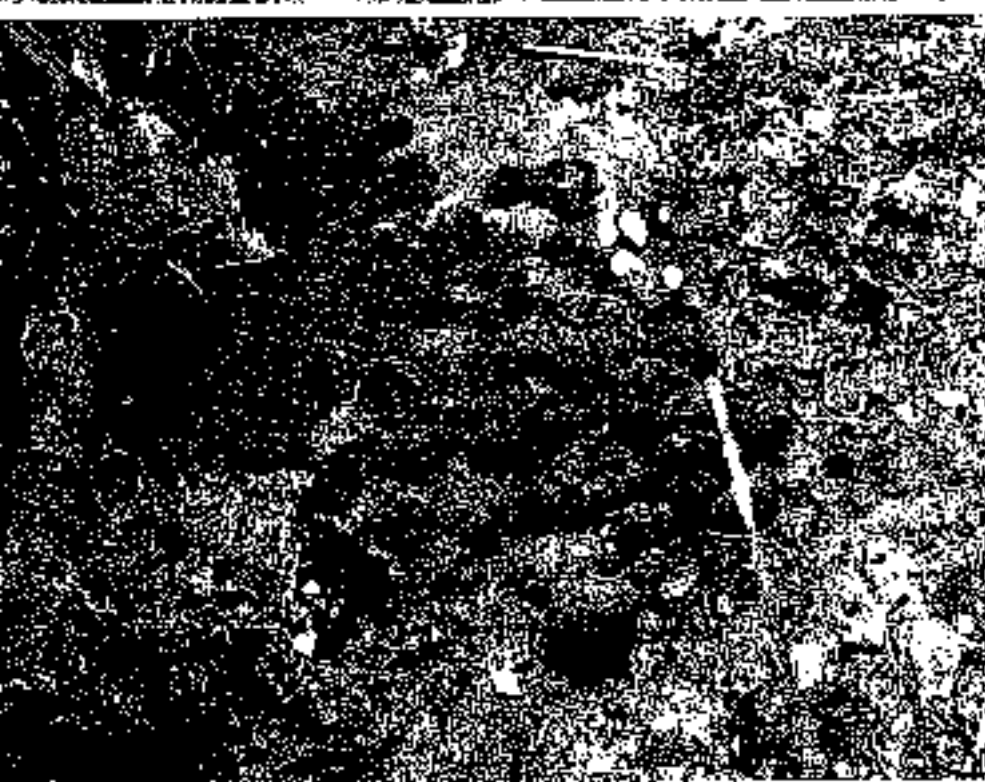


Nahender Nashorn mit der typischen Mosaik-Haut

Farbbild Seite 186/187;

Hornloser Java-Nashorn mit verkümmerten Ohrmuscheln





für die Lebensweise der Tiere auszuwerten. Davon möchte ich nun berichten.

Von der Speisekarte des Nashorns

Einige Male hatten wir Gelegenheit, einem Nashorn beim Fressen eine Weile zuzuschauen. Dabei konnten wir beobachten, wie es Hals und Kopf hochreckte und Triebe in seiner Reichweite abbiss. Wir waren auch einmal Zeuge, wie es den Stamm eines jungen Baumes mit den Kiefern hoch oben fasste und knickte und dann Zweige der nun zugänglich gewordenen Krone abbiss und kaus. Das langsame Mahlen war dabei weithin hörbar.

Fanden wir nun junge Bäume mit Biss-Spuren in der Rinde des Stammes, mit geknicktem oder gebrochenem Stamm und mit Zweigstümpfen, von denen die Enden offenbar abgebissen worden waren, und waren mit Fingern zugleich Fussabdrücke des Nashorns zu sehen, so schrieben wir diese Bearbeitung des Baumes dem Nashorn zu. Waren insbesondere Zweige abgebissen worden, so zählten wir die betreffende Baumart zu den Futterpflanzen des Nashorns.

Im Verlaufe der Monate fanden wir an rund hundert Pflanzenarten — vor allem an Jungbäumen, aber auch an einigen Büschen und Lianen, Spuren der Fressstätigkeit des Nashorns. Zweige dieser Pflanzen pressten wir und liessen sie dann im berühmten Herbarium Bogoriense bestimmen. So entstand mit der Zeit eine umfangreiche Nashorn-Speisekarte.

Wir bemerkten bald einmahl, dass die Java-Nashörner ausgesprochen wählerisch sind. Auf jeder »Fress-Tour« wechseln sie die Futterarten, und von manchen häufig vorkommenden Pflanzen fressen sie nur hin und wieder ein Maulvoll ab, lassen aber die meisten Exemplare, auch wenn sie gerade am Wege stehen, unbeachtet. Futterwahl und Fress-technik zeigen, dass das Java-Nashorn auf Jungbäume spezialisiert ist. Es ist also für ein Milieu oder Biotop eingerichtet, in dem ein genügendes Angebot an solchen Jungbäumen besteht. Es ist demnach nicht Bewohner des tropischen Urwaldes in seiner mächtigsten Entwicklung. Da findet man nämlich ausgesprochen wenig Unterholz und Jungwuchs. Wo der Wald nicht

so richtig gedeihen kann, und wo er Einbrüche erleidet, da können Jungbäume, Sträucher und Stauden aufkommen. Es ist durchaus zu verstehen, dass das Java-Nashorn sich auf seine Art für die Rodungen interessiert, die der Mensch mitheftig zustande brachte und vor allem für das, was dort wächst! Nun gab es aber schon zu einer Zeit Java-Nashörner, als noch kein Mensch Ackerbau betrieb. Wie konnte da die Art existieren? Man könnte vermuten, dass sie vom Elefanten profitierte, ist er doch imstande, in den Wald einzubrechen und seine Randzonen aufzulockern. Sicher aber gab und gibt es auch sonst Bedingungen, die keine maximale Entfaltung des Waldes erlauben: um Sümpfe, an Flussufern und Küssen, an Steilhängen und auf hohen Bergen, auf Böden, die für die mächtige Entwicklung mancher Waldbäume ungünstig sind usw.

Ein Pflanzenfresser, dessen Futterpflanzen durchaus nicht im Übermass wachsen, sollte durch Fressen diese nicht schädigen, sondern vielmehr zu neuem Wachstum anregen! Das nun ohne Zweifel die meisten Grasfresser. Weiden sie das Gras ab und düngen es noch dazu, so wird dauernd mehr Gras produziert, als wenn es unbeeinflusst bliebe. Zwischen dem Java-Nashorn und seinen Futterpflanzen besteht eine ähnliche Beziehung. Durch seine Fressweise bringt es die Jungbäume meist nicht um (auch wenn es das täte, so wäre das nicht so schlimm, gäbe es doch Platz für neue Jungpflanzen). Vielmehr bilden die gekappten oder geknickten Büumchen meist neue Triebe, die für das Nashorn weiterhin zugänglich sind. Es verhindert also durch seine Art, Jungbäume zu behandeln, dass diese aus seiner Reichweite herauswachsen und dann durch ihren Schatten das Aufkommen neuer Jungbäume beeinträchtigen.

Nur Mist

Dem Nashornmist kann man viele Auskünfte abgewinnen. Spätesten wird den Nashörnern noch, so konnten wir aus dem Aussehen des Mistes schliessen, wie alt er ungefähr war, wann also das Nashorn die Gegend besucht hatte. Es fiel uns auf, dass etwa die Hälfte aller Dunghaufen ins

Wasser -- seichtes Wasser um Rande des Meeres, Becken im Unterlauf von Flüssen, Wasserläufe von ordentlichen Bächen bis zu wüsten Rinnalen -- abgesetzt wird. Oft fanden wir nun beisammen in einem Bächlein mehrere Misthaufen verschiedenen Alters. Der grössere Teil der übrigen Dunghaufen befand sich unmittelbar neben vielbegangenen Wechsellinien oder Kreuzungstellen von Wechsellinien; und nicht da lagen oft mehrere -- bis zu zwölf -- Haufen verschiedenen Alters nah beisammen.

Man kann sich einerseits fragen, wie diese offenbar nicht beliebige Verteilung der Kotstellen im Lebensraum zustandekommt, und andererseits, was für ein Vorteil für die Nashörner dabei herauskommt. Ich möchte diese Fragen nur ganz kurz zu beleuchten versuchen. Zunächst zur ersten: Das Nashorn scheint zur Kotabgabe besonders angelegt zu sein, wenn es ins Wasser tritt, wenn es an einer Stelle vorbeikommt, an der es schon früher Mist abgesetzt hat, und vermutlich auch, wenn es auf einen von Artgenossen kürzlich benutzten Mistplatz trifft.

In Zusammenhang mit der zweiten Frage muss man sich vergegenwärtigen, dass Nashörner über sehr leistungsfähige Nasen verfügen. Mist, ihr eigener so gut wie der von Artgenossen, riecht für sie nicht nur intensiv; sie sind sehr wahrscheinlich imstande, den Mist verschiedener Individuen am Geruch zu unterscheiden. Stösst ein Nashorn auf den Mist eines Artgenossen, so hat es dessen Visitenkarte vor sich. Es empfindet den Geruch als bekannt oder fremd und gewinnt Kenntnis von der Anwesenheit des Artgenossen im Gebiet. Trifft es auf eigene Dungstätten, so meldet ihm der vertraute Geruch, dass es sich im Heimatgebiet befindet. Diesem verleiht der eigene Dung geruchliche Heurückung. Wenn das Nashorn in einem Rinnal mischt, so werden seine Füsse mit Trägersubstanzen des Mistgeruches beladen, und diese werden dann im Gebet allmählich abgegeben. Das Nashorn «mal» also seine Fahrt mit seinem Mistgeruch fort. Da das nicht seine einzige Methode der Fährtenparfümierung ist, will ich von der vermutlichen Aufgabe dieser Leistungen später berichten.

Das bockutungsvolle Geschäft des Harnens

Wenn wir Nashornfährten folgten, wurden wir zuerst mit Hilfe der Nase auf Urin der Tiere aufmerksam. Erst dann fanden wir die Spuren meist auch mit den Augen. Es liessen sich drei Arten der Harnabgabe unterscheiden: Harn wird beim Wandern als feine horizontale Dusche an die Vegetation gespritzt, und zwar geschieht dies wieder und wieder in Abständen von 50 bis 200 Metern. Oder er wird in — meist seltenen — Güssen ohne starken Druck auf den Wechsel abgegeben. Schliesslich wird er während des Suhlers in die lehmige Brille der Sohle entleert, befestigt sich dann zusammen mit dieser an die Haut des Nasörners und wird beim Wandern an die Vegetation und den Boden übertragen.

Wir haben zwar die Harnabgabe beim Java-Nashorn nie direkt beobachten können, aber viele Male beim Schwarzen Nashorn und verschiedentlich auch beim Indischen Panzernashorn gesehen. Auf Grund des Vergleichs halten wir es für höchst wahrscheinlich, dass es die Bullen sind, die häufig auf ihrem Wege Harn an Büsche spritzen, und die Kühe, die im allgemeinen ihren Harn setzen und gussweise abgeben.

Nun wollen wir uns der Aufgabe dieser eigenartigen Gebilde im Harngeschäft zuwenden. Offenbar tragen auch sie dazu bei, die Route in verschiedenartiger Weise geruchlich auszuzeichnen oder zu «markieren». Sogar wir Menschen mit unserm schwach entwickelten Nasen sind fähig, den Geruch der Harnspritzer, der Brühen mancher Suhler und oft auch der Fährten wahrzunehmen. Auch der vor kurzem verlassene Liegeplatz eines Nashorns sendet einen starken Geruch aus. Die Nashörner selbst sind mit ihren guten Nasen zweifellos imstande, die Duftspuren der einzelnen Artgenossen voneinander zu unterscheiden. Ausserdem dürfen wir mit Sicherheit annehmen, dass der Harngeruch der brünftigen Kuh sich für Bullen in besonderer Weise auszeichnet. Wir haben beim afrikanischen Spitzmaulnashorn beobachtet, dass Bullen ganz genau der Spur einer brünftigen Kuh folgten und dabei an all den Orten, wo die Kuh Harn abgegeben hatte, immer wieder Zeichen einer deutlich sichtbaren speziellen Erregung erkennen liessen.

Was wir schon für die besondern Arten der Mistabgabe vermuten durften, gilt in erhöhtem Masse für das Geschäft des Harnens: Es gibt gewissen Örtlichkeiten, den eigenen Wechseln und Routen, Heimbildung, und es bildet ein Informations- und Kommunikationssystem zwischen Artgenossen, deren Wohngebiete sich berühren oder teilweise überdecken. Wer denken sollte, diese Produktion organisierter geruchlicher Spuren durch Dung und Harn sei doch wohl des Guten zuviel, möge noch folgende Tatsache zur Kenntnis nehmen: Das Java-Nashorn besitzt an den Füssen eine Geruchsdrüse, die vermutlich bei jedem Schritt von ihrem Sekret an den Boden abgibt, besonders wenn dieser weich ist.

Wozu diese vielfache Ausmalung des Lebensnattes mit Gerüchen? Gerade für das Java-Nashorn lassen sich Wichtigkeit und Wirksamkeit dieser Leistungen durchaus verstehen. Es lebt in dichter Vegetation, ist ausgesprochenes Geruchstier und in weitem Ausmass Einzelgänger. Für die Orientierung im ausgedehnten Heimbereich eines jeden Individuums konnten vor allem Geruchspuren als Wegweiser in Frage; lässt sich eine bessere Methode innerhalb einer Population von Einzelgängern denken als die dauernde Produktion individueller Geruchspuren?

Vom Segen des Suhlers und Badens

Zahlreiche grosse Säugetiere suhlen und baden mit Leidenschaft. Man denke an Schweine, Büffel, Elefanten, alle Nashörner! Das Liegen im Wasser oder in einer Lehmrinne ist für diese Tiere eine beliebte Form des Ausruhens. Man hat sein eigenes Gewicht nicht zu tragen und findet zugleich Kühlung. Ausserdem verlangt die Haut dieser Tiere aus mehreren Gründen nach häufigem Baden und Salden. Vermutlich bleibt so die Haut elastischer; sicher stützt das Salden die Haut mit einem Lehmüberzug aus, der Schutz gegen blutsaugende Schmarotzer, vor allem Fliegen-Verwandte (*Diptera*) bietet. Dass höchstwahrscheinlich auch das Baden zur Bekämpfung gewisser Hautschmarotzer beiträgt, lässt sich aus folgender Beobachtung schliessen: Wir haben öfters in Badebecken gelaht, die

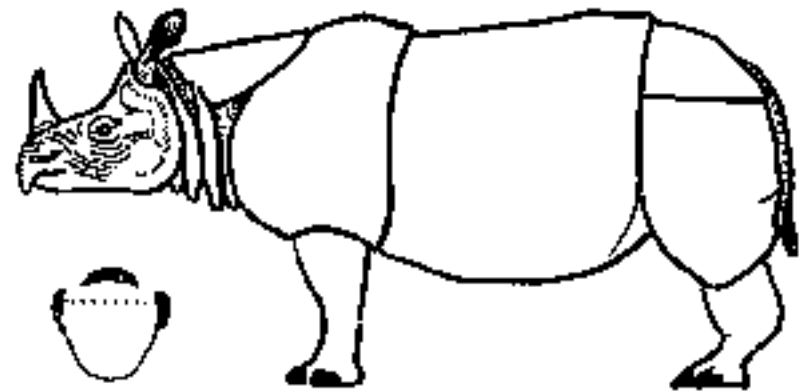
auch von Nashörnern besucht wurden. Dabei wurden wir regelmässig von kleinen Fischen spürbar angebissen. Wir achteten nun darauf, was für Stellen die Fische interessierten, und konnten feststellen, dass es sich vor allem um ganz kleine kleine Schwellungen, durch Insektenstiche oder Dornen hervorgerufene kleine Infektionen handelte. Das lässt man vermuten, dass diese Fische sich normalerweise für ähnliche, durch Form und Färbung vom Untergrund abgehobene Dinge auf der Haut des Nashorns interessieren und diese als Nahrung abzulesen versuchen. Als solche «Dinge» kommen in erster Linie Zecken in Frage. So würde also beim Baden das Nashorn diesen Fischen Futter zuragen und zugleich seine Zecken loswerden! Derartige Putz-Symbiosen sind keine Seltenheit.

Im Zusammenhang mit Sublen und Baden sei gerade noch eine Fährungsfrage aufgeworfen. Wie steht es mit dem Bedarf der Nashörner an Trinkwasser und Salz? In dieser Hinsicht gelangen uns keine direkten Beobachtungen. Wir haben aber Anhaltspunkte dafür, dass die Nashörner Wasser aus Bächen und Tümpeln trinken und Salz in Form von Meer- und Brackwasser aufnehmen. Während der extremen Trockenzeit im Jahre 1967 fanden wir öfters neue Nashornspuren bei Brackwasserbecken der weiter oben fast oder ganz ausgetrockneten Flüsse. Vermutlich vermögen die Java-Nashörner einige Zeit auch ohne Süßwasser auszukommen.

Des Nashorns Tagewerk

Auf unseren vielen Wanderungen im Ujung Kulon, bei Begegnungen mit Nashörnern, beim Verfolgen ihrer Fährten und beim Überwachen in Nashorn-Gebieten gewannen wir immer wieder kleine brauchbarere Einblicke in den Ablauf eines Nashorn-Tages. Aus ihrer Gesamtheit lässt sich eine ungefähre Vorstellung vom täglichen Leben dieser Tiere gewinnen. Ich will versuchen, diese Vorstellung vereinfacht zu skizzieren.

Die wichtigsten Bedürfnisse, die den Tagesablauf eines Nashorns bestimmen, sind Fressen und Trinken, Sublen und Baden, Ruhen und Sichern vor dem Menschen als dem einzigen Feinde. Dazu kommt die ständige



Das Java-Nashorn und sein Fussabdruck

Bereitschaft zum Wandern. Ein «gemühtliches» Wandern gehört zur Nahrungssuche; wir brauchen deshalb den Ausdruck «Fress-Tour». Andere «zügigere» Wanderungen zielen offensichtlich auf ein mehr oder weniger entleertes Gebiet mit gutem Futterangebot, Wasser, Schlupfmöglichkeiten, versteckten Ruheplätzen. Gelegentlich beeinflussen auch Nashörner einander durch ihre Spuren. So kann etwa die Fährte einer Kuh einen Bullen zum Folgen veranlassen. Inwiefern sind nun alle diese Bedürfnisse und die aus ihnen hervorgehenden Aktivitäten an den Tagesrhythmus gebunden? Wir sind zur Überzeugung gelangt, dass die tagzeitliche Bindung nur in einer einzigen Hinsicht sehr deutlich ist: Während der heißesten Tagesstunden ruhen die Nashörner, und dazu suchen sie einen möglichst versteckten Ort ohne jede menschliche Witterung auf. In den meisten Fällen findet sich der Ruheplatz im Dickicht auf einem Hügel oder Kamm; seltener ruht ein Nashorn tagsüber in einer völlig versteckten kleinen Suble. Bevor sich die Tiere der Mittagsruhe hingeben, also im Verlaufe des frühen Vormittags, befinden sie sich entweder auf einer Fress-Tour, die sie durch allmählich länger werdende Rixepausen unterbrechen, oder sie suchen gemächlich wandernd einen Ruheplatz auf.

Was nun die kühleren Zeiten des Tages betrifft, also die Abend-, Nacht- und Morgenstunden, so haben wir keine Anzeichen für irgendeine allgemeine gültige Aktivitätsregel entdeckt. Fressen, Schlafen, Baden, Kühlen, Wandern, all das kann innerhalb des kühleren Teils des Tages zu jedem beliebigen Zeitpunkt stattfinden. Das schließt allerdings nicht aus, dass die einzelnen Individuen eigenen Regeln folgen. Da wir nie einzelne Nashörner über längere Perioden beobachten konnten, sind wir auch nicht imstande, etwas Sicheres über das Bestehen solcher Regeln zuzusagen. Dergleichen können wir auch nicht angeben, wie oft und wie lange ein Nashorn täglich frisst, wandert, badet, schlaf und ruht.

Urwaldpfade

Wildtiere, auch die stärksten und leistungsfähigsten, gehen mit ihren Kräften meist ökonomisch um. Bewegen sie sich durchs Gelände, so wählen sie mühsamen Hindernissen aus und wählen eine bequeme Route. Natürlich richten sie sich nicht ausschließlich nach der Bequemlichkeit; bewegen sie sich vom Ort, so streben sie meist nach einem Ziel. Die Route soll zum Ziel führen. Unter Umständen ist das Streben zum Ziel sehr dringend, dann wird die Route so gewählt, dass das Ziel möglichst rasch erreicht wird. Bei manchen Wildtieren, besonders jungen, kann man gelegentlich so etwas wie Taten- und Erkundungstrang beobachten. Im allgemeinen aber verhalten sie sich «konservativ»: Sie halten gerne an gewohnten, bewährten Routen fest, die sie in der Jugend unter der Führung der Mutter kennengelernt haben. Schließlich sind manche Tiere unter bestimmten Bedingungen bereit, der Führung eines Artgenossen präzise zu folgen. Das gilt besonders häufig und ausgeprägt für Mutter und Jungtier und für Männchen und Weibchen während der Brunft, also für Individuen, zwischen denen eine positive soziale Beziehung herrscht.

All die erwähnten Neigungen und Tendenzen führen zu einer Kanalisierung der Routen im Lebensraum, und diese wirkt sich sichtbar aus in Form einer besonders Art der Raumgestaltung: Es entstehen Tierpfade





oder Wechsel. Wie das Wechselsystem eines Gebietes schließlich aussieht, das hängt nicht allein von Gelände, Boden und Vegetation ab, sondern vor allem auch davon, welche Tierarten es unterhalten. Ein Kleintierbeispiel sei beispielsweise hier ganz andere Bedürfnisse und Ziele als ein Wildtier. Die beiden Arten suchen anderes Futter, andere Ruheplätze und Deckungen; dank der Verschiedenheit in Körpergrösse und Fortbewegungstechnik bereiten Gelände und Vegetation der einen Art Hindernisse, wo die andere sich spielend zu bewegen vermag. Je verschiedenartiger Tierarten organisiert sind, um so unabhängiger voneinander sind ihre Wechselsysteme. Es gibt aber auch Tierarten mit ähnlicher Organisation, insbesondere auch mit mehr oder weniger übereinstimmenden Bedürfnissen und Fortbewegungsfähigkeiten. Ihre Wechselsysteme werden dementsprechend gemeinsam benutzt und unterhalten. Das gilt zum Beispiel für Elefant und Spitzmaulnashorn in Ostafrika. Im Udjung Kulon findet man auf den bestausgetretenen Wechseln sowohl Nashorn- wie auch Elefantspuren. Wie gut ein Wechsel unterhalten ist, das hängt natürlich von der Häufigkeit der Benützung ab. Für diese wiederum ist die Attraktivität der Route, die Zahl der den Wechsel benützenden Tierarten und deren Bevölkerungsdichte massgebend. Die Pfade des Urwalds tragen prinzipiell ganz ähnlichen Bedingungen Rechnung wie unsere Strassen und Wege.

Verglichen mit manchen wildreichen Gebieten Ostafrikas sind die Wechselsysteme im Udjung Kulon als kümmerlich zu bezeichnen. Die Populationsdichte sowohl der Nashörner wie der Elefanten ist eben sehr gering. Wechsel, die über mehr als einen halben Kilometer kontinuierlich gut ausgetreten erscheinen, sind sehr selten. Die meisten sind bequeme Passagen durch beschränkte Geländeschnitte, in denen man sich im allgemeinen nicht aufhalten, sondern die man durchqueren will. An beiden Enden solcher Strecken fächern sich die Wechsel derart auf, dass man nicht mehr deutliche Wege erkennen kann. Die längsten und bestausgetretenen Wechsel sind im Udjung Kulon oben auf den Bergflanken anzutreffen. Gute Wechsel führen oft auch auf steilen Uferböschungen durch einen Ealgrund. Kürzere Wegstücke überqueren ein steil eingeschnittenes Tal oder einen Kahn mit steilen Flanken an der bequemsten Stelle, oder sie erschei-

nen als Abkürzungen von einer Flusswindung zur nächsten. Alle diese Wechsel haben auch wir gerne benützt auf unserm Marschen durch den Urwald, erleichterten sie uns doch das Vorwärtskommen ungemein.

In einigen wenigen Fällen führen kurze Wechsel von mehreren Seilen her zu einem Badebecken und als Einstiegsrampen oder Rutschbahnen über die steile Böschung hinunter ins Wasser.

Im Udjung Kulon verschwinden Wechsel bald, wenn sie nicht benutzt werden. Ganz besonders, wo sie als Tunnel durch dichtes Unterholz führen, werden sie innert wenigen Wochen überwachsen und verstopft durch Gestrüpp, Palmen und Lianen, kurz durch meist zähe und dornige Vegetation. Aber sogar bei reger Benützung werden diese Tierpfade oft genug versperret durch gestürzte Bäume. Dann helfen sich die Nashörner meist mit derselben Methode wie die Leute in Indonesien: Sie umgehen das Hindernis auf einem Umweg, der wohl etwas mühseliger ist, aber doch zum Ziel führt.

Was Fingerabdrücke verraten

Hier sind natürlich die Fingerabdrücke der Nashörner gemeint, aber auch ihre Zehenabdrücke!

Wenn der Boden im Udjung Kulon feucht und weich war, dann reitete sich die Abdrücke zu langen Ketten, eben Fährten, und es war möglich, diesen zu folgen, mit Glück bis zum Nashorn! Die Fährte bildete somit einen roten Faden durch einen Tätigkeitsapport des Nashorns... Hier ist das Tier in ruhigem Schritt dem Patrouillierpfad gefolgt; da ist es auf einen jungen Baum der Gattung *Leuca* zugesteuert, hat ihn umgeknickt und einige Zweige abgefressen. Da hat es den Pfad verlassen und ist einem wenig ausgeprägten Wechsel folgend durch einen Salak-Bestand gewandert. Aus dem Salak durch einen dichten Raman-Vorhang auf eine offene Fläche mit dem Busch *Lantana camara* und mit den hohen Honje-Strauken hinmühselnd hat es im Gehen Horn an die Vegetation gespritzt. Jetzt fährt seine Fährte wieder in ein Salak-Dickicht. Der lehmige Boden ist von kleinen Rinnsalen durchzogen; durch das erste ist das Nashorn hindurch gestapft, ordentlich tief in den nassen Lehm einsinkend. Im zweiten ist es stehen geblieben und hat Mist abgesetzt. Nun erhält der Wechsel Zutag von rechts her; ein zweiter Wechsel mit einer noch gut sichtbaren älteren Fährte vereinigt sich mit dem unsern. Der nun recht gut ausgeprägte Pfad führt als Tunnel durch dichten Salak. Weiter vorne sieht man helles Licht: das Tunnelende. Da liegt hell beleuchtet eine Mulde voller Wasser. Unser Nashorn ist, wie die Spuren zeigen, hineingerutscht. Die Flüssigkeit ist alles andere als klares Wasser. Das Nashorn hat Wasser

und Lehm zu einer dicken, lehmigen Suppe zusammengerührt und diese parfümiert. Zweifellos hat es sich in dieser Brühe gefühlt. Beim Aussteigen aus der Suhle tropfte Lehmbrühe von seinem Körper zu Boden, und wie wir nun der Fährte wieder durch den Wald folgen, finden wir die Wände des Tunnels mit Lehm bemalt.

Ist der Mist noch frisch, innen noch warm oder gar noch aussen? Sind die Hirnrüpfelchen schon teilweise eingetrocknet? Ist die Stelle, wo das Nashorn den Zweig abgebissen hat, noch frisch? Ist der Lehm, den es an den Zweigen abgestreift hat, noch tropfnass oder schon trocken? Solche Fragen waren für uns besonders wichtig; sie führten zu ungefähren Zeitangaben, und ohne solche ist ein Tätigkeitsbericht doch recht unvollkommen!

Beim Durchstreifen des Udjung Kulon fanden wir, auch bei guten Bodenverhältnissen, in einzelnen Gebieten keine einzige frische Nashornspur, in andern dagegen zahlreiche neue und ältere Fährten mit Fiestabdrücken von verschiedener Breite. Solche Erfahrungen lassen sich nach drei Richtungen auswerten und weiter verfolgen. Zunächst wird deutlich, dass die Nashörner gewisse Teile des Udjung Kulon als Wohngebiete bevorzugen. Nun stellt sich sofort die Frage, ob dauernd die gleichen Gebiete intensiver bewohnt werden, oder ob im Laufe der Wochen, Monate oder Jahre wesentliche Verschiebungen in der Wohndichte stattfinden. Solche Änderungen lassen sich nur durch Wanderungen der Nashörner erklären. Damit müsste sich dann die Frage stellen, wer an den Wanderungen beteiligt ist, wie sie vor sich gehen und was sie verursacht.

Zeigen sich in beschränktem Gebiet die Fährten mehrerer Individuen, so liegt die Vermutung nahe, dass ihr Zusammenwohnen nicht ganz zufällig zustande kam. Es wäre durchaus denkbar, dass mehrere Individuen unabhängig voneinander durch die günstigen Bedingungen im betreffenden Gebiet angezogen wurden. Aber dass ein sozialer Zusammenhang zwischen ihnen besteht, ist noch wahrscheinlicher. Dabei könnte die Verbindung mittels der verschiedenartigen Geruchsputzen, und auf kürzere Distanzen auch mit Lauten, aufrecht erhalten werden.

Man sieht, die Fingerabdrücke der Nashörner führen nicht nur zu Hinweisen, sondern auch zu neuen Fragen. Für diese haben wir noch keine

entsprechende Antworten; unsere Beobachtungen erlauben erst Vermutungen.

Auch in anderer Hinsicht sehen wir in der Auswertung der Fingerabdrücke sowohl hinter einem Meiserdetektiv wie auch hinter einem Nashorn zurück: Wir können im allgemeinen weder auf Grund des Aussehens noch des Geruches von den Spuren auf die individuellen Nashörner schließen, die sie erzeugten. Die Abdrücke weisen für uns meist keine unverwechselbaren individuellen Merkmale auf. Vorderfußabdrücke der verschiedensten Individuen gleichen einander wie ein Ei dem andern und Hinterfüsse unter sich desgleichen. Immerhin, in den Grüssen der Abdrücke bestehen Unterschiede. Offenbar haben nicht alle Nashörner dieselbe «Schuhnummer». Allerdings sind Abdrücke nicht immer präzise ausmessbar. Meist tritt im Gehen der Hinterfuß teilweise auf den Abdruck des Vorderfußes und beschädigt ihn. In lockerem Sand prägen sich die Hufe nicht sauber ein, da die Seitenwände der Spur einsinken. In weichem Lehm verengert sich nachträglich das vom Fuß erzeugte meist oder weniger tiefe Loch. Nicht nur die Art des Bodens beeinflusst die Masse der Abdrücke, sondern auch die Steilheit des Geländes und die Gangart des Nashorns.

Trotzdem lassen sich an sauber geprägten Abdrücken in nicht zu steilem Gelände Masse definieren, die für die Fährte charakteristisch sind: Die Spurenbreite von Vorder- und Hinterfuß und ihr Unterschied. Wir haben Breiten von 15 bis 30 Zentimeter gemessen und für jede Fährte eine charakteristische Differenz zwischen Vorder- und Hinterfuß von Null bis gegen drei Zentimeter (in den meisten Fällen ein bis zwei Zentimeter) festgestellt. Dabei ist der vordere Fuß breiter als der hintere. Bei gleichzeitiger Kontrolle frischer Fährten in verschiedenen Regionen des Udjung Kulon wurden nun oft Spuren von ungefähr übereinstimmenden Massen gefunden. Es haben also verschiedene Individuen annähernd gleiche Schuhnummern. Nur in wenigen Ausnahmefällen sind wir überzeugt, dass eine bestimmte Spezialbeschuhung für ein einziges Individuum charakteristisch ist. So haben wir wiederholt eine Fährte mit folgenden Merkmalen getroffen — und einmal das mächtige Tier auch aufgespürt —:

Spurenbreite vom links und rechts dreissig Zentimeter, hinten links neun- und zwanzig einhalb bis dreissig und hinten rechts einunddreissig Zentimeter. Dabei zeigte der Abdruck, dass die Innenzehen des rechten hintern Fusses eine ungewöhnliche Stellung einnahm. Sie spreizte sich etwas stärker ab als normal, und ihr Huf presste sich in weicher Unterlage nicht gleich stark ein wie derjenige der andern Seitzehen. Offenbar war die Stabilität dieser Zehe reduziert, sie «lonerte» abzusinken.

Gibt es auch nur wenige Nashörner mit Spezialbesuchung, und stimmen gewisse Individuen in den Schuhnummern annähernd überein, so ist doch zu erwarten, dass auf Grund der Abdruckreiten innerhalb der Bevölkerung gewisse Kategorien unterschieden werden können: Jungtiere, erwachsene Kühe, erwachsene Bullen. Für das Java-Nashorn fehlen aber in dieser Hinsicht alle sicheren Angaben. Man weiss nichts über die Fussgrösse bei Jungtieren, nichts über die Masse bei erwachsenen Kühen und Bullen, nichts über das Alter, in dem ein Java-Nashorn geschlechtsreif wird oder völlig ausgewachsen ist. Nun leben aber im Zoologischen Garten Basel Indische Panzernashörner, die nächsten Verwandten des Javaner, und sie pflanzen sich hier erfolgreich fort. Da kennt man das Geburtsdatum der Jungtiere und kann die Beziehung zwischen Spurenbreite und Alter angeben. Herr Dr. Ernst Lang, der Direktor, und Herr Dr. Hans Wäckernagel, der wissenschaftliche Assistent des Gartens, haben uns hilfsbereit all die Daten geliefert, um die wir sie boten. Diese Angaben möchte ich hier in vereinfachter Form in einer Tabelle zusammenstellen.

Abdruckbreite des Vorderfusses beim Indischen Panzernashorn und Lebensabschnitt

Alter	Erhöhe	1/2 Jahr	1 Jahr	2 Jahre	3 Jahre	1 1/2 Jahre	Über 6 Jahre
Bulle							29 cm
Kuh	22 cm	19 cm	23 cm	26 cm	27 cm		
Lebensabschnitt	Zwischenstück mit der Krone		Weitenband vollständig		Kahn geschlechtsreif, ausgewachsen	Kahn ohne Krone	Balle: geschlechtsreif, ausgewachsen

Lassen sich diese Zahlen mit unsern Erfahrungen im Ujung Kulon vergleichen? Die grössten Fussabdrücke waren dreissig Zentimeter breit. In mehreren Fällen, in denen wir auf zwei Individuen stiessen, von denen das eine, kleinere, Spuren von weniger als vierundzwanzig Zentimeter Breite aufwies, massen die des andern um siebenundzwanzig Zentimeter. Da konnte es sich wohl nur um ein Jungtier und seine Mutter — eine erwachsene Kuh — handeln. In den wenigen Fällen, in denen wir eine derartige Zweiergruppe deutlich sehen konnten, sprachen sowohl Grösseverhältnis wie Verhalten für Mutter und Kalb. Das alles stimmt also gar nicht übel mit den Indern überein, und ermutigte uns zu einer ...

Volkszählung!

Ich will zunächst die Überlegungen skizzieren, die uns zur Wahl einer bestimmten Methode veranlassen, und dann über Durchführung und Resultate kurz berichten.

Wir teilen die gesamte Fläche des Ujung Kulon in Zähl-Abschnitte auf. Diese sollten einerseits so gross sein, dass ein Nashorn sie bei normaler Lebensweise nicht innert kurzer Zeitspanne — zum Beispiel in zwei bis drei Tagen — ganz durchquert, andererseits so klein, dass eine Zähl-Patrouille innerhalb der gleichen Zeit den Abschnitt so durchqueren kann, dass sie mit grosser Wahrscheinlichkeit auf die Fährten aller zur Zeit im Abschnitt lebenden Nashörner trifft. Jede Patrouille misst alle neuen Spuren, die sie antrifft, aus und trägt sie auf einer Karte ein. Sie schätzt dabei das Alter der Fährte, findet sie relativ frischen Dung, Harnspritzer und neuere Schäden an Futterpflanzen, so notiert sie auch diese als Hilfsmittel zur Bestimmung der Zeit des Nashornbesuches. Nach Abschluss der Arbeit im Gelände werden die Rapporte folgendermassen ausgewertet: Von jeder neueren Fährte, deren Masse nur in einem einzigen Abschnitt festgestellt worden sind, wird auf ein besonderes Nashorn geschlossen. Werden in Zählabschnitten, die nicht aneinanderstossen, neue Spuren gleicher Grösse gemessen, so wird für jeden Abschnitt je ein Individuum gezählt. Handelt

es sich aber um Nachbarabschnitte, so wird die Entscheidung offengelassen: entweder stammen die Fährten vom selben Individuum oder von zwei verschiedenen Tieren.

Am Schluss fasst man nun die Befunde zusammen und trägt sie auf eine Gesamtkarte des Udjung Kulon ein. Man erhält auf diese Weise also ein mögliches Minimum und ein Maximum für die Gesamtzahl der Nashörner.

Dieser Plan sieht auf Schreibrisch ganz verlässlich aus. Nun zeigte aber die Erfahrung, dass man etwa zwanzig bis dreissig Quadratkilometer grosse Zählabschnitte in drei Tagen kontrollieren kann. Demnach wären für das gesamte Udjung Kulon zwölf bis zwanzig Equipen nötig. Eine weitere Erfahrung beschränkt darin, dass für eine dreitägige Patrouille nur Mannschaften mit mindestens drei Leuten in Frage kommen. Man sollte demnach vierzig bis sechzig Leute einsetzen. Schliesslich ist es unerlässlich, dass jeder Patrouillenchef ein guter Waldgänger und Hochreiter ist und genügend Erfahrung hat im Verwenden der Karte, im Entdecken der Nashornspuren, im richtigen Messen und im Schätzen des Alters der Fussabdrücke. So viele Leute und geübte Chiefs standen uns aber nicht zur Verfügung. Um mit weniger Leuten auszukommen, wählten wir im zwei Punkten vom ursprünglichen Plan ab. Zunächst führen wir die Zählung nicht in drei, sondern in sechs Tagen durch. Während der beiden ersten Tage wurden sechs Mannschaften von der Nordküste aus eingesetzt. Sie drangen am ersten Tag ins Innere, kehrten am zweiten auf einer andern Route innerhalb ihres Abschnitts wieder zur Küste zurück und wurden am Abend vom Motorboot «eingesammelt». Am dritten Tag wurde die nächste, dreitägige Phase der Zählung vorbereitet. Am vierten, fünften und sechsten Tag führen dieselben sechs Mannschaften die Zählung von der Südküste aus durch. Mit sechs zweitägigen und sechs dreitägigen Gruppenmärschen konnte nicht das ganze Gebiet des Udjung Kulon gründlich abgesucht werden. Nun liessen wir vorher schon auf zahlreichen Märschen durch die verschiedensten Abschnitte des Udjung Kulon diejenigen Gebiete kennenlernen, deren Nashorn-Wobendichte verhältnismässig hoch war. Vor allem in diese Gebiete wurden nun die Zählsequipen ausgeschickt.

Entsprach schon die Durchführung der Zählung nicht dem Idealplan, so können auch die Resultate nicht als zwingend richtig gelten. Mit grösserer Wahrscheinlichkeit sind die erhaltenen Zahlen eher etwas zu klein als zu gross.

Wie lauten nun diese Zahlen? Ich möchte hier nicht die Maximal- und Minimalwerte für jede der Zählungen 1967, 1968 und 1969 aufzuführen; vielmehr seien für kleine, mittlere und grosse «Schuldennummern» die Mittelwerte für alle drei Zählungen aufgeführt.

Klasse	I	II	III
Breite des Vorderfusses	bis 25 cm	26—28 cm	29—30 cm
Anzahl	7	13	8
Vermutete Kategorie	7 Kälber	7 Mütter 3 Kühe ohne Kalb 3 Junge Bullen	8 erwachsene Bullen

Was bedeuten nun die Klassen für die Zusammensetzung der gesamten Bevölkerung? Die sieben Tiere der Klasse I sind Jungtiere; die meisten leben noch in Gemeinschaft mit der Mutter. Demnach dürften sieben Individuen der Klasse II ihre Mütter sein. Da bei andern Nashornarten die Zahlen der männlichen und weiblichen Tiere ungefähr übereinstimmen, darf man das auch für das Java-Nashorn vermuten. Demnach dürfte es sich bei den acht Tieren der Gruppe III um voll erwachsene Bullen handeln. Nun haben wir noch für sechs Tiere der Klasse II eine Erklärung zu finden. In dieser Klasse müssen auch diejenigen erwachsenen Kühe erfasst sein, die noch kein Kalb geboren haben, und ausserdem die noch nicht ganz ausgewachsenen Bullen.

Zum Schluß sei diesem Bericht über die Volkszählung noch zwei Feststellungen angefügt. Die erste betrifft die Beziehung von Horn und Geschlecht. Wir haben die Meinung weit verbreitet gefunden, dass beim Java-Nasborn nur die Bullen richtig ausgebildete Nasen-Hörner besitzen; bei den Kühen komme meist bloss ein verkürzter Höcker vor. Sogar die ausgezeichnete Aufnahme zweier gehörnter Nasbörner bei einer Kuhle, von Adriaan Hoogerwerf im 1930 aufgenommen, erhielt die Aufschrift »Zwei Nasbornbullen...«. Nach unserer Erfahrung sind die Hörner von Bulle und Kuh ungefähr gleich lang. Kühe ohne eigentliches Horn sind als Ausnahmen zu beurteilen. Bei den zwei oben erwähnten Tieren, die Hoogerwerf, der langjährige frühere Chef des Naturschutzdienstes in Indonesien, fotografierte, dürfte es sich um elteren um Mutter und erwachsene Tochter oder aber um Bulle und Kuh gehandelt haben. Vermutet Zusammensein zweier Bullen dieser Nasbornart halten wir für äusserst unwahrscheinlich.

Nun aber noch zum wichtigsten Befund: Die Nasborn-Bevölkerung des Udjung Kulon ist wohl sehr klein, umfasst aber zweifellos auch Jungtiere, und zwar in einer Anzahl, wie sie mit grösster Wahrscheinlichkeit von einer gesunden Bevölkerung zu erwarten ist. Das ist zweifellos eine sehr erfreuliche, hoffnungsvolle Feststellung. Die Resultate der jährlichen Zählungen von 1967 bis 1969 deuten auch tatsächlich eine kleine Zunahme der Population an; aber die Unvollkommenheit der Zählung erlaubt keine völlig sicheren Aussagen.

Ausblick

Es gibt keinen Zweifel, die letzten Java-Nasbörner bilden zwar eine winzige, aber heute noch lebensfähige Bevölkerungs-Einheit. Das seltenste Wildtier *könnte* überleben. — *Wird* es überleben?

Das hängt einzig und allein vom Faktor Mensch ab, oder sagen wir doch lieber: von uns Menschen; denn wir gehören dazu. Die menschliche Obermacht über dieses insizierende wilde Geschöpf und seine letzte Heimat ist erdrückend. Es ist uns völlig ausgeliefert. Deshalb lassen sich die Überlebenschancen des Java-Nasborns mit wenigen Worten beurteilen: Wenn sich unter uns Menschen der Wille bildet und schliesslich durchsetzt und zur dauernden Tat wird, das Java-Nasborn vor der Vernichtung durch uns Menschen zu retten, dann *wird* es überleben.

Heute wird seine Existenz vor allem durch zwei Gefahren bedroht. Die erste hängt damit zusammen, dass der Körper des erlegten Nasborns in Indonesien — und Südostasien überhaupt — einen bedeutenden Handelswert hat. Aus fast sämtlichen Organen des Nasborns werden für zauberkräftig gehaltene Medikamente hergestellt. Die Nachfrage nach solcher Medizin seitens gewisser Bevölkerungsschichten, die durchaus zahlungsfähig sind, ist übermässig gross. Hieraus erklärt sich der wirtschaftliche Anreiz für spezialisierte Geschäftsleute, Mittelanzüher, Händler und Helfer und schliesslich Wilderer, sich an Nasborn-Beschaffung und -Handel zu beteiligen. Das Java-Nasborn ist zwar durch Gesetz geschützt; aber man kann auch in Java dem Gesetz nicht Nachachtung verschaffen ohne finanziellen Aufwand, zuverlässige Beamte und eine vorbildliche Ordnung der Macht.

Die zweite Gefahr ist der Landhungers der mächtig anwachsenden lokalen Bevölkerung. In all den Siedlungen in der Nähe des Udjung Kulon nimmt mit der Bevölkerung auch der Nahrungsbedarf zu. Begreiflicherweise drängt das zur Vermehrung des Reisanbaus. Da das Anlegen von Sawahs, d. h. von Reiseressens mit dem zugehörigen Bewässerungssystem, vielerorts nicht in kurzer Zeit und nicht ohne grosse Kosten durchführbar ist, bedient man sich der primitiven Ladang-Methode und vernichtet auf breiter Front die letzten Wälder. Die dem Udjung Kulon nächsten Siedlungen liegen rund um das Bergmassiv des Gunung Hanje im Flachland in der Nähe der Bäche. Die Hüfen mit ihrem köchernen Balkengerüst, dem Wohnboden aus Brettern etwa ein Meter über der Erde, den Bambusmatten als Wände und dem Dach mit Ziegeln oder Matten aus Palmblättern stehen in Gruppen in ausgedehnten Kokospalmenhainen. Dazwischen dehnen sich einige Sawahs aus. Mit den Berghängen aber beginnt das Ladang-Gebiet. Es umfasst die ganzen Osthänge des Massivs von der Fuss- bis zur Gipfelzone. Vom Süden her sieht man ganz oben noch Reste des ursprünglichen Waldes, und an den Westhängen hat man den Wald im obersten Drittel noch stehen lassen. Da sind die Hänge so steil, dass sie sich für den Reisanbau nicht eignen. Das gewaltige, fast das ganze Bergmassiv bedeckende Ladang-Gebiet ist heute nahezu unproduktiv. Der Boden ist vererbt, und ausser einigen wertlosen Sträuchern wächst da praktisch nichts mehr. Auch der Wald vermag nicht mehr aufzukommen; eine derart riesige zusammenhängende Wundfläche heilt nicht mehr zu. Die Situation der Bevölkerung ist bedrückender denn je und hat sich noch durch einen weiteren Umstand verschlechtert: Die weitgehende Entwaldung der Berghänge hat dazu geführt, dass die Bäche zur Trockenzeit fast kein Wasser mehr führen. Was das für die Gesundheit der Bevölkerung bedeutet, wurde bereits früher geschildert. Wie aber sollen sich die Leute helfen? Es liegt wohl nichts näher, als der Angriff auf die letzten in der Nähe gelegenen Waldgebiete! Es sind diejenigen des Udjung Kulon... Selbstverständlich wäre damit das Problem der Ernährung nicht dauerhaft gelöst, dafür das Naturreservat endgültig zugrunde gerichtet und mit ihm das Java-Nashorn.

Können, sollen und dürfen wir uns da einmischen und mitverantwortlich fühlen für die Rettung des Java-Nashorns? Aus verschiedenen Gründen sollte diese Frage grundsätzlich überdacht werden. Selbstverständlich würden die Indoesier jede Einmischung unsererseits ablehnen, wollten wir ihnen vorschreiben, was sie zu tun haben. Aber es fragt sich auch, ob wir Weisse dazu legitimiert und qualifiziert sind. Gewiss, in Indonesien wirken sich planlose Entwaldung und ungeeignete Anbaumethoden verhängnisvoll aus; ausserdem werden durch illegale Aktivitäten wie Wilderei, Tierfang und entsprechendes Handel manche seltenen Tierarten bedroht. Aber steht es bei uns besser? Hat nicht die Schädigung unseres Lebensraums durch die Industrialisierung alarmierende Ausmasse angenommen? Man denke nur an die Immission lebensfeindlicher Produkte und Abfälle in den Lebensraum! Wir sollten uns auch der Tatsache erinnern, dass es vor allem Angehörige unserer Menschenseite waren, die durch rücksichtslose Ausbeutung und bedenkenlosen Zugriff sozusagen in allen Ländern und Meeren Lebensraum vernichteten und Tier- und Pflanzenarten ausgerotteten. Auch wenn wir uns nach den menschlichsten Motiven fragen, die sich derzeit lebensfeindlich auswirken, so könnten wir nicht besser weg als die Indoesier. In Indonesien wird Lebensraum vor allem geschädigt, weil man überleben will und einem keine schonenderen Anbaumethoden bekannt sind oder zur Verfügung stehen. Das gilt für die grosse Masse des Volkes. Auch Nashornwilderer und Zwischenhändler erstehen nicht viel mehr, als eine Weile die dringendsten Existenzsorgen los zu sein. Auf sozial höherem Niveau bildet die Pilgerfahrt nach Mekka ein heiss ersehntes Ziel, und schliesslich will man es allenfalls zu Wohlstand und einem Bankkonto in der Schweiz bringen.

Bei uns steht die Sorge ums Überleben nicht im Vordergrund. Statt dessen huldigen wir mit einseitiger Versessenheit einer verkümpferten Tugend: Schon in der Schule und im Elternhaus werden wir auf berufliche und wirtschaftliche Tüchtigkeit ausgerichtet. Da schon lernen wir, dass Arbeit rentieren und Reingewinn abwerfen soll; dass man Kapital erarbeiten soll, und dass dieses Zins zu tragen hat. Beim Mächtigen entwickelt sich die Zielsetzung weiter: Der Umsatz muss von Jahr zu Jahr

um mehr Prozent gesteigert werden. Es ist unerlässlich, sich gegen die Konkurrenz durchzusetzen, diese zu bekämpfen und wenn möglich auszuschalten. Dazu nimmt man Schwächere zumeist als Instrumente in seinen Dienst und zücht ihnen allerhöchstens so viel oder so wenig, dass sie weder Krawall machen noch zur Konkurrenz überlaufen. Man herrscht Marktforschung, um keine Chance zu verpassen; man schafft mittels Reklame und Werbung Bedürfnisse in den Konsumentenmassen und nutzt dazu ihre stärkeren Triebe — Prestige-, Konkurrenz- und Sexualtriebe — aus. Durch die Allianz mit Starke wird man noch mächtiger gegenüber der Konkurrenz und anderen Widerständen; die Einflussnahme auf die Massenmedien erschließt die Möglichkeit zum Formen des Denkens der breiten Masse. Die höheren Gremien der Politik und der Forschung macht man sich gefügig durch gerante Bestechung und Druck. Schliesslich geht es dann um Marktbeherrschung und um die Cügelung des zweiseitlichen Lebens ganzer Nationen und Kontinente zur Ausweitung der Machtpositionen.

Wir stehen im Sog eines Systems, das beim gesunden realistischen Denken beginnt, und das sich als Garant des allgemeinen Wohlbefindens, des wirtschaftlichen Fortschrittes und der Freiheit anpreist. Aber wohin führt es in Bezug auf Natur und Lebensraum? Zu immer rascher fortschreitender, immer allgemeinerer Schädigung und Zerstörung! Die Einsicht, dass der Lebensraum auf dem Spiele steht als das umfassende System, das mit Pflanzen und Tieren auch unsere Existenz trägt, diese Einsicht ist bei uns heute nicht massgebender als in Indonesien. Noch gilt der Tüchtige, für den wirtschaftlichen Einsatz volle Freiheit beanspruchende als der gesund denkende und handelnde Realist und als Träger des Fortschritts. Noch misachtet man die Forderungen des Naturschutzes und versucht, diesen als eine Art sentimentales Hobby oder als sektiererischen Idealismus abzutun. Dabei ist es umgekehrt: Naturschutz ist eine unerlässliche Forderung des Realismus; Konkurrenz in «Freiheit» und der von solcher Konkurrenz getragene «Fortschritt» aber sind Sportformen, die wir uns sehr bald nicht mehr leisten können, weil unser Lebensraum sie nicht mehr erträgt.

Die Erhaltung des Lebensraums stellt sich bei uns mindestens so sehr wie in Indonesien als eine lebenswichtige Aufgabe, die noch nicht bewill-

tigt worden ist. Umdenken und Umerzichen, Verzicht, Opfer und Anstrengungen sind unerlässlich. Was als Beschränkung der Freiheit und der wirtschaftlichen Entfaltung erscheinen mag, ist in Wirklichkeit Investition auf weite Sicht. Allerdings, da diese nicht im Interesse des Kampfes um die eigene Position, sondern einer zukünftigen Allgemeinheit liegt, erscheint sie von den bei uns vorherrschenden Grundsätzen, Zielen und Tugenden nur beurteilt als barem Unsinne. Sogar wenn man die Dringlichkeit der geforderten Anstrengungen und Verzicht einsieht, hat man es mit ihnen wie mit dem Steuern: Da der Staat unbestrittenemassen Steuern einnehmen muss, kämpft man einzeln und in Interessengruppen zusammenhaltend dafür, dass man selbst möglichst wenig belastet wird und die anderen möglichst viel bezahlen müssen! Ganz entsprechend ist es einem schon recht, wenn die anderen Forderungen des Naturschutzes anerkennen müssen; aber in jedem Einzelfall möchte man sich selbst kein Geschäft entgehen lassen! Was also könnte unsere Legitimierung sein, uns mit Naturschutzproblemen in Indonesien — oder in andern Entwicklungsländern — zu befassen?

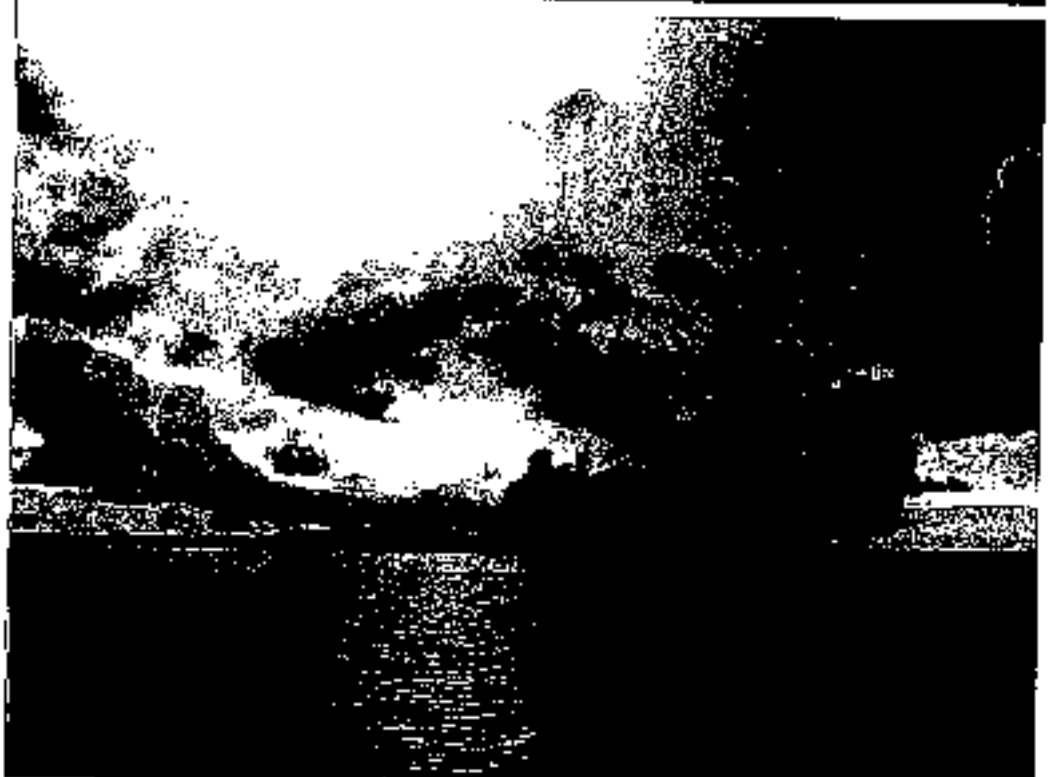
Ich denke die weltweite, überall ähnliche Gefahr verbindet, Sie treibt ungeschert der Verschiedenheit der Lebensgrundsätze und der heute bestehenden politischen Schranken zur Bildung einer gemeinsamen Front des Naturschutzes an. Die Forderung des Lebensraumes und der Lebensfülle ist der Leitgedanke wachsender, sich zusammenschliessender Kräfte. Ihre Anstrengungen, diesem Ziel in Erziehung, Forschung, Wirtschaft und Politik Nachachtung zu verschaffen, sind glücklicherweise nicht ohne Wirkung. Auch in Indonesien besteht die Bereitschaft, an der Ernt des Naturschutzes mitzuwirken; aber es fehlt an mobilisierbaren Mitteln. Man bringt gerade knapp die Kräfte zur Sicherung der Existenz für den Augenblick auf. Die gewaltige Bevölkerungszunahme schafft schon heute und erst recht für die nächste Zukunft schwierigste Probleme.

Die Träger des Naturschutzgedankens in Indonesien hoffen deshalb auf Hilfe von aussen, geleistet im Geiste der Solidarität. Die zuständigen Regierungsstellen sind in weitem Masse bereit, die dringlichsten Probleme in gemeinsamer Anstrengung zusammen mit dem Internationalen Natur-

schutzfund und dem World Wildlife Fund anzupacken. Es ist unsere persönliche Erfahrung, dass in solcher Zusammenarbeit etwas erreicht werden kann. Wesentlich ist allerdings, dass man sich konsequent und ausschliesslich darum bemüht, Verantwortung für die Erhaltung von Lebensraum und Lebensfülle mitanzulegen, und nicht probiert, nebenbei geschäftliche oder politische Vorteile einzuhandeln. Gerade auch in Indonesien sollte der Einsatz für den Naturschutz keinerlei Missdeutung zulassen.

Es geht um den weltweiten Ausbau der Front des Naturschutzes zu einer ausserordentlichen Kraft. Bei uns muss in Birkenshaus und Schule der beruflichen und wirtschaftlichen Tüchtigkeit eine andere Tugend vorangestellt werden: Die Verantwortung für Lebensraum und Lebensfülle, oder mit Albert Schweitzer's Worten: Die Ehrfurcht vor dem Leben. Bestimmte Grenzen der Freiheit sind unerlässlich; die Verfügungsgewalt über Natur und Lebensraum ist einzuschränken, insbesondere muss der wirtschaftlichen Konkurrenz und dem industriellen Fortschritt dann Halt geboten werden, wenn durch sie Lebensraum und Lebensfülle bedroht werden. In manchen Entwicklungsländern ist die Rettung von Lebensformen, die unmittelbar von der Vernichtung bedroht sind, wohl das am wenigsten aufschiebbar Anliegen. Heute können wir noch verhindern, dass Art um Art unersetzen aus dem Leben ausgeschaltet wird für alle Zukunft.

Dieses Büchlein ist der Bericht über den bisherigen Verlauf einer solchen Rettungsaktion. Es ist eine gemeinschaftliche Aktion, an der manche — dabei in und in Indonesien — auf entscheidende Weise Anteil haben. Aber vergessen wir nicht: Die Front des Naturschutzes ist vielfältig. Wo wir uns einsetzen, dabei in oder in der Fremde, ist unwesentlich; von unvergleichlicher Wichtigkeit aber ist es, dass wir es tun.





*Oben: Wie wir die Breite der Eisabdrücke messen
Unten: Zentus-Mannschaft nach der Arbeit*

Inhalt

Wir Menschen und unsere «wilden Brüder»	5
Wie man «auf Nashörner kommt»	10
Vom Java-Nashorn und seinen asiatischen Vettern	14
Unsere Aufgabe und wie es am Anfang aussah	20
Auf ins Ueljung Kalon	28
Wie schützt man Nashörner?	39
Kameras haben nicht gern im Meer	57
Teräs	67
Erbolung auf Pulau Pentjang	92
Wo kommst du her, wo gehst du hin?	107
Im Vorbeigehen hinter	119
Streik der Bootsmotoren	140
Urwaldnächte	153
Glück muss man haben	173
Was wissen wir vom seltensten Tier?	184
Was Fingerabdrücke verraten	201
Ausblick	209